1032
Bd. 2

Caupolican.

Eine
katholische Erzählung aus der neuen Welt.

Von

Ludwig Clarus.

Zweiter Band.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1859.

In der **Fr. Hurter**'schen Buchhandlung in Schaffhausen erschienen ferner:

Charakterbilder
der
allgemeinen Geschichte.

Nach den Meisterwerken der Geschichtschreibung alter und neuer Zeit.

Von

Dr. A. Schöppner.

3 Bände. Eleg. geh. gr. 8. fl. 7. 44. Rthlr. 4. 16.

(I. **Das Alterthum.** fl. 2. 20. Rthlr. 1. 10. II. **Das Mittelalter.** fl. 2. 42. Rthlr. 1. 18. III. **Die neuere Zeit.** fl. 2. 42. Rthlr. 1. 18.)

Herr Regierungsrath Kellner empfiehlt das Buch in seiner Volksschulkunde (4. Aufl. 1858, S. 285) als „eine treffliche Auswahl zur Selbstbelehrung. Unter Leitung dieses Werkes könne die Geschichte wirklich einen Beitrag zur Charakterbildung liefern." Eine andere Beurtheilung findet dasselbe geeignet, „viele Vorurtheile zu zerstreuen, die Jugend für große Charaktere zu begeistern, wißbegierige Leser auf anziehende Weise in den Tempel der Geschichte einzuführen," und empfiehlt dasselbe der hochw. Geistlichkeit und allen Lehrern auf's wärmste.

Gnaden.

Von

Gedeon von der Heide.

Mit einem Stahlstich nach einer Zeichnung

von

Ed. Steinle.

Eleg. geh. fl. 2. 24. Rthlr. 1. 10.

In elegantem Einband fl. 2. 45. Rthlr. 1. 16.

RBR
Jantz
#1032
Bd. 2

Caupolican.

Zweiter Band.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/caupolican21volk

Caupolican.

Eine

katholische Erzählung aus der neuen Welt.

Von

Ludwig Clarus.

Zweiter Band.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1859.

Während Lautaro sich mit seiner auserlesenen Schaar gen Norden gewendet hatte, war Caupolican, nachdem er die innern Angelegenheiten des araucanischen Staates, die in Folge der Abwesenheit so vieler Männer im Felde etwas aus ihren Geleisen gekommen waren, geordnet, mit einem andern Heerhaufen an die Seeküste gerückt und hatte sein Augenmerk auf Imperial gerichtet, wo, wie er wußte, Malaja sich befand. So wenig auch bisher in dieser Erzählung die Rede davon gewesen, nach welchem Punkte die Gedanken und Empfindungen des Toqui vornehmlich gerichtet waren, so darf der Autor doch, was er oben nur angedeutet, nun verrathen, daß Caupolican seine geliebte Freundin nie aus dem Sinne gelassen und daß sein innerer Blick gar oft nach dem Orte gerichtet war, wo sie verweilte, wie er sich auf das Genaueste über ihren jedesmaligen Aufenthalt in Kenntniß erhielt. Seine Umgebung ward hiervon nichts gewahr, weßhalb denn auch der Schreiber dieses davon so wenig erfahren hat. Solche inneren Vorgänge pflegte Caupolican nicht mitzutheilen. Er war auch zu sehr Araucaner, d. h. Patriot, als daß er

den Angelegenheiten seines Herzens jemals einen Vorzug vor den Interessen des Vaterlandes hätte einräumen mögen. Er hielt es für schimpflich, so lange diese seine Aufmerksamkeit, seine Fürsorge und Thätigkeit in Anspruch nahmen, den Bedürfnissen seines empfindenden Ich, welche nicht mit der Vaterlandsliebe zusammenhingen, irgend wie Rechnung zu tragen. Er verschloß diese Empfindungen und gestattete ihnen weder Ausgang, noch Ausdruck. Daher erschien er unempfindlich nach Außen und täuschte, obwohl unabsichtlich, selbst den weisen Menschenkenner Colocolo, welcher schon oft dem sorglichen Gedanken sich überlassen, der nur verschlossene Caupolican habe den Gefühlen, die er sonst für Malaja empfunden, entsagt. Dem greisen Vater, welcher sein Kind mit um so zärtlicherer Neigung liebte, je länger ihm dasselbe bereits vorenthalten worden, und welcher von der heißersehnten Verbindung Malaja's mit Caupolican für Arauco die segensreichsten Folgen erwartete, wollte diese anscheinende Unempfindlichkeit oft schier das Herz zerbrechen. Allein er gewann immer bald wieder die den Araucanern eigene stoische Ruhe, welche auch bei Caupolican der innern Bewegung häufig zum äußern Deckmantel dienen mußte. Nichts war seinem Herzen erwünschter, als daß er bei der von ihm unternommenen Belagerung von Imperial die Sehnsucht seines Herzens mit den Interessen des Vaterlandes im Einklange sah und beide einerlei Ziel verfolgen konnten, da die Eroberung von Imperial zugleich eine Wiedereroberung

seiner Geliebten war. Das Erzeugniß dieser Ueber=
einstimmung der Pflicht mit der Neigung war eine
sehr befriedigende Stimmung, deren Heiterkeit der
kluge Colocolo bald den wahren Grund abfühlte. Er
ward dadurch viele bange Sorgen los. Imperial ein=
zunehmen, war für ein Heer wie das araucanische
keine Kleinigkeit. Mit einem Handstreiche war die
wohl befestigte und gut behütete Stadt nicht zu ge=
winnen. Die Spanier waren gar wachsam und hatten
sich gegen einen anhaltenden Widerstand auf das Beste
gerüstet. Caupolican konnte daher nur durch hart=
näckige Ausdauer und schließlich mittelst Aushunge=
rung zum Ziele zu gelangen hoffen. Er hatte deßhalb
möglichst viele Kriegsvölker herangezogen, um den
Platz, so viel als thunlich, einzuschließen. Dieß war
schwierig, weil die Stadt Imperial, an einem schiff=
baren Flusse belegen, eine beständige Communication
mit der See durch die Schiffe, welche ihr selbst zu
Gebote standen und die auf dem Flusse zu ihr ge=
langten, unterhalten konnte, ohne daß die Araucaner
die nöthigen Mittel besaßen, den Entsatz oder die
Verproviantirung der Stadt auf dem Wasserwege zu
hindern. Obwohl die Araucaner, deren Wohnplätze
in der Regel ihre Lage an den Ufern der Flüsse hatten,
mit dem Wasser so vertraut waren, daß sie besonders
aus Liebe zur Reinlichkeit und um sich zu erfrischen,
Stunden lang darin zubrachten und durch ihr häu=
figes Baden durchweg eine seltene Geschicklichkeit im
Schwimmen besaßen, so waren sie doch mit der

Schifffahrt nicht vertraut. Während ihre Fertigkeit im Untertauchen an's Unglaubliche gränzte und sie für ihre Person die breitesten Flüsse mit größter Leichtigkeit zu passiren im Stande waren, hatten sie es doch zu einer Flotte nicht gebracht und am wenigsten zu einer solchen, mittelst deren sie kriegerische Unternehmungen auszuführen im Stande gewesen wären. Daß die beiden Flüsse, an denen Imperial lag, von der Landseite der belagerten Stadt keine Zufuhrwege wurden, konnten die Araucaner zwar einigermaßen verhindern, indem sie die Ufer bewachten und durch schwimmende Späher zeitig zuvor unterrichtet, dem Herankommen von Fahrzeugen allerhand Erschwernisse entgegenzustellen im Stande waren. Allein gegen die Seeseite konnten sie dem Verkehre so gut wie gar keine Hemmungen entgegenstellen. Da die Spanier in Folge der in Peru herrschenden Unruhen von dort her so wenig als aus dem nördlichern Chili, wo Lautaro die Eroberer des Landes in Schach hielt, bald Verstärkungen oder Entsatz zu gewärtigen hatten, so scheueten sie sich, ihre Mannschaften durch größere Ausfälle und Angriffe gegen Caupolican's Heer auf das Spiel zu setzen. Caupolican seinerseits hatte, da seine tüchtigsten Unterbefehlshaber seinem Stellvertreter Lautaro mitgegeben waren, auch keine allzustarke Versuchung, kühne Angriffe zu unternehmen, ehe er nicht die Einnahme Santiago's durch Lautaro, deren Nachricht er sehnlichst erwartete, vernommen. So waren Belagerte wie Belagerer zu einer langweiligen, be-

obachtenden Unthätigkeit gleichsam verurtheilt. Das Merkwürdigste war, wie neben dem äußern Kriege sowohl in der belagerten Stadt, als im Lager der Angreifer, noch ein innerer geistlicher Kampf gestritten wurde, indem sowohl Donna Mencia als Pater Jago in Imperial mit allen Waffen der christlichen Liebe und Klugheit die widerspänstigen Ueberbleibsel des Heidenthumes in Malaja's Seele zu unterwerfen suchten und der Pater Pedro, den Caupolican bei sich führte, seine große Unternehmung auf Eroberung der edeln Seele des Toqui unablässig fortsetzte und eine weit hartnäckigere gründlichere Belagerung gegen dieselbe führte, als der Feldherr gegen Imperial. Malaja ihrerseits hatte neben dem oben bezeichneten noch einen Kampf ganz besonderer Art zu bestehen. Der grauenhafte Marollo, welcher dem aufmerksamen Leser dieser merkwürdigen Erzählung ganz verschollen zu sein scheinen mag, hatte, seit er hier zuletzt genannt worden, nimmer gerastet, an den Werken der Finsterniß zu wirken, welche er sich, dem Uebermaaße eigenwilligster Selbstsucht verfallen, fort und fort zu treiben dämonisch begeistert fühlte. So wenig als Caupolican, hatte er jemals Malaja aus seinem Sinne oder vielmehr seinen Sinnen verloren. Nur darin hatte sich sein Streben verändert, daß er die Büßung seiner Lust nicht einem Ueberfalle, einem Raube und einer bloßen leiblichen Hingabe verdanken, sondern mittelst bereitwilliger Zustimmung seines Opfers erlangen wollte. Das war aber gerade das Teuflische in

seinem Beginnen. Denn dazu genügte nicht das äußere Verderbniß von Malaja's Unschuld und Jungfräulichkeit, sondern die Erreichung des scheußlichen Planes setzte das seelische Verderben der Jungfrau voraus. Bei der erfinderischen Bosheit, welche der Erzzauberer in der Hölle seinen Jüngern auf Erden inspirirt, sind der krummen Wege, auf denen dieselben ihrem Ziele zu nahen wissen, zahllose und für ein bloß menschliches Begriffsvermögen meist unfaßbare. Zunächst gränzte es fast an das Wunderbare, wie Marollo über Malaja's jedesmaligen Aufenthalt und häufig auch über die Gelegenheiten, bei welchen sie muthmaßlich auf Stunden lang allein war, die genaueste Kenntniß zu haben schien, indem diese Zeiten so oft von ihm benutzt wurden, nicht nur Zeichen seiner Wirksamkeit und Nähe zu geben, sondern auch die Dreistigkeit seines persönlichen Erscheinens herbeiführten. Wenn schon der Eintritt Marollo's in die von ihm gewählte Bahn uns unheimlich anwiderte, weil wir ihn von allen Schlechtigkeiten und Nichtswürdigkeiten des gewöhnlichen Lebens umlagert erblickten, so muß uns jetzt ein Grausen anwandeln, wir sehen, wie sein Weg sich inzwischen immer tiefer gegen den sittlichen Abgrund gesenkt und die anfänglich etwa noch bemerkbar gewesenen Spuren von Licht sich in immer dickere Nacht verloren haben. Alle Schnödigkeit und Bosheit scheint inzwischen an ihm zur Entwickelung gekommen zu sein, alle verhüllten Keime des Bösen erschlossen sich anscheinend

inzwischen zur Blüthe. Wie ist das zu erklären? Wie das Böse überhaupt in die Welt gekommen ist und sich entwickelt und Ausbreitung gewonnen hat, so gewinnt es auch Ursprung, Bestand und Wachsthum in der Seele des Individuums. Alle von der Weltweisheit versuchten Lösungen der Frage nach der ersten Wurzel alles Bösen in der Welt haben sich als unhaltbar erwiesen. Die Versuche, den in das tiefste Mark der Dinge einschneidenden Gegensatz von gut und böse als Schein zu erklären und denselben in pantheistischer Weise zugleich mit dem Dasein in der Gottheit aufgehoben sein zu lassen, haben sich als vergeblich erwiesen. Eben so wenig genügt es, den Gegensatz zu einem absoluten und wie anfangs- so end-losen Widerspruche zu machen, denselben dualistisch zu lösen und zu zersetzen und selbst die Gottheit in diesen Widerspruch zu zertheilen, wie es die orientalischen Religionen noch heute thun. Dagegen hat die am Anfange der Dinge offenbarte und durch die ganze bisherige Dauer bewährte Lehre sich als die wahre erwiesen, daß das Reingute vom Uranbeginne her bestanden, das Böse aber keineswegs demselben gleich unerschaffen von Ewigkeit her gewesen. Wäre dieses, so würde es einen unlösbaren Gegensatz mit ihm bilden, welcher zu seiner Lösung ein höheres Sein als das erste Sein und eine Ewigkeit über die Ewigkeit hinaus fordern würde. Das Böse ist daher entstanden in der Zeit, aber es ist nicht als solches von Gott geschaffen. Vom unbedingt Guten kann durchaus kein Böses ausgehen.

Alles von Gott Geschaffene ist nur gut, insofern es böse, ist es aus diesem anerschaffenen Sein hinausgegangen oder heraus geworden. Dieß konnte nur geschehen mittelst einer Abkehr des Willens einer geistigen Persönlichkeit vom Reinguten, wie es *in* Gott wurzelt. Möglich war diese Abkehr, weil dem Willen die Freiheit gegeben und mit dieser die Wahl, sich für oder gegen Gott zu entscheiden. In der der Persönlichkeit beschiedenen Macht der Selbstbestimmung war die Möglichkeit gegeben, sich für das Gute oder Böse zu entscheiden. Ohne diese Freiheit war der Unterschied von Böse und Gut für die Persönlichkeit gar nicht vorhanden und ein Wille nach der einen oder andern Richtung hin nicht denkbar. Eine Prüfung mußte an den Tag bringen, wofür die Freiheit sich entschied. Die Prüfung aber bestand darin, daß diese nur von sich abhängige Selbstthätigkeit des Lebens zur Wahl schreiten mußte, ob sie sich als Mittel zur Erreichung eines höhern Lebens in Gott hingeben und dann nach der höheren göttlichen Freiheit die eigene bestimmen, oder ob sie in Verneinung ihrer Hergabe zu höherem Zwecke nur selbsteigenem Gelüste folgen wolle. Indem nun jenes Vermögen der Selbstbestimmung im Mißbrauche solcher Freiheit sich für das Ueble entschied, war das Böse als Selbstthat aus dieser Verschuldung hervorgegangen, und zwar nicht in einer schaffend setzenden, sondern in einer in Zerstörung des von Gott gesetzten Guten wirksamen That. Der erste Thäter des Bösen ist

also nicht in Gott, aber in der Welt. Weil sein Reich von der Welt ist, nimmt er auch Theil an ihrem Wesen und Formen. Da die Verkehrung des Willens aber in der Sphäre des Geistes sich vollziehet und zuerst auch nur im Reiche der Geister sich vollzog, so liegt das Böse auch zunächst in dieser Sphäre, und das Reich des Teufels, jenes ersten Uebelthäters, ist ein geistiges, und weil alles Geistige nur in Individuen lebt, bildet jenes Reich eine aus diesen concreten Persönlichkeiten zusammengesetzte Gemeinde. Die Mitte und das Haupt dieser entarteten Geister ist als Urgrund alles Bösen, der alle die gleich und nach ihm das Böse erwählten, in seinen Fall verwickelte und nachzog, der Satan. Die unter ihm begriffene Vielheit, in welche die mannichfaltig sich gliedernde Masse des Bösen sich vertheilt, verbindet sich unter diesem Haupte wieder zur Einheit. Was sich in dieser Weise im Reiche der Geister begab,. vollzog sich, nachdem der Mensch erschaffen worden war, auf Anstiften und durch Verleitung des Satanas im Nachbilde auf Erden. Diese war die Stätte, auf welcher auch der Mensch den Himmel haben, wo er herrschen und gebieten sollte, wenn er in jener auch an ihn herangetretenen Prüfung bewährt gefunden sein würde, wie die gefallenen Geister in die obern Regionen des Himmels beim Bestehen der Prüfung eingewiesen sein würden. Auch der Mensch that bei der Prüfung nicht, wie er gesollt, sondern wie ihm gelüstete. Die personificirte Macht des Abgrundes

bot ihm verführend die untersagte Frucht der Erde dar und statt sich das Leben von dem Baume, der, die Wurzel nach oben, in seinem sich ihm zubeugenden Wipfel die bessere Frucht ihm bot, aß er von jenem andern, der, die Wurzel in die Erde schlagend, seine Frucht im irdischen Lichtkreis reift, und aß sich den Tod, weil sie in der Uebertretung des Gebotes ihm Gift aus dem Abgrunde zugeführt. So verfiel er dessen Region, deren Mark er sich in jenem Gifte als ein fort und fort bei seinem Geschlechte bleibendes Erbe angeeignet und in sein Wesen aufgenommen hatte. Der Sturz erfolgte aber nicht in die Trostlosigkeit des Abgrundes, welcher das Reich der gefallenen Geister bildet, sondern er blieb auf der Erde, welcher nur das Paradies entzogen ward. Statt aber die Herrschaft auf ihr zu führen, verfiel er in ihre Herrschaft und irdische Gebundenheit und vermochte nicht, seinen irdischen Himmel gegen die Mächte der Finsterniß zu schützen, welche neben dem Lichte nun auf derselben ihre Stätte suchte. Die Erde war nun zwischen ihn und den Himmel getreten. Seine Freiheit war, um sich geltend zu machen und das Licht auf der Erde zu finden und die Hindernisse, welche dieselbe ihm zum Schiedniß vom Himmel setzte, zu beseitigen zu einem Kampfe gegen die Gebundenheit, welcher er sich freiwillig überliefert, genöthigt. Hat sich aber auch der Himmel dem Gefallenen entzogen, so ist er doch nicht verloren und kann mit Gewalt wieder erkämpft werden. Zugleich aber auch ist

er vor der Hölle verwahrt und diese ihm noch verhüllt geblieben. Wie in dem Wechsel von Nacht und Tag, bewegte sich der Mensch in seiner vererdeten Existenz zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Gut und Böse, zwischen Lust und Pflicht, zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Tod und Leben. Indem er die Wege, welche nach Unten ziehen, und die Wege, welche nach Oben führen, seit jenem Falle vor und neben sich hatte, hat es ihm bequemer und mehr erwünscht geschienen, jene zu wandeln. War er mit einem noch vollkommenen Willen ausgerüstet, schon der Versuchung unterlegen, so darf nicht befremden, wenn er nach eingegetretener Degradation bei stärkerer Herrschaft der bösen Lust, bei immer reichlicher ihm vor Augen tretenden übeln Vorbildern im Fortgange der Zeit fast nur eine Entwickelung des Bösen in allen seinen Formen sehen ließ. Das Gute verarmte dieser Bereicherung des Bösen gegenüber immer mehr. Je mannichfaltiger und bunter das Getümmel auf den niederwärts führenden Pfaden wuchs, desto öder, einsamer, mehr und mehr verlassen wurden die nach oben gehenden Pfade. Das Verderben wuchs allmählich auf Erden dergestalt, daß, eine Familie ausgenommen, alle ihre Bewohner sich endlich auf dem argen Wege befanden. Es kam dahin, daß die Vorsehung selber sich in's Mittel schlagen und die Zerstörer ihrer Pläne selber zerstören mußte. Zu dem Ende trat die große Sündfluth ein, welche die Erde säuberte. Nachdem das übelste Gift mit seinen Be-

reitern und Mischern hinweggeschafft worden, ward die Erde dem geretteten und reineren Geschlechte allein überwiesen. Jene angeerbte Neigung zur Selbstverfinsterung, zur Freundschaft mit den Mächten der Finsterniß war aber auch diesem verblieben und die krankhafte Anlage ihm nicht erlassen. Die nimmer rastenden Mächte des Abgrundes naheten einem Zweige dieses Geschlechtes und wußten denselben zu ihrem Cultus zu berücken, daß er sich von den rein gebliebenen Gliedern, den Kindern Gottes, schied und während diese dem Lichte und Gotte dienten, in abschüssiger Richtung und immer stärker anschwellender Vielheit der Personen in die Abgründe des finstersten, abscheulichsten Heidenthumes versenkte. Das ursprüngliche Gottesbewußtsein verdunkelte sich in Folge der selbstverschuldeten Entfremdung des Menschen von dem Einen lebendigen Gotte. Unter der überwiegenden Herrschaft der Sinnlichkeit stehend und durch sinnliche Lust in seiner sittlichen Freiheit geschwächt, vermochte der Mensch, je weiter er in jener Richtung hinabsank, immer weniger die Gottheit als ein rein geistiges und übersinnliches, von der Welt verschiedenes und über dieselbe unendlich erhabenes Wesen zu fassen. So ward der Mensch unvermeidlich aus seinem Gesichtskreis in die Naturschranke eingeengt, durch welche er seinen Gesichtskreis begränzte. Das ihm eingeborene Bedürfniß der Anerkennung und Verehrung einer Gottheit suchte er durch eine Vergötterung der materiellen Natur zu befriedigen. Er fand

darin eine unermeßliche Fülle von Kräften und Mächten, welche er sich zu concreten Gottheiten gestaltete. Der Cultus derselben führte im Fortgange der Zeiten und im Wachsthume des Uebels zu immer größern Abscheulichkeiten. So griff denn das Heidenthum immer weiter um sich, bis die abermalige allgemeine Versunkenheit nach Ablaufe der alten Zeit den Eintritt der verheißenen neuen Hilfe nöthig machte. Diese ward von dem hilflosen Kinde in der Krippe gebracht, das unter unscheinbaren Umständen zum Helden erwachsen, die ungeheure Sendung übernommen, mit dem Widersacher des Menschengeschlechtes, welcher wiederum fast dessen ganzen Umfang beherrschte, allein in den Kampf zu gehen, den verderblichen Vertrag zu lösen, mittelst dessen es sich an ihn hingegeben und die blutbesiegelte Urkunde dieses Vertrages dem Ueberwundenen abzuringen, damit die Menschheit von des Teufels Verstrickung und Unterjochung befreiet, wieder bessere Früchte bringen könne, als die ihm der Baum der Versuchung getragen. Wie der Held solches bewirkt, wie er, der Stärkere, eingefallen in das Haus des Starken, wie er ihm die Macht genommen, auf welche er sich verlassen und seinen Raub ausgetheilt, wie er den Armen das Evangelium gepredigt, die zerstoßenen Herzens waren geheilt und überall als Sieger und Ueberwinder aufgetreten, ist männiglich bekannt. Das Licht herrschte wieder und die Nacht mußte sich vor demselben flüchten. Doch war die Anwesenheit des Lichtes nicht so unangefochten, daß

sie nicht überall, wo die Mächte der Finsterniß eine Schwäche oder Widerstandsunfähigkeit des Hüters witterten, von diesen Mächten bestritten, verkümmert und beeinträchtigt worden wären. Dieselben sorgten auch dafür, daß da, wohin das Licht noch nicht gedrungen war und Heidenthum oder Judenthum noch die Herrschaft in den Seelen der Menschen festhielten, der Verbreitung des Lichtes von allen Seiten Abwehr und Hindernisse in den Weg gelegt wurden, um die Anbetung des bösen Principes oder der Ichsucht, welches in den Göttern und Götzen nur individuelle Ausgestaltungen und Personificationen erfahren und der Herrscher über die Anhänger solcher heidnischen Culte (wenn auch hinter den Coulissen) blieb, festzuhalten und zu sichern. Denn die Götter, um deren Vertheidigung gegen das Christenthum es sich handelte, waren selbstgemachte Wesen, denen das Gepräge dieses oder jenen Volkes, seiner Neigungen und Fehler unaustilgbar aufgedrückt war, Götter, welche die Völker mehr zu Dienern ihrer Lüste, zu Werkzeugen ihrer Selbstsucht, als zu wirklichen Herrn und Gebietern über sich bestellt hatten. Das war aber die Herzenslust des Bösen, daß die Heiden nur sich, d. h. ihm dienten und sich einbildeten, eine Religion zu besitzen, während sie in scheußlicher Abgötterei steckten. Wären bei der Ausbreitung des Christenthums in heidnischen Ländern genaue Beobachtungen und Aufzeichnungen über die Widerstandsversuche und Mittel gemacht, welche die Mächte der Finsterniß zur Sicherung ihres

Besitzstandes über die Völker angewendet, so würde man über die Genialität des Teufels noch weit mehr sich zu wundern Anlaß haben, welcher es sich nicht verdrießen läßt, bei erleuchteten Geistern für einen dummen Teufel zu gelten, weil er in dieser Gestalt weit sicherere Erfolge zu erzielen sich schmeicheln darf, als wenn man vor seiner Arglist und Schlauheit auf der Hut ist. So ist es ohne Zweifel auch eine Veranstaltung des Bösen, daß er, wenn das Kreuz Christi mittelst Eroberung und Aneignung heidnischer Gebiete durch christliche Mächte als ein Siegespanier unter den Heiden aufgestellt zu werden drohet, die Motive und Leidenschaften der Eroberer vergiftet und er große, auf Erweiterung des Reiches Gottes abzielende Pläne durch Hineinmischen des elendesten Egoismus wo nicht zu Schanden zu machen, doch so zu verkümmern weiß, daß der Erfolg eine lächerliche Parodie des Enthusiasmus für das Gute, womit ihre Ausführung unternommen ward, erscheint. Wenn man erwägt, mit welch einem edeln Drange nach Ausbreitung des Glaubens der treffliche Columbus seinen Entdeckungszug betrieb, wie er in bewunderungswürdiger Selbstdemüthigung in den Straßen von Sevilla den Strick eines Franciscaners trug und wie er die Reichthümer, welche er in der neuen Welt suchte, für Kriege bestimmte, die in Asien gegen den Unglauben zu führen waren, wird man zu einer innigen Rührung über einen so frommen Glaubenseifer hingerissen. Aber wenn man dann in dem oft grausamen Benehmen seiner blutigen

Nachfolger auf den von ihm eingeschlagenen Bahnen der Cortez, Pizarro's u. s. w., die christliche Begeisterung, die auch sie wohl zu Zeiten beherrschte, überwuchert werden siehet durch Habsucht, Blutdurst und andere Sünden, so findet man bei der Vergleichung der Motive, welche jenen beseelten und welche diese leiteten, leicht den Schlüssel zu dem Räthsel, daß so herrlichen Anfängen die Folgen so wenig entsprochen haben. Aehnliches finden wir in den Kreuzzügen, deren Fortgang und Verlauf in so übelm Einklange mit dem gottbegeisterten Beginne stand. Dieser grausenhaften Beharrlichkeit und unerschöpflichen Fülle von Erfindungen und Machinationen zur Festhaltung seines Besitzstandes, welche der Böse dem siegreichen Erscheinen des Kreuzes in den noch von der Macht des Heidenthumes bedeckten Ländern entgegengestellt, hält die Kraft des Vordringens auf der Seite der Angreifer nicht Stand. So ist die sonst unerklärliche Erscheinung zu begreifen, daß die Nacht den unbesieglichen Waffen des Lichtes zu widerstehen vermag. Wären der Eifer und die Kraft der Guten so standhaft und beharrlich, als die der Bösen, so würde das Böse sich längst auf Erden nicht haben halten können. Hätte der Glaube in Allen, welche als Gläubige gezählt werden, eine solche Macht, wie der Unglaube unter seinen Anhängern, so hätte der Unglaube sich längst vor jenem flüchten müssen. Darum ist das Heidenthum noch unter bei weitem zahlreichern Anhängern verbreitet geblieben, als der wahre Glaube

sich bis jetzt hat gewinnen können. Herrscht auch hier und dort in engerm und weiteren Kreise eine Art bessern Heidenthumes, in welches Streiflichter der anfänglichen Offenbarung hineinscheinen und dort eine Art Helligkeit unterhalten, schauen die Anhänger dieser gesündern Einsichten auch in reinerem Naturlichte und bestreben sie sich auch, die sittliche Würde sorgfältiger zu wahren und die Flämmchen des guten Lichtfeuers, die noch bei ihnen glühen, zu hüthen, daß sie nicht erlöschen, so ist doch der dämonische Baalsdienst, in welchem Satanas von den Heiden ihre Huldigung entgegennimmt, weit häufiger, auf weit größern Strecken und in viel zahlreichern Völkern verbreitet. Dieses schlechte Heidenthum feiert leider noch auf dem größern Theile der bewohnten Erde seinen Hexen- und Zauberersabbath und zwar nicht etwa, wie es unter vom Christenthume abgefallenen Götzendienern etwa geschieht, insgeheim am abgelegenen Orte oder verstohlen bei nächtlicher stiller Weile, sondern am lichten Tage und als öffentlichen Cultus. Ueber alle Völker der Erde hatte er sich einst mit größerer oder geringerer Gewalt des Bösen ausgebreitet. In Egypten trat dieser Baalsdienst als Thierdienst auf. Bis zu dem fernsten Indien ist er als Shiwaismus vorgedrungen und hat die Länder, welche er hier einnahm, zugleich in grauenhafter Todeslust und Zeugungslust entzündet. Chaldäa, Assyrien, Syrien hatte er mit seinem Schauder überzogen. Die Mysterien der Göttermutter und des Atys wie der

Dionysien in Griechenland und die Bacchanalien in Rom sind in seinem Geiste gefeiert worden. Selbst der nüchterne Norden hat sich ihm nicht zu entziehen vermocht. Durch die dämonische Mystik, welche dieser Dienst vermittelte und erhielt, ist dem Satan ein directer Einfluß auf die Heiden verblieben, den er auf das Beste zu seinen Zwecken auszubeuten verstanden hat. Nur mittelst solcher außerordentlichen Veranstaltungen ist es ja den Geistern des Abgrundes vergönnt, sich den Menschen in geläufiger Weise zu nahen und geregelten Verkehr mit ihnen zu pflegen. Denn im gewöhnlichen, alltäglichen, regelmäßigen Leben siehet sich der Mensch mit einem Kreise umhegt, in welchen die im Abgrunde hausenden Geister sich einzudrängen keine Veranlassung finden. Hier ist keine Stätte, kein Ankommens für sie. Das Vorherrschen des Werkeltagsverstandes, der nur das helle Tageslicht der Gewöhnlichkeit schauet und schauen will, ist für solche directen Einwirkungen nicht empfänglich. Er würde dieselben, falls sie auf ihn versucht würden, mit allen rationalistischen Waffen abwehren, weil für sie in dem Umkreise seiner Alltäglichkeit kein Raum ist. Sie begegnen darin nur dem Unglauben nicht nur an ihre Wirksamkeit, sondern selbst an ihre Existenz. Es begiebt sich hier das Analoge von dem, was wir im Evangelio von dem göttlichen Heilande lesen, welcher nur dem Glaubenden seine Macht und Hilfe angedeihen ließ und nur für diejenigen der Heiland sein wollte, welche ihn von Herzen aufnahmen. Wie

durchaus er mit seiner Hilfe und Heilkraft bloß den Glaubenden gehören wollte, sehen wir deutlich aus dem Umstande, daß er, wo er wenigen Glauben fand, auch wenige Zeichen that. So war es in Nazareth, von welchem der heilige Evangelist sagt: „Er verrichtete daselbst nicht viele Wunder wegen ihres Unglaubens.“ Wie Satanas in vielen Dingen nur schlechte Copieen oder Contrafei's von dem liefert, was im Reiche des Lichtes zur Ordnung und Regel gehört, so ahmt er es dem Heilande darin nach, daß er nur da offen und unmittelbar hervortritt und eingreift, wo er Glauben und Zuneigung für sich findet. Dazu kommt, daß er und seine Gesellen stolze Geister sind und es gar übel ertragen, wenn man sie ab- und schnöde in das Reich des Nichts verweist, indem man ihre Wirksamkeit für Sinnentäuschung oder sonst eine andere Selbstgaukelei des Menschen erklärt. Wird aber ein Mensch herausgetrieben aus jenen Geleisen der Gewöhnlichkeit, verläßt er ihren schirmenden Kreis, so kommt er mit den Geistern jenseits in Verkehr, und zwar, wenn er unter jene vom Verstande beherrschte Lebensebene hinabtaucht, mit den Geistern des Abgrundes. Auf diesem Wege gelangt er hinein in das dämonische Wesen, dem er dann durch Einweihungen in ihre Mysterien in die dunkele Niederwelt mit seinem Sinne und Trachten folgt. So verfällt er der dämonischen Mystik, welche ein Afterbild der religiösen und namentlich der christlichen Mystik darstellt, indem sie mit ihren Vorbereitungen, Weihungen und andern

Anknüpfungs= und Aufregungsmitteln die Vereinigung mit den Mächten des Abgrundes und Erwerbung der heillosen Dienstbarkeit derselben in ähnlicher Weise erstrebt, als die reine und reinigende Mystik nach der Einigung mit dem Urquelle alles Lichtes und Lebens ringt. Diese dämonische Mystik ist bereits von den ersten Entdeckern Amerika's, in dessen Urwäldern gefunden. Auf den Caraiben, auf Hispaniola, unter den Mexicanern, Peruanern und Chilesen war sie im Schwange und mit dem Zauberwesen verbunden, das auch, wie bereits weiter oben bemerkt worden, in sehr groben Formen unter den Araucanern grassirte. Von den Peruanern, den nächsten Nachbarn der Chilesen, zu denen die Araucaner gehören, wissen wir, daß unter dem Schutze der Yncas ein Orden der Zauberer bestand, denen man nachsagte, sie nähmen jede Gestalt nach ihrem Wohlgefallen an, begäben sich in kurzer Zeit durch die Luft an entfernte Orte und könnten dabei Alles sehen, was dort vorginge. Sie redeten auch mit dem Teufel, der ihnen in gewissen Steinen und andern Dingen, denen sie Ehre erwiesen, Antwort ertheilte. Beglaubigt ist, wie diese Zauberer zu erzählen wußten, was in den entlegensten Theilen vorgegangen, bevor einige Nachricht von dort an den Ort ihres Aufenthaltes gelangen konnte. Die Spanier haben beobachtet, wie diese Zauberer auf Entfernungen von zwei= bis dreihundert Meilen alle größern Ereignisse, Schlachten, Meutereien, Todesfälle, sowohl der Könige als anderer bedeutenden, ja auch

minder bedeutenden geschehen, von denen es sich hernach auswies, daß Alles um die angezeigte Zeit sich also begeben. Um diese Weissagungen in's Werk zu richten, verschlossen sich die Zauberer in ein Haus und machten sich trunken, bis sie ihre Sinne verloren. Hernach beantworteten sie die Fragen, die ihnen gestellt wurden. Sie bedienten sich dabei zugleich gewisser Salbungen. Auch alte Weiber befaßten sich mit dem Zauberwesen und wußten anzugeben, wo gestohlene oder verloren gegangene Dinge sich befanden. Sie sagten auch den Ausgang geschehener oder zukünftiger Dinge voraus, ob eine Reise glücklich ausfallen, ein Mensch erkranken oder sterben werde. Um zu dieser verborgenen Erkenntniß zu gelangen, bedienten sie sich vieler gaukelhaften Ceremonieen und Opfer. Den begeisternden Rausch brachten sie durch ein besonderes Kraut hervor, dessen Saft sie ihrem Getränke beimischten. Alle diese dämonischen Züge fanden die Spanier auch unter den Chilesen und Araucanern wieder, von deren Zauberern und Hexen bereits einmal die Rede war. Einen Theil dieser Zauberpraxis hatten auch die Maci der Araucaner in Händen. So nannten sie die Aerzte, welche mit übernatürlichen, dämonischen Mitteln ihre Kranken behandelten, zum Unterschiede von den Ampive und Vilau, wie sie die empirischen und rationellen Aerzte benamseten. Die Maci gehen davon aus, daß die Krankheiten, denen sie beizukommen vermögen, durch Hexereien entstanden sind, weßhalb denn eben nur

übernatürliche Mittel dagegen helfen könnten. Die Ceremonieen der Maci hiebei werden uns von Molina also geschildert: Das Zimmer, worin der Kranke sich befindet, wird durch eine Menge von Lampen erleuchtet. In einer Ecke desselben wird zwischen verschiedenen Lorbeerzweigen auch ein dicker Zweig vom weißen Zimmetbaum gestellt. An diesen befestigt man eine Zaubertrommel. Daneben befindet sich das zum Opfer bestimmte Schaf. Auf Befehl des Maci stimmen die anwesenden Weiber einen Trauergesang an, den sie mit dem Schalle einiger kleinen, zugleich angeschlagenen Trommeln begleiten. Während dieses Gesanges beräuchert der Maci den Zimmetzweig, das Schaf, die Sängerinnen und den Kranken mit dem Rauche des Krautes vom Taback. Sodann wird das Schaf geschlachtet, dessen Herz herausgenommen und das Blut von dem Maci ausgesogen, das Herz aber an eine Spitze des Zimmetzweiges gesteckt. Der Arzt nähert sich dem Kranken und nach einigen seltsamen Gebärden stellt er sich, als wolle er demselben den Bauch öffnen, um die Stelle näher zu untersuchen, wo sich der ihm beigebrachte Zauberstoff oder das Hexengift befindet. Er ergreift sodann die Zaubertrommel, und indem er zugleich mit den Weibern im Zimmer herumläuft, fällt er zur Erde, wo er unter gräßlichen Verdrehungen der Augen, des Mundes und der übrigen Glieder eine geraume Zeit liegen bleibt. Während er so liegt, befragen ihn die Anverwandten des Kranken um die Ursache der Krankheit. Oft nennt er Per=

sonen, an welchen dann die Krankheit durch Mord und Todschlag Seitens der Anverwandten des Kranken gerächt wird. Die Verwandten opfern nicht selten außer dem Beschuldigten auch dessen ganze Familie ihrer Rache. Diese Maci haben, wie schon Molina bemerkt, die größte Aehnlichkeit mit den nordasiatischen Schamanen. In den asiatischen Norden weisen denn auch die Spuren der Einwanderung der Bewohner der neuen Welt zurück. Dort wird das Zauberwesen unter ganz ähnlichen Formen und mit ähnlichen Mitteln, namentlich physischen Aufregungsmitteln getrieben. Da zeigen sich der Naturbann und sein Aberglaube, die Wahrsagerei, der Geisterbann, die dämonische Ascese, der Verband mit dem Bösen und andere Höllenkünste, welche sich als Nachäffereien oder in's Böse verkehrte Verzerrungen von Vorgängen und Verhältnissen darstellen, welche in der guten oder christlichen Mystik die Erhebung der Seele zu Gott und deren Einigung mit ihm zum Zwecke und Erfolge haben. Der natürliche Hang des Menschen, hinter den Vorhang zu schauen, welcher ihm die übersinnliche Welt verschließt, die instinktive Ahnung, daß dort die Mittel zu finden, durch welche wieder zur Herrschaft über die geschlossenen Gebiete zu gelangen ist, deren Verlust, wenn auch die Offenbarung in der Schöpfungsgeschichte ihm solchen nicht erzählte, jedem denkenden Menschen ein mehr oder minder stark zugeselltes Gefühl ahnen läßt, sind überall und bei allen Völkern der Grund zum Zauberwesen gewesen und darin nur

naturgemäße Entwickelungen dessen, was der Sündenfall herbeiführen mußte, zu erblicken. Dieser Fürwitz hat dem Satan von jeher eine große Schaar von Jüngern unter allen Völkern zugeführt, denen in ihrer Vermessenheit das natürliche Gebiet, in welchem sie sich bewegen und herrschen konnten, zu beschränkt und mittellos, so wie ihrem Hochmuthe zu enge war. Darum ergaben sie sich dem Stärkern, um durch ihn, seine Kräfte und seine Mittel eine Herrschaft zu üben, nach welcher sie so sehr gelüstete. Dieser Stärkere nahm die ihm dafür gebotene Hörigkeit mit Freuden an und bediente seine Adepten so gut, daß er in ihnen sich zuverlässige Statthalter seines Reiches auf Erden zog und unterhielt. Einer seiner Lieblinge unter diesen Statthaltern war der finster brütende Marollo, welchem er die Befriedigung seiner unreinen Lust in Aussicht erhielt und ihn so zu einem geschmeidigen Werkzeuge machte, um unter den Araucanern Gutes zu verhindern und den Spaniern Unheil zu bereiten. Marollo selbst hatte in heimlicher Bosheit, wenn man auch an seinen Werken solches nicht gewahrte, zugenommen. Die Reifung für die Hölle äußert sich weniger in äußern Handlungen, als im Wachsthume teuflischer Gesinnung. Diese war bei Marollo auf die Grundlage des Verlangens gefestigt, seine Lust an Malaja zu büßen und Andern es unmöglich zu machen, das Gleiche zu üben. Alle Mittel, welche das gewöhnliche Leben darbietet, die Instinkte zu gegenseitiger Sympathie anzuregen, geistige und leibliche Wahlverwandtschaften

wach zu rufen und eine ihm günstige psychische Wirkung in Malaja's Seele hervorzubringen, hatten sich unwirksam erwiesen. Die physischen hiezu angewendeten Mittel, Zaubertränke und andere Substanzen, welche die Lehrer des geheimen Liebeszaubers Ophrodisiaca nennen und welche specifisch anregend auf die Organe wirken, hatten bei der unter höherer Huth stehenden Jungfrau nicht angeschlagen. Pater Jago und Donna Mencia, zwei bewährte Seelenkundige, hatten an den Merkmalen, welche Marollo's heimliche Thätigkeit in Malaja's Umgebungen zurückließ, den wirkenden Einfluß einer bösen Potenz mit frommen Instinkte herausgewittert. Sie waren daher emsig bemühet, dem Bösen entgegenzuarbeiten und dasselbe niederzudrücken. Sie nahmen ihre Zuflucht zu dem, mit dessen Zulassung allein dem Bösen möglich war, so zu wirthschaften, wie sie es gewahr wurden. Sie ließen es sich angelegen sein, durch Gebete, fromme Uebungen, Gelöbnisse und in andern von der Kirche verordneten Wegen diesen Höhern zu bewegen, in's Mittel zu treten und den Bösen zu dem zu nöthigen, was er aus eigenen Mitteln nimmer gethan haben würde. Sie hatten hierbei eine starke Bundesgenossin in der Kirche, welche in geschlossener Genossenschaft als eine imposante Macht dem Bösen feindlich gegenübersteht. Ihr ist ja die Macht gegeben, in Anrufung des Namens jenes Höheren, durch den Gebrauch ihrer Zwangsmittel den Starken zu nöthigen, abzulassen von der Persönlichkeit, welche er sich zu seinem Opfer auserseheu

und dem unheiligen Processe einen heiligen entgegen=
zustellen. Die Kirche betrachtet den bösen Feind, den
sie zu bestreiten hat, als den wilden Räuber, der in
ihre Heerde einbricht und den Unbewahrten davon
tragen will. So tritt sie in der Ueberzeugung von
ihrem Rechte und im ganzen Gefühle ihrer Ueber=
legenheit dem auf seine Beute Erpichten in den Weg
und greift ihn mit allen Mitteln an, die ihr zu Ge=
bote stehen, und bestreitet ihn mit siegreicher Macht.
Jago, als ihr geweihter Priester, besaß schon in der
Weihe und dem, wozu ihn dieses Sacrament befähigte,
einen großen Vorrath von Widerstandskraft gegen
alle bösen Einflüsse. Seine Erfüllung mit göttlichem
Geiste war aber eine Macht, welcher der Böse vollends
nicht zu widerstehen vermochte. Die Sacramentalien
wurden in seinen Händen und durch ihn angewendet
unnahbare Schutzmittel für Malaja, wenn diese auch
persönlich, als noch außer der Kirche stehend, sich
diese Heilmittel noch nicht anzueignen vermochte. Die
Meßopfer, welche er für Malaja darbrachte, das
Segnen mit dem Sanctissimum, die Bezeichnung mit
dem heiligen Kreuzeszeichen, die Anwendung von Re=
liquien und geweihetem Wasser bewährten gehörigen
Ortes und bei geeigneten Gelegenheiten ihre Wider=
standskraft gegen die dämonischen Zaubermittel, mit
denen Marollo in die geweiheten Gehege einzudringen
beflissen war, womit die Frömmigkeit ihres geistlichen
Freundes und ihrer edeln Gastfreundin Malaja's Le=
ben in Imperial umfriedet hielt. Gleichwohl hatte sie

durch Schreck gar häufig zu leiden, wenn sie urplötz-
lich, wo sie sich dessen am wenigsten versehen konnte,
den garstigen Marollo an ihrer Seite gewahrte, wo
er auf unbegreifliche Weise sich eingefunden. Nach-
dem er sie mit den Versicherungen seiner Zuneigung
in den zärtlichsten Ausdrücken gequält, mit dem Hin-
weisen auf seine Verbindung mit außerirdischen Mäch-
ten, die ihm solche plötzlichen Erscheinungen vor ihr
ermöglichten und mit den Lockungen, welche die Aus-
sicht der Antheilnahme an einer solchen Fülle von
Macht über eine dem Sterblichen sonst verschlossene
geistige Welt auf sie üben sollte, hinlänglich geplagt,
verschwand er in der Regel auf eben so unerklärliche
Weise, als er gekommen. Es bedurfte Jago's Rathe,
von dem Unholde keinerlei Gabe, namentlich nichts
Genießbares anzunehmen, um sie vor der Obedienz
des Zauberkreises zu bewahren, den Marollo's dä-
monische Gewalt beherrschte, gar nicht. Malaja hatte
einen solchen natürlichen Abscheu vor der Person
ihres dämonischen Liebhabers und Allem, was von
derselben ausging, daß sie sich nimmer hätte ent-
schließen können, irgend eine Zuwilligung zu Etwas,
das Marollo von ihr erbat oder erwartete, zu er-
kennen zu geben. Im Hochmuthe der Gewalt, die er
sich gegeben fühlte, verkannte aber Marollo beständig
die Quelle des Abscheues, den Malaja's reine, von
ihrem heiligen Schutzengel gewissenhaft geschirmte
Seele vor ihm trug und bildete sich ein, wenn er nur
die Neigung zu Caupolican, die er allein für das

Hinderniß seiner Werbung hielt, besiegt, den besten Eingang finden zu können. So verblendet die tolle Ichsucht sogar und zumeist die klügsten Geister. Er war deßhalb unermüdlich beflissen, verläumderische Gerüchte über Caupolican's Charakter und Gesinnung zu Malaja's Ohren gelangen zu lassen, welche ihn theils ihrer Liebe unwürdig, theils seiner ehemaligen Neigung zu ihr abtrünnig sollten erscheinen lassen. Diesen Verläumdungen suchte er auch in der Meinung der Spanier, welche Malaja umgaben, Eingang zu verschaffen, damit diese von dort aus in der von Marollo berechneten Abneigung bestärkt werden möchte. Bei den Spaniern erreichte er seine schwarze Absicht nur zu sehr und fachte deren Haß gegen den Toqui, den sie für einen ehrlosen Verräther halten mußten, in maaßloser Weise an, wie er denn auch ihm die Schuld an Lautaro's Untergange, eine nichtswürdige Eifersucht auf den Ruhm des jungen Helden und andere Flecken anzudichten wußte, wovon Caupolican's Seele zwar rein war, die der Gegner aber, um einen Rechtfertigungsgrund seines Hasses zu haben, immer nur zu gern glaubt. Bei Malaja hatten solche Einflüsterungen wenig Erfolg; einestheils hatte sie von Caupolican's bewährtem Edelmuthe eine so unwandelbare Ueberzeugung und einen so festen und sichern Blick in die Oekonomie seiner sittlichen Beschaffenheit, daß alle Andichtungen, welche ihrem Urtheile als Schleier übergeworfen werden sollten, wie Nebel vor der Sonne zerrissen, andererseits aber würde sie, wenn

sie den Lügen hätte Glauben schenken können, deren nicht bedurft haben, um aus den Banden der Zuneigung zu Caupolican, in denen Marollo sie verstrickt wähnte, befreit zu werden. Diese waren längst so gelockert, daß Marollo, hätte er hievon die richtige Einsicht gehabt, den Teufel hätte in Ruhe lassen, sich selbst aber alle die weither angesponnenen Ränke, welche sie von Caupolican abwendig machen sollten, hätte ersparen können. So war denn der kluge Marollo überall der Gefoppte und das Ergebniß seiner Bestrebungen eine große Null, wobei das Tragische darin bestand, daß er diese Null nicht sehen wollte und konnte. Wie der alte Sisyphus seinen Stein, wenn er damit nahe am Gipfel des Berges aufwälzend angelangt, denselben sich hatte entrollen lassen, wieder zu wälzen begann, so setzte Marollo stets von Neuem seine bekannten und unbekannten Höllenkünste in Bewegung, wenn ihm irgend ein Streich mißlungen und ein Anschlag auf Malaja fehl gegangen war. Malaja mußte ein rechter Liebling des Himmels sein, da weder die magischen Sympathieen, welche Marollo hervorzurufen beabsichtigte, bei ihr das Mindeste verfingen, noch die mannichfachen Bezüge, welche er in Bewegung setzte, einen Rapport herbeiführten, noch die neckenden, versuchenden und bösartigen Geister, die er auf sie loshetzte, das mindeste Glück bei ihr machten, noch endlich die mannichfaltigen Zauberkünste sie zu bestechen sich ausreichend erwiesen. Der Schreiber dieser merkwürdigen Geschichte würde dieselbe für manchen Leser sehr unter-

haltend machen können, wenn er die Empfindungen des Grauens durch Erzählung der Geistererscheinungen, der räthselhaften Vorkommenheiten und fürchterlichen Operationen, womit der arme Marollo sich abmühete, um bei Malaja einiges Terrain zu gewinnen, zu einem Gewürze seiner Darstellung gebrauchen wollte. Allein sein Mitleiden mit dem armen Schächer, der sich neben dem Verluste seiner Seele noch so viele fruchtlose Mühe gab, die von Allem, das er bezweckte, das Gegentheil erzielte, ist so aufrichtig, daß er auf die Entwickelung eines etwaigen Talentes zu Haarsträuben und Gänsehaut erweckenden Schilderungen verzichtet und der schlichteren Weise, in der er begonnen und welche er sich zur Aufgabe gestellt, treu bleibt. Nur den Erfolg hatten allenfalls Marollo's dämonische Intriguen, daß die Belagerung Imperial's, trotz Caupolican's Tapferkeit und Feldherrntalentes und ungeachtet der Anstrengung seines tapfern Heeres keine nennenswerthen Ergebnisse lieferte. Wenig erreicht war von den Araucanern noch, als die Nachricht von Lautaro's Niederlage und Tode einlief. Dieser Verlust war für den großherzigen Caupolican um so empfindlicher, als er in diesem Heldenjünglinge das vorzüglichste Werkzeug seiner Unternehmungen zur Befreiung seines Vaterlandes verloren. Der Gedanke, sich dadurch eines Nebenbuhlers entledigt zu sehen, welchen Marollo ihm andichten mußte, um den Untergang Lautaro's auf Caupolican's Rechnung zu setzen, ist in der Seele des Toqui nie aufgestiegen,

und er betrauerte aufrichtig den unersetzlichen Verlust, den das Vaterland durch Lautaro's und seiner Tapfern Untergang erlitten. Obwohl er äußere Vortheile von Erheblichkeit über die Spanier nicht hatte erlangen können, so waren doch die Vorräthe in Imperial ziemlich erschöpft, was Marollo am besten wußte. Allein er gab davon keine Kenntniß, und so konnte Caupolican, welchem durch einen vertrauten Späher hinterbracht ward, wie eine ansehnliche Verstärkung für die Spanier unter einem neuen Befehlshaber aus Peru unterwegs sei, leicht seine Gegenwart an einem andern Punkte für nothwendiger halten, als vor Imperial, das er nach den bisherigen Erfahrungen doch nicht in Bälde nehmen zu können hoffen durfte. —

Mit dem langen Ausbleiben der erwarteten Verstärkungen aus Europa, deren die Spanier, wenn sie sich in Chili halten wollten, nicht entbehren konnten, hatte es folgende Bewandtniß. Sobald Valdivia's Tod in Spanien bekannt geworden war, ernannte der König den Geronymo Alderete, den Gemahl der Donna Mencia, zum Adelantado von Chili. Dieser befand sich, wie bereits oben erwähnt, eben an Philipp's Hofe. Alderete hatte ihn nach England begleitet, als er seine Vermählung mit der englischen Maria feierte. Von hier aus entsendete er den tüchtigen Staatsmann und Feldherrn nach Amerika und überwies ihm zur weitern Eroberung von Chili sechshundert Mann.

Alderete gelangte mit dem Geschwader, das diese kleine Armee über den atlantischen Ocean geführt, glücklich in der Nähe von Portocabello an. Er führte seine Schwester Donna Isabella mit sich, um ihr, die in Europa ohne nähere Anverwandten gelebt, in seinem gastlichen Hause eine Zuflucht zu eröffnen. Diese für die damaligen Zeiten hoch gebildete Dame nahm ein ungewöhnliches Interesse an dem neuen Aufschwunge, durch den die castilianische Literatur sich gerade damals in ihr classisches Stadium erhob und ihr goldenes Zeitalter begann. Um die lange Weile der Seefahrt zu mildern, hatte sie eine Menge neuer Schriften mit sich genommen und die ganze Zeit der Reise bisher fast ausschließlich dem Lesen derselben gewidmet. Vor Allen hatte sie Don Diego Hurtado de Mendoza angezogen. Dieser berühmte Staatsmann, Dichter und Feldherr, Carl's V. Gesandter am Concile von Trient und Bannerherr (Gonfalonieri) der römischen Kirche war einige Jahre bevor Alderete mit seiner Schwester den spanischen Hof verlassen, an denselben aus Italien, wo er mit äußerster Strenge die spanische Autorität gegen die empörungslustigen Nationalbestrebungen aufrecht erhalten, zurückgekehrt. Je grimmiger er dafür als ein Tyrann von allen Italienern gehaßt ward, die ihm selbst meuchelmörderisch nachstellten, so daß eine ihm bestimmte Kugel das Pferd, das er ritt, unter ihm tödtete, desto mehr geehrt ward er von seinem Kaiser und dessen Sohne. Donna Isabella hatte diesen Mann von europäischem Ruhme in Valladolid am

Hofe persönlich kennen lernen, wo er bei allen Partheien in Ansehen stand. Selbst die Geistlichkeit hatte ihm vergeben, daß er auf dem Concile von Trient den versammelten Vätern in etwas unkirchlicher Weise die Wahrheit, wie er und sein Herr meinten, gesagt. Er war ja gegen die Rebellen im Kirchenstaate zu Felde gezogen und hatte dieselben der Botmäßigkeit des Papstes Julius III. unterworfen, und sein Bruder Don Francisco, ehemals spanischer Feldherr und Statthalter in Flandern und Admiral von Aragonien, war geistlich und demnächst Bischof von Siguneza geworden. Nicht minder berühmt als dieser Bruder waren die beiden älteren Don Luis, Marquis von Mondejar, General-Capitän von Granada, welcher den Kaiser bei der Einnahme von Tunis begleitete, und Don Bernardin, der spanische Admiral im Mittelmeere, welcher die Barbaresken in mehren Seeschlachten überwunden hatte und nachmals den Heldentod in der Schlacht bei St. Quintin fand. Eine berühmte Frau war auch seine Schwester Donna Maria, Gemahlin des Grafen von Monte Aguado. Obwohl bereits in den Fünfzigern und äußerlich auf keine Weise schön, da sein feuriger Blick mehr abschreckend als einladend war und seine hagere Gestalt und sein mächtiger Bart eine gewisse Härte in seine Erscheinung legten, hatte er doch Donna Isabella sehr für sich eingenommen. Dieses Interesse durfte nicht befremden, da der gewaltige Don Diego selbst im feindlichen Italien aller Damen Gunst sich erworben, wo er näher bekannt

geworden war. Ein solches Glück bleibt einem starken und gewandten Manne selten versagt. Konnte doch selbst die heilige Theresia, wie der von ihr geschriebene noch vorhandene Brief*) an Mendoza, welcher vorzugsweise der Staatsrath genannt wird, beweist, sich dem nähern Interesse für einen so bedeutenden Mann noch viele Jahre später sich nicht entziehen. Donna Isabella verehrte in ihm aber weniger den trostsuchenden Christen, welcher jene Heilige ansprach, als den classischen Dichter und Prosaisten ihrer edeln Nation, den erlauchten Enkel der Santillana's und Villena's, welche an König Johann's kunstsinnigem Hofe die Poesie so erfolgreich gepflegt und vertreten und ihre Begabung auf diesen Enkel, in dem sich beider Kunstvermögen vereinigte, vererbt hatten. Die Gewandtheit, mit welcher er sich zwischen der Poesie, der Gelehrsamkeit und den Staatsgeschäften bewegte, die Energie, womit er am Hofe seinen spanischen Freiheitssinn zu behaupten und selbst einem Philipp II. Achtung abzugewinnen wußte, obwohl dieser ihn bald aus seiner Nähe los zu werden suchte, konnte eine Dame wie Donna Isabella, welche auch nicht mehr zu den Jüngsten ihres Geschlechtes gehörte, wohl in einem gewissen Maaße begeistern. Diese Begeisterung trug sie aber auf die ganze Familie ihres Lieblings über, nachdem sie alle in Europa lebenden Glieder

*) Der 11. der ersten Sammlung. S. S. 31 des IV. Bandes meiner Verdeutschung der Werke der heiligen Theresia.

derselben kennen gelernt, war ihr die Begleitung ihres Bruders nach Amerika aus keinem Grunde so anziehend, als durch die Gelegenheit, Diego's Bruder, Don Antonio, den Marquis von Cañete, ersten Vice=König und General=Capitän von Neuspanien und zweiten Vice=König von Peru persönlich kennen zu lernen. Dieser wurde jetzt durch die dem Adelantado Alderete angewiesene neue Stellung dessen unmittelbarer Vorgesetzter. Man mag sich wundern, wie Donna Isabella bei einem so lebhaften persönlichen Interesse, wie sie für Don Diego empfand, den Hof, wo sie seiner Unterhaltung und des geselligen Verkehres mit ihm sich erfreuen durfte, verlassen und sich von seinem ihr unbekannten Bruder angezogen fühlen konnte. Allein den Schlüssel zu diesem Räthsel gewährt eine von den Literaturhistorikern als eine Merkwürdigkeit in Mendoza's Leben hervorgehobene Thatsache, welche in einem Abenteuer bestand, das für einen Mann von seinem Alter und seiner Weltklugheit zwar sonderbar erscheint, in Spanien, dem Lande der Abenteuer, aber als eine unerhörte Seltenheit schwerlich angesehen ward. Mendoza war in einem Corridor des königlichen Schlosses mit einem Manne, der nach allen von Mendoza selbst darüber abgegebenen Aeußerungen von ihm als der Mitbewerber um die Aufmerksamkeit und das Interesse einer Dame bei Hofe gehalten ward, in einen Wortwechsel gerathen. Als der, dem Verfasser gegenwärtiger Geschichte übrigens unbekannte Gegner in der Erbitterung

einen Dolch zog, packte Mendoza den ganzen Mann und warf denselben vom Balkon ganz gelassen in die Straße hinab. Nachdem er den Nebenbuhler auf so gewaltsame Weise an die Luft gesetzt, verfoglte er ruhig, als wäre nichts geschehen, seinen Gang im Corridore. Dem Geworfenen war zwar kein Schaden geschehen, allein der Vorfall mußte bei einem für Hofetikette so eingenommenem Könige wie Philipp II. um so mehr ein Aergerniß erregen, als ihm Mendoza's Freimüthigkeit und Liberalismus schon lange zum Anstoße gereicht hatten und er bereits ernstlich bedacht gewesen war, ihn bei geeignetem Anlasse von einem Hofe zu entfernen, zu dessen Haltung ein Mann von Mendoza's furchtloser Energie so wenig paßte. Der Sturz eines Cavaliers vom Balkon in die Straße war ein solcher Anlaß. Der Vorfall erregte kein geringes Aufsehen in Valladolid. Um der beleidigten Würde seiner Person und seines Hofes Genugthuung zu verschaffen, ließ der gravitätische König den gefürchteten Staatsrath in Arrest setzen, wo der alte Staatsmann im jugendlichen Tone und altspanischen Style die Klagen der Liebe sang, welche unter seinen gedruckten Poesieen aufbewahrt sind, und in deren Ueberschrift er offenherzig angiebt, daß er sie gedichtet, während er in Folge eines Handels, den er bei Hofe gehabt, Gefangener gewesen. Mendoza erhielt zwar bald genug von Philipp's Milde seine Freiheit zurück, aber zugleich die Weisung, hinfort den Hof zu meiden, so wie die Dame, die zu dem ärgerlichen Handel den

freilich unverschuldeten Anlaß gegeben, gleichfalls vom Hofe verwiesen wurde. Sie war keine andere, als des Adelantado Alderete Schwester Isabella, welche in Ermangelung anderer Anverwandten in Europa genöthigt war, ihres Bruders Anerbieten, sie seiner Gemahlin Donna Mencia zuzuführen, anzunehmen. Sie hatte die lange Fahrt fleißig benutzt, um die schönen Geister von Spanien, deren Schriften sie um sich versammelt, in ihrer geistigen und ästhetischen Wirksamkeit kennen zu lernen. Vom ernsten Boscan war sie übergegangen zum lieblichen Garcilaso de la Vega. Obwohl eine eifrige Castilianerin, wendete sie doch den beiden Portugiesen, dem idyllischen Saa de Miranda und dem seelenvollen Jorge de Montemayor um so lieber ihre freie Huldigung zu, als dieselben die Muttersprache der aufmerksamen Leserin so musterhaft zu schreiben verstanden. Auch der sanfte Luis de Leon wußte die Schifffahrende zu fesseln. Aber immer und immer kehrte sie zu den vielseitigen Geisteserzeugnissen ihres Freundes Mendoza zurück, welcher ihren männlichen Geschmack auf die Dauer am längsten anzuziehen verstanden, wie bei dem sie beseelenden persönlichen Interesse leicht zu begreifen ist. Isabellens Cajüte hatte der vielen Bücher und Papiere wegen, welche man dort erblickte, eher das Ansehen einer kleinen Bibliothek, als des Schlafgemaches einer Hofdame. Selbst auf ihrem Nachtlager beschäftigte sie sich mit Lesen. Also geschah es auch in der Nacht, welche die Flotille Alderete's in der Nähe des Hafens von Porto cabello

zubrachte. Von einer sie sonst nicht leicht anwandelnden Müdigkeit überrascht, hatte Donna Isabella das Buch, welches sie las, aus den Händen gleiten lassen und war rückwärts gesunken. Bei den Schwankungen, welche bei der unruhigen See das Schiff erfuhr, war der Vorhang, der am Tage vor Isabella's Schlafstätte gezogen ward, an die brennend gebliebene Kerze gerathen und hatte Feuer gefangen. Sofort stand die ganze Cajüte, welche viele lose umherliegende Papiere zu einer wahren Zunderstätte machten, in Flammen, und ehe man des Brandes wahrnahm, war die unglückliche Schläferin erstickt. Don Geronymo drang zwar in das brennende Cabinet. Er riß selbst sich entsetzlich verbrennend die Schwester von dem glimmenden Lager und trug den Körper auf das Verdeck. Derselbe blieb aber leblos. Die lose von dem Adelantado übergeworfenen Kleider hatten überall Feuer gefangen und er selbst mußte erst gelöscht werden. Mit reißender Schnelligkeit griffen die Gluthen um sich, und bald war das ganze Schiff ein Brand. Furchtbar verletzt, behielt Don Geronymo doch so viel Geistesgegenwart, um die Hinauswerfung der Pulvertonnen über Bord anzuordnen und zu leiten. Leider aber waren die Anstrengungen vergeblich. Es waren nur erst einige Fässer in's Meer geworfen, als das Feuer die Pulverkammer ergriff und eine furchtbare Explosion das brennende Schiff zertrümmerte, dessen glimmende und flammende Bestandtheile wie Raketen nach allen Richtungen auseinander flogen. Von der Mannschaft

wurden durch die sofort herbeigeeilten Begleitschiffe außer dem schwer verwundeten Adelantado nur drei Mann gerettet. Die übrigen wurden erschlagen oder ertranken. Am andern Morgen ward Don Geronymo nach Portobello geschafft und von dort, weil der Hafen ungesund, über Land unter unsäglichen Qualen nach Panama getragen. Auch hier glaubte man den Aufenthalt nicht heilsam und fuhr ihn nach der nahen, im Golfe von Panama belegenen Insel Taboga hinüber, wo man ihm eine ungestörte Ruhe und einen heilsamen Aufenthalt gewähren zu können vermeinte. Allein die Stunden des wackern Adelantado waren gezählt. Die Hand des Allmächtigen hielt den Pendel seines Lebens an und dieses stand still, nachdem er erst einige Tage auf Taboga zugebracht. Frei von den entsetzlichen Qualen, welche die Brandwunden ihm verursacht, lag der schwer gemarterte Leib mit dem unversehrt gebliebenen Heldenantlitz, dessen edler verklärter Ausdruck ein Zeichen des friedlichen Abscheidens seiner schönen Seele war, auf der Bahre. Die übrig gebliebenen Mannschaften wohnten seinem feierlichen Leichenbegängnisse zu Taboga bei und setzten, nachdem die Kirche ihre Trauer und Theilnahme dem Abgeschiedenen dargebracht, ihre Fahrt nach Peru fort. Hier trafen sie mit den wiederholt unter der Bitte um Unterstützung aus Chili eingetroffenen Gesandten Villagran's zusammen. Der Vicekönig Mendoza, welcher vollauf mit der Beilegung der in Peru vorgefundenen Unordnungen und Händel

zu thun gehabt, war bisher außer Stande gewesen, den chilesischen Angelegenheiten eine nähere Fürsorge zu widmen und hatte deßhalb mit Ungeduld Alderete's ihm angekündigte Ankunft erwartet. Jetzt waren zwar die Verhältnisse von Peru so weit geordnet und Ruhe geschaffen, daß er die Verluste, welche Alderete's Mannschaften unterwegs erlitten, ohne seine eigene Macht allzusehr zu schwächen, aus seinem Heeresbestande zu ersetzen vermochte. Allein es fehlte der Expedition an einem geeigneten Führer, und er selbst durfte Peru nicht verlassen. Die chilesischen Abgeordneten baten daher den Marquis von Cañete, daß er die Hilfsvölker unter den Befehl seines Sohnes Don Garcias, eines tapfern und bewährten Officiers, stellen und diesem die erledigte Stelle eines Adelantado in Chili übertragen möchte, weil unter den Eifersüchteleien, die zwischen dem Francisco Aguirre und Francisco Villagran beständig unterhalten wurden, die chilesischen Angelegenheiten nothwendig leiden mußten. Der Vice-König ging auf den Vorschlag ein und übertrug seinem Sohne die Statthalterschaft von Chili. Er erwog aber, daß er denselben, wenn der Krieg mit den Araucanern zu Ende geführt werden sollte, nicht zu karg mit Mannschaften versehen dürfe. Möglicherweise war auch auf den Widerstand Aguirre's und Villagran's zu rechnen, welche vielleicht unter einem so jungen Manne, wie Don Garcias, zu dienen, schimpflich erachten und sich so weit vergessen möchten, ihm den Gehorsam zu verweigern. Der

Statthalterposten von Chili war darum mit mancher Gefahr verknüpft. Es fand deßhalb in dem weitläuftigen Königreiche Peru zur Verstärkung der nach Chili bestimmten Hilfsvölker eine allgemeine Aushebung Statt. Die Menge von Wagehälsen, welche nach Unterdrückung der innern Unruhen in Peru daselbst sich dienstlos umhertrieben, ließ sich gern anwerben. Sie bildeten mit den schon disponibeln Hilfsvölkern eine ansehnliche Armee, die nichts sehnlicher wünschte, als unter der Anführung des Don Garcias das Kriegsglück in Chili zu versuchen. Auf das in die äußersten Winkel der spanischen Provinzen Südamerika's hingedrungene Aufgebot strömten die Abenteurer von allen Seiten in hellen Haufen der damals noch allgemein Ciudad de los Reyes geheißenen Hauptstadt Lima zu, welche als Sammelplatz proclamirt war. Unter den muthigen Streitern befand sich auch der junge 21jährige Don Alonso de Ercilla, welcher, nachdem er seinem verstorbenen Adelantado zu Taboga die letzte Ehre erwiesen, mit dem Reste der Expedition desselben nach Peru gekommen war. Er machte den Feldzug gegen Arauco mit und besang auf der Stelle die einzelnen Begebenheiten desselben. Heimgekehrt nach Europa, setzte er das Gedicht fort und gab es unter dem Namen La Araucana heraus. Indem er mitten im Feldzuge mit dem Feuer eines Jünglings aus der Geschichte dieses Krieges ein episches Gedicht zu machen unternahm, begann er etwas vielleicht noch nicht Dagewesenes. Er setzte dieß Unter-

nehmen unter den Gefahren und Strapatzen seines Kriegszuges fort. In einem wilden Lande, wo er in Gegenwart des Feindes die Tage und die Nächte unter freiem Himmel zubrachte, schrieb er seine Verse, welche die Begebenheiten des Tages enthielten, bald auf Papierschnitzel, die er zufällig aufbewahrt hatte und die oft kaum sechs Zeilen fassen konnten, bald auf Pergamentblätter und Stücken Leder, die er in den Hütten der Wilden fand. Diesem von den Literatoren wechselsweise unverdient herabgesetzten und über Gebühr erhobenen Gedichte hat der Schreiber gegenwärtiger Erzählung Vieles entlehnt und Manches, das ihm gefiel, auch wörtlich aufgenommen. Er urtheilt über das Gedicht günstiger, als die meisten Kritiker. Freilich ist dasselbe ein Bruchstück. Das ist bei einem Werke von mehr als dritthalb tausend Stanzen und fast einem Drittel mehr Versen, als die Iliade hat, kein geringer Uebelstand. Noch unerfreulicher ist die Einförmigkeit des Stoffes, welche durch die seltsame Maschinerie doch die Erschöpfung nicht ausschließen kann, die eine unausbleibliche Folge der wiederholten Beschreibungen von Heerzügen, Schlachten, Belagerungen, Zweikämpfen u. s. w. ist. Wenig maskirt wird dieser Fehler durch die langen Episoden, welche ungeachtet ihrer Schönheiten ohne Ausnahme außer aller Verbindung mit der Haupthandlung und dem Gange der Begebenheiten stehen und auf dieselben nicht die mindeste Einwirkung äußern. Vorzüge des Gedichtes dagegen sind: der entlegene, dem freien Spiele der

Phantasie so günstige Schauplatz der Handlung; eine neue Welt, neue Menschen, neue Sitten und Gebräuche, eine von der europäischen so verschiedene Natur, die Contraste in den Charakteren und der ganzen Handlungsweise der beiden kämpfenden Völker. Mit edler Sinnesweise und schönem Talent hat Ercilla die Interessen, welche das Sujet darbot, ausgebeutet und den Tugenden und Heldenthaten der Feinde eine freie poetische Huldigung zugestanden, zugleich aber auch seine und der Seinigen Fehler bekannt. Welche Selbstverläugnung bei einem Spanier des XVI. Jahrhunderts, die grimmigen Feinde seiner Nation als ein tapferes, bei aller Rohheit seiner bürgerlichen Verfassung doch schon sittlich gebildetes, edles und großherziges Volk zu schildern? Obgleich nicht die mindeste Spur von Nachahmung zu entdecken, erinnern Ercilla's Helden an die homerischen Streiter von Troja. Der stürmisch tapfere Lautaro gemahnt an Achill, der weise Colocolo an Nestor, Caupolican ist Agamemnon vergleichbar, Tucapel und Rengo sind Ercilla's Ajaxe. Ueberhaupt sind seine Charaktere der araucanischen Häuptlinge kräftig und deutlich entworfen. Die Reden, die er ihnen in den Mund legt, sind oft trefflich, und diejenige Colocolo's im II. Gesange ist durch Voltaire's Lob weltberühmt geworden. Muth, Tapferkeit, Strenge und Tugend, Sanftmuth und Milde der Gesinnung und Gefühle vereinigen sich in Ercilla's eigener Person zu einem liebenswürdigen Ganzen, das sich durch das ganze lange Gedicht hindurch überall

reflectirt. Ueberall tritt das tiefe Gefühl der Lehens-treue zu Tage, welches bei den Castilianern stets einen Hauptbestandtheil der Ehre und des Ritterthums bildete. Die Vernachlässigung, welche Ercilla Seitens seines strengen königlichen Gebieters, dessen Page er als Knabe gewesen war, erfuhr und deren Bitterkeit nie aus seinem Herzen wich, vermochte gleichwohl nie jene edle Empfindung in ihm zum Schweigen zu bringen. Sein Geschick war tragisch genug. Nachdem er Jahre lang in Chili sich ausgezeichnet, entzweite sich Ercilla bei einem zum Gedächtnisse der Thronbesteigung seines Königs gefeierten Feste mit einem andern jungen Spanier. In der Hitze des Streites zogen beide die Schwerter, die Zuschauer mischten sich ein und ein Uebelgesinnter verbreitete die grundlose Sage, dieser Zwist habe einen verabredeten förmlichen Aufstand einleiten sollen. Der zu Grausamkeiten nur zu geneigte Don Garcias, welcher von unbedachter Hitze sich oft hinreißen ließ, verdammte beide Gegner ungehört zu öffentlicher Enthauptung. Ercilla stand bereits auf dem Blutgerüste, als seine Unschuld noch an den Tag kam. Tief berührte ihn diese Kränkung*). Er verließ Chili, ging nach Callao, Panama und nach achtjährigem Aufent-

*) Mit rührender Discretion erwähnt Ercilla dieses Ereigniß in den letzten Stanzen seines Gedichtes:

Ni digo como al fin por accidente
Del mozo Capitan acelerado
Fui sacado à la plaza in justamente

halte in Amerika 1562 nach Spanien zurück, wo er, erst 29 Jahre alt, ankam. Nachdem er eine Reise durch mehre Länder Mittel-Europa's gemacht, vermählte er sich 1570 mit Donna Maria de Bazan, welche er auch im achtzehnten Gesange der Araucana gefeiert, und verschwand dann aus der Geschichte. Ueber der ganzen letzten Hälfte seines Lebens, das 1595 endete, liegt eine ruhmlose Dunkelheit. Der warme Diensteifer, den er dem Könige und dem Vaterlande gewidmet, erfreute sich keinerlei Anerkennung. Mit wehmüthigen Empfindungen entläßt er den Leser seines erst am Abend seines Lebens vollendeten Gedichtes, wenn dieser die Schlußverse liest, welche also lauten: „Und obwohl mein, Euch (Philipp II.) zu „dienen niemals ermüdeter Wille auch noch heute der „lebendigste ist, so ermattet doch die vielfach erschütterte „Hoffnung, wenn ich sehe, wie ich immer wider den „Strom treiben muß. Am Ende einer so weiten und „langen Reise finde ich, daß mein vom widrigen „Schicksale angegriffenes müdes Fahrzeug weit abwärts vom Ziele und dem ersehnten Hafen anlandet. „Wenn aber auch die Feindseligkeit meines Unsternes „mich gebeugt und niedergeworfen hat, wird man doch „schließlich inne werden, wie ich auf rechtlichem Wege „meine schwere Laufbahn verfolgt habe. Und, wenn „mich auch mein Mißgeschick noch härter bedrängen

---

A ser publicamente degollado:
Ni la larga prision impertinente
De esture tan sin culpa molestado.

„sollte, so muß ich mich getrösten, solches würdig ge-
„tragen zu haben. Auch die wahre Ehre bestehet ja
„nicht darin, Belohnungen zu erhalten, sondern die-
„selben verdient zu haben. Die schnöde Ungunst des
„Schicksals, welche mich in dem Winkel des äußersten
„Elendes versteckt, hemmt meine Hand und hält sie
„zurück, daß ihr die Feder entsinkt, deßhalb endige
„ich hier. Die große zahllose Menge Eurer (Philipps)
„Thaten und hoher Entwürfe bedarf eines andern
„Talentes, einer andern Stimme und eines andern
„Klanges. Mein Schifflein kann von seinem Ziele
„und Endpunkte nicht weit mehr entfernt sein. Allein
„den zweifelhaften Bestimmungsort kennt auch der
„weiseste Fährmann nicht. Deßhalb will ich in Be-
„tracht der nur noch kurzen Spanne mein Leben zum
„Abschlusse bringen, bevor dem kurzen Laufe des un-
„gewissen, so viele Jahre auf Irr- und Ab-wegen
„hingebrachten Daseins das Ziel gesteckt wird. Ich
„habe mich zwar versäumt und gezögert, mich auf's
„Ende vorzubereiten; allein ich weiß auch, wie es
„nie und nirgend zu spät ist, sich Gott zuzuwenden;
„seine Milde hat nie getrogen. So mag denn auch
„der große Sünder den Muth nicht verlieren; denn
„er hat einen so guten Gott, der einen Beruf daraus
„macht, die Beleidigung, aber nicht den Dienst zu
„vergessen. Unbesonnen habe ich der Welt den Lenz
„meiner blühenden Tage geopfert und stets auf müh-
„seligen Pfaden eitle Hoffnungen verfolgt. Jetzt sehe
„ich, wie wenig Frucht ich gewonnen und wie sehr

„ich Gott beleidigt. Nachdem ich nun meinen Irr=
„thum erkannt, wird es sich hinfort ziemen, zu weinen,
„aber nicht zu singen.“ —

Die Mannschaften, welche sich mit Ercilla um
Don Garcias schaarten, schlugen in zwei Abtheilungen
verschiedene Wege nach Chili ein. Die weit zahl=
reichere Abtheilung schiffte sich unter Don Garcias
persönlicher Leitung zu Callao ein und nahm den
Weg zur See. Die andere Abtheilung, deren Haupt=
bestand die Reiterei ausmachte, rückte durch Atacama
und über die Gebirge zu Lande in Chili ein. Eine
zahlreiche Gesellschaft von Welt= und Ordensgeistlichen
schiffte sich mit Don Garcias ein. Die zehn großen
Galeeren waren von einer Menge kleinerer Bark=
schiffe begleitet. So lustig die Abfahrt auch begann,
so beschwerlich und gefährlich war aber ihr Verlauf.
Ein ungeheurer Sturm überfiel dieselbe unweit der
Küste von Chili und mißhandelte die Schiffe sechs
Tage lang. Es kamen arge Beschädigungen an den=
selben vor. Das Admiralschiff, welches den Anführer
und den hoffnungsreichen Dichterjüngling Ercilla trug,
verlor sein Steuerruder und ward auch sonst noch be=
trächtlich beschädigt. Die Flotte wurde völlig zer=
trümmert und erlitt in dem von Ercilla malerisch be=
schriebenen Sturme beträchtliche Havarie. An der in
der Nähe von Penco belegenen, in gegenwärtiger Er=
zählung bereits genannten Insel Quiriquina finden

sich nach überstandenem Sturme die zerstreuten Schiffe wieder zusammen, legen daselbst an und setzen ihre Mannschaft auf der Insel aus. Die Bewohner suchten den Spaniern zwar das Landen zu erschweren, allein eine plötzlich sichtbar werdende feurige Himmelserscheinung und einige Ladungen aus dem groben Geschütze setzten die armen Insulaner so in Schrecken, daß sie sich jählings auf Baumstämmen und Floßen an's feste Land retteten und den Spaniern ihr Eiland Preis gaben. Einige, welche sich verspätet hatten, wurden von den Spaniern festgehalten und zu den Araucanern mit dem Auftrage als Botschafter entsendet, denselben Don Garcias Ankunft zu melden und zugleich Vorschläge wegen eines dauerhaften und beständigen Friedens zu überbringen. Don Garcias ging dabei von der Annahme aus, daß die Araucaner sich in einem widerrechtlichen Aufstande gegen ihre rechtmäßigen Oberherren, die Spanier, und gegen deren heilige Religion befänden. Daraus erklärt sich das Anerbieten, daß sie, wenn sie zum Gehorsame zurückkehren und den christlichen Glauben annehmen würden, mit bestem Glimpfe behandelt werden sollten. Caupolican hatte sich bei der Nachricht vom Anzuge der Verstärkungen aus Peru von Imperial hinweg in das Thal Ongolmo gezogen, wo er in einer Versammlung von sechszehn Caziken und andern Häuptlingen die Quiriquiner anhörte und nachdem dieselben ihre Bestellung ausgerichtet, sich also vernehmen ließ: „Tapfere Genossen, die verheißene glückliche Zeit, in

der wir uns unsterblich machen sollen, ist angebrochen. Das uns wohlwollende Geschick hat aus den fernsten Gegenden des Morgenlandes eine so große Vereinigung feindlicher Mannschaften uns zugeführt, damit ihr dieselben in einem Tage überwinden möget. Um den Preis ihres Blutes und Lebens werdet ihr eure Schwerter verewigen und unsere alten, der Unterdrückung verfallen gewesenen Gesetze sollen nun zur freien Geltung wieder emporgebracht werden. Ueber ferne Reiche verbreitet sollen sie unverletzt und geheiligt sein. Alles, was unter den Sternen sich bewegt, soll unter denselben in Gleichheit leben. Wenn nun aber jene Völker in ihrem thörichten Gedanken sich erdreistet haben, in euer Land, in eure befriedete Heimath einzudringen und daselbst ihre Banner zu entfalten, so ist solches ein überfreches Wagniß, woran ein ernstes Beispiel statuirt werden muß, bevor das Wachsthum ihrer Hoffnung ihnen Kraft gewährt und unser Zögern sie Rath finden läßt. So gebe ich denn meinen Vorschlag dahin ab, daß wir, wenn es euch, ihr Herren, auch beliebt, sie plötzlich und mit allem Nachdrucke angreifen. Glaube nur Niemand, es gebe hier einen andern Weg, als den, welchen wir uns mit unserm Arme und mit Gewalt öffnen. Jene müssen, mögen sie Gerechte oder Tyrannen sein, die wüthenden Waffen aus den Händen legen." — Peteguelen, ein ergrauter Krieger voll bedachtsamer Klugheit und weiser Erfahrung, sprach dagegen: „Häuptlinge Arauco's, ich scheue mich nicht,

der Erste zu sein, welcher sein Blut vergießt; denn mag dasselbe auch wegen seines Alters erkaltet erscheinen, so stürmt es mir doch voll glühender Unruhe im Busen. Gleichwohl hält mich vom schleunigen Losbruche der Umstand zurück, daß eine zahlreiche Mannschaft unter tüchtigen Führern uns entgegenstehet, so daß wir uns auf heftigen Widerstand und eine gewaltige Erhebung gefaßt machen müssen. Nimmt man solche Dinge zu leicht, so sind schmerzhafte und gefahrvolle Folgen unvermeidlich. Die Stellung, welche die Spanier eingenommen, ist von Natur fest und abgeschlossen. Meer und Fels umgeben dieselbe und nach allen Seiten hin ist sie wohl vertheidigt. Vortheilhafter und sicherer dürfte es sein, daß man wenigstens erst ihre Vorschläge näher vernähme und sie nicht abweise, ohne sie zu Worte kommen zu lassen. Das bloße Anhören erlegt ja noch keinerlei Verpflichtung auf. Schaden kann daraus nicht erwachsen. Inzwischen aber könnte man rüsten und Mannschaften sammeln und in'sgeheim alles Erforderliche und angemessen Scheinende in's Werk setzen. In schwierigen Lagen ist Aufschub schon Vortheil, übereiltes Handeln aber gefährlich." — Weiter konnte Peteguelen nicht sprechen. In Zorn entbrannt brach der trotzige Tucapel mit wuthschnaubender Stimme los und jagte das entstehende Wort ihm von den Lippen auf die Zunge zurück: „Wer sich so viel umschauet, wird nie eine ruhmvolle Unternehmung zu Stande bringen, und wenn ganz Arauco sich zurückziehet, weil

ihm die Sache gefahrvoll scheint, werde ich allein, ohne Genossen, die Waffen ergreifen und die ganze Angelegenheit ausschließlich auf meine Schultern nehmen. Setzt ihr etwa Mißtrauen in eure eigenen, so bewährten Kräfte? Wie könnet ihr, so lange dieselben den Speer zu schleudern im Stande sind, so lange die Arme die Schilder emporzuhalten vermögen, einen Wandel zu erkennen geben und eure Siege durch einen niedrigen elenden Entschluß besudeln, eure Ehre und euer Ansehen auf das Spiel setzen? Darum vernehmet: so lange ich in meinem Arme Kraft und in unserem Rathe eine Stimme haben werde, mag Peteguelen reden, was und wie er will, ich werde nur für die sofortige Anwendung der Waffen stimmen. Wer einen andern Weg begehrt, mag denselben durch meine Seite sich eröffnen. Diese eisern beschlagene Keule, aber nicht Redensarten, werden ihnen Gründe und Rechenschaft angeben. Wenn ihr, die ihr euch mit eurer Wohlredenheit so brüstet, Unerschrockenheit und Muth genug habt, mit den Waffen im Felde darüber eine Disputation zu eröffnen, so werde ich euch von der Wahrheit meiner Ansicht auf das Deutlichste überzeugen. Ihr zeigt euch aber darum so einig und nennet dasjenige, was Furcht ist, deßhalb Klugheit, um euer Leben nicht in Gefahr zu bringen, und möchtet euch aus Allem hinausreden." Peteguelen antwortete: „Da bei Dir die Vernunft nie Aufnahme findet, so begehre ich Alter einen Zweikampf mit Dir, um Dein thörichtes Erdreisten zu bestrafen; wähle

Lederwamms oder Panzerhemde zur Rüstung, Speer, Schwert oder Keule als Waffe; ich will Dir nur zeigen, daß ich bei gerechtem Anlasse noch tüchtigere Hände als Gründe habe." Nicht zu malen ist der Ausdruck verachtenden Trotzes, welchen Tucapel's aufwärts gerichtetes Antlitz zeigte; lebendiges Feuer flammte aus seinen Augen; er hielt es unter seiner Würde, niederwärts zu blicken. Er sprach: „Ja, ein so stolzer Gedanke ist Tucapel's Zornes würdig. Meine Ehre und Dein Alter aber machen es nöthig, daß Du Dich nach Genossen umsiehest." Der Alte entgegnete: „Noch nimmer habe ich fremder Hilfe bedurft, noch sind meine Adern nicht des Blutes entleert, noch fühle ich meinen Arm so geschwächt, daß ich Dir nicht mit vollen Händen zu spenden vermöchte." Jetzt erhob sich sein Neffe Rengo und nahm sich die Freiheit zu sprechen: „Ich nehme, wenn es Dir Recht ist, die Herausforderung für meinen Oheim an." — „Ich will es, fordere es und bin's zufrieden," schrie Tucapel, „und wenn Du zehen mit Dir bringst!" — Jetzt sprang Orompello, Tucapel's Vetter, von seinem Sitze empor und rief: „Nun hast Du es noch mit mir zu thun, Rengo. Für Dein Erdreisten mußt Du auch mir Rede stehen." Stolz entgegnete Rengo: „Deine Drohung und den Gang mit Dir achte ich wenig, wenn ich erst mit Deinem Vetter fertig geworden sein werde." — „Ich gedenke," fiel Tucapel ein, „Dich zuvor der Art zu züchtigen, daß für Orompello wenig übrig bleiben wird; läuft der Strauß gut

ab, so wirst Du mein Gefangener. Fort, aus dem Wege, machet Platz, ich will keine Frist bis zur Ausführung, denn wir haben Waffen, Zeit und Lust. Wir wollen die Sache sofort hier zum Austrage bringen." Rengo und Peteguelen würden ihm Bescheid gethan haben, wenn sich nicht jetzt viele edle und tapfere Caziken mit Waffen und Reden dazwischengelegt und gebeten hätten, die Drohungen und Händel bis dahin auf sich beruhen zu lassen, wo das Glück sich in einem siegreichen Feldzuge gegen die Spanier für sie erklärt haben würde. Caupolican konnte es kaum noch ertragen, mit anzusehen, wie Tucapel Tag für Tag im Felde wie im Frieden ohne Anlaß und Rücksicht seinen trotzigen Uebermuth gegen alle Uebrigen herauskehrte. Allein er mußte es schon in Ergebung sich gefallen lassen, denn Zeit und Umstände geboten es. Daher beschwichtigte er mit Ernst und ruhiger gelassener Bitte die Wuth und dämpfte den Brand. Es ward daher unter jenen festgesetzt und vereinbart, daß, sobald der Krieg beendet sein werde, zuerst Orompello und Rengo unbewaffnet zum Kampfe gegen einander in die Schranken treten, nachher aber Tucapel und Rengo ihre Sache mit einander bewaffnet ausmachen sollten. Nachdem die Aufregung beschwichtigt war, begann Colocolo die Versammlung also anzureden: „Edle Ulmeni, wenn uns gestattet wird, zu sagen, was wir an Einsicht gewonnen haben, die wir durch lange Jahre und Erfahrung die künftigen Entwickelungen zu berechnen in den Stand gesetzt sind, so

nehmen wir wahr, wie wir unsere Kräfte und unsere Macht allein zu unserer eigenen Zerstörung anwenden und es verschulden, wenn das mächtige Messer auf unsere Kehlen gezückt ist. Ein Zeichen, welches deutlich die Gewißheit unseres Falles und meiner Besorgniß verkündet, ist der Umstand, daß unser Glück wankt und unser Himmel sich zu bewölken beginnt. Wenn ein großes Gebäude sich neigt, ist es von seinem Falle nicht ferne. Ein Werk, das sich auf einen trüglichen Grund stützt, sinkt unter seiner Schwere zusammen. Wofern daher meine Meinung nicht fehl gehet, glaube ich nach dem Gange der Dinge und den Anzeichen mit gutem Grunde fürchten zu müssen, daß unsere auf übelm Grunde angelegten Bauwerke dahin sinken werden und daß, wenn der Kriegesbrauch sich nur in niedere und knechtische Uebungen verwandelt hat, nun Trotz ihn endlich zerschellen wird, da derselbe auf einem großen, aber leeren Uebermuthe beruhet. Bereits ist Lautaro uns getödtet, mit großer Unehre sind uns unsere drei Heeresabtheilungen verloren gegangen; unsere Geschwader sind zersprengt und ihre Glieder liegen unter dem Winde und der Sonne, eine Weide der wilden Thiere. Unsere Kräfte und Meinungen sind gespalten; im Felde stehen eine Menge fremder Völker wider uns, und wir wenden unsere Waffen wider unsere eigenen Herzen. Schauet, so muß durch verblendete Unachtsamkeit das Vaterland sterben, die Freiheit untergehen; denn es unterstützt mit seinen eigenen Waffen und seiner Macht den entschiedenen

Feind. Unheilbar wird das Weh und führt zum Tode, wenn es dem Heilmittel sich nicht unterwirft; thierhaft und verabscheuungswerth ist die Leidenschaft, welche keinen heilsamen Rath leiden mag. Was mühen wir uns ab, durch einen so großen Aderlaß unser Blut und unsere Kräfte zu mindern? Was verwickeln wir uns in innere feindselige Zwistigkeiten und geben dadurch dem Feinde Kraft und Recht? Warum zerreißen wir mit solcher Leidenschaft unsern unbezwinglichen Bund und verurtheilen unsere gerechte Sache, unsern gerechten Kampf, indem wir dem ungerechten in Allem die Berechtigung ertheilen? Welche Wuth, welch ein wahnwitziger Grimm hat euch wider euch selbst erfaßt? Ist es euer Wille, das Araucanerreich auf diese Art durch seine eigenen Hände zu zerstören, soll dasselbe in seiner Stärke und seinen Kräften erstickt und in harter Knechtschaft und immerwährendem Joche fremden Gesetzen und fremder Herrschaft mit schmachvollem Namen unterworfen werden? Gehet in euch, unvorsichtig eilt ihr dahin, um euch mit aller Hast in's Verderben zu stürzen; zügelt diese Leidenschaft und Aufregung; sie kann euch gerade jetzt am Meisten schaden. Ihr duldet den Feind in euerm Lande, der euch wie wildes Gethier unterwürfig machen will, könnt aber in eurer Ungeduld angemessene Rathschläge und Warnungen hier nicht ertragen? Sicherlich fehlt es an Muthe und ist ein hinlängliches Zeichen verhüllter Schwäche, wenn man so nahe vor dem Angesichte des Feindes das eigene Schwert wider

sich kehrt, um nicht standhaften Muthes die harten Schläge des zürnenden Geschickes abwarten zu dürfen, denen ein starkes Herz, das sich vom Tode nicht überwinden lassen will, seinen Widerstand entgegensetzt. In euch aber liegt solche Kraft beschlossen, daß ich zuweilen das Uebermaaß derselben verdamme; von euern Thaten ist nicht nur dieses Land, sondern das ganze Weltall erfüllt. Dieser Grimm, dieser innere Zwist müssen aufhören. Um des gemeinen Wohles willen fasset den Entschluß, die Brüderlichkeit nicht auf so schmähliche Weise zu zerreißen. Wir sind ja Alle eines Leibes Glieder. Wenn man dem müden Alter und einer langen Reihe von Tagen einige Ehrerbietung und Vertrauen schuldet, so schauet dieses mein altes Haar und den Eifer, welcher für das öffentliche Wohl mich bewegt, und verschiebt eure Zwistigkeit auf eine gelegenere Zeit, bis der spanische Grimm abgewendet worden und die allgemeine Angelegenheit ihre Entscheidung gefunden. Von eurer Klugheit erwarte ich, daß ihr den Weg betreten werdet, auf welchen euch die Pflicht ruft. Deßhalb will ich weitere Gründe hier nicht erörtern; denn die Vernunft wird bei euch ihre Kraft bewähren. Lassen wir dieses Alles bei Seite, so ist das Erste, was uns abhält, den Kampf zu beginnen und der Kampfbegier den Zaum anlegt, der Mangel an gehöriger Ausrüstung. Auf allen Seiten scheidet uns vom Feinde der Meerarm, den ihr zwischen ihm und uns erblickt. Es fehlt uns an Uebergangsmitteln, und hierin findet unsere

Angriffslust schon ein Hemmniß. Wenn aber der Feind sich zu dem Wege der Verhandlung mit uns herbeiläßt, so wird, wenn wir auch nicht gesonnen sind, seine Vorschläge anzunehmen, uns doch die Anhörung derselben nicht schaden können. Auf diese Weise werden wir uns über seine Absichten vergewissern. Sind uns dieselben nicht recht, so werden wir noch immer zeitig genug zum vollen Bruche kommen. Inzwischen werden wir uns rüsten und den Kriegsbedarf zusammenbringen können. Denn beides wird schließlich das Mittel sein, wodurch wir uns zu unserm Rechte verhelfen werden. Wir haben aber, durchlauchtige Herren, um die Sache richtig zu behandeln, wohl zu beachten, daß unsere Absichten äußerlich immer auf den Frieden gerichtet zu sein scheinen müssen. Dabei dürfen wir sehen lassen, wie unser Muth erschöpft ist, unsere Kräfte und Hoffnungen gebrochen sind, unser Land aber an Goldminen einen Reichthum besitzt, den Köder, auf welchen die Lüsternheit jenes Volkes anbeißt. Auf diese Weise können wir dasselbe vielleicht herüber locken von seiner festen Insel und es durch verstellten Frieden sicher machen und listig in sein Verderben ziehen. Ohne Geräusch, ohne äußerliche Kundgebung, ohne Kampf, wollen wir uns die Bahn in der Art eröffnen, daß sie auf's feste Land herüber kommen, indem sie auf sichere Wege und ungehinderten Einlaß rechnen." — Die Mehrzahl der Ulmeni traten Colocolo's Vorschlage bei, und so ward denn Millalauco, ein junger, gewandter Araucaner, an

Don Garcias entsendet, um Absichten, Lage und Hilfsmittel der Spanier auszukundschaften. In einem gondelartigen Fahrzeuge landete er an der Insel Quiriquina, als daselbst mit frischem Winde eben drei reich mit Waffen, Munition und Mannschaft beladene Schiffe einliefen, ein kriegerisches Schauspiel, das den klugen Millalauco zwar in ein inneres Staunen versetzte, dem er aber allen sichtbaren Ausdruck versagte, so daß er darein schaute, als ob die gleichgiltigsten Dinge ihm unter die Augen getreten. Mit edelm Freimuthe trat er vor Don Garcias. Ercilla war beim Empfange zugegen und hat uns die Rede, welche Millalauco an den spanischen Feldherrn gehalten, aufbewahrt. Dieselbe lautete folgendermaßen: „Glücklicher Feldherr, geehrte Genossenschaft, an welche ich vom araucanischen Reiche und dessen Gewalthabern mit der Stimme und dem Vollworte unserer hohen Reichsversammlung um des beglückenden Friedens willen abgeordnet bin, denket nicht, daß Furcht und Zaghaftigkeit bei uns jemals zu dem Grade gestiegen sind, um bei der Nothwendigkeit einer Abhilfe zu irgend einem ehrlosen Entschlusse, zu einem schändlichen Mittel zu greifen. Es ist euch, wie der Welt ja bekannt, wie ausgebreitet die Größe und das Ansehen des Namens der Araucaner sind, welche die äußersten Gränzen vertheidigen und ihnen mit ihrer Hand Sicherheit verleihen. Auch über euch gehet die Kunde aus, daß ihr von Eifer und christlicher Absicht bewegt, mit großer Mäßigung und gelinder Zucht eure Lehre auszu=

breiten kommt. Wenn es sich nun auch also verhält, wie euer bisheriges Verhalten bestätigt und euch die gute Meinung und der Ruf, so ihr genießet, laut und vernehmlich bezeugt, so komme ich, auch von unserer Seite zu versichern und in Aller Namen euch die gewisse Zusage zu ertheilen, daß der angebotene, so sehr erwünschte Frieden von den Caziken genehmigt werden wird. Unser durchlauchtiger Reichsrath, welchem über euch mancherlei Berichte zugekommen sind, will von weiser Klugheit und Wohlmeinen und durch triftige Gründe geleitet, den Frieden annehmen, will ehrenvollen und zulässigen Bedingungen sich nicht verschließen, damit eine so große Masse einfältigen und unschuldigen Volkes nicht länger leiden müsse. Wenn die unverletzliche Treue und der Eidschwur, welche von eurer Seite in Liebe gefordert werden, und die freundliche und sichere Aufnahme, welche unsererseits freiwillig angeboten wird, den gegenseitigen Verhältnissen eine sichere Grundlage zu gewähren vermögen und die Ehre und freie Entschließung gleich und ungeschmälert bleiben, ohne daß unsere Unterthanen und Reichseinrichtungen eine Beeinträchtigung erleiden, so werden wir ohne Widerstreben und Gegenwehr euern Kaiser als Freund und Herrn annehmen und ihm unsern nicht schuldigen Dienst und Gehorsam freiwillig anbieten. Wenn ihr uns beides aber mit Gewalt abzwingen wollet, so wollen wir lieber unsere eigenen Kinder verzehren und ihr sollet sehen, daß wir uns muthvoll eher unsre eigenen Schwerter

in den Busen stoßen. Allein im Wege offener Verhandlung dürfet ihr ohne Argwohn das Banner eures Herrschers erheben, denn unser Land erwartet euch, nachdem es die Waffen niedergelegt, mit offenen Armen, wenn es erkennt, daß der gütige Himmel es zum sichern und dauernden Frieden ruft und daß auf immer die Vergangenheit mit ewigem Schweigen bedeckt werden soll." Millalauco vermochte mit seiner listigen Rede voll Aeußerungen von freundschaftlicher Gesinnung einen so feinen Hofmann, wie Don Garcias nicht zu täuschen. Dieser bezahlte ihn in gleicher Münze in einer auf Schrauben gestellten Antwortsrede, beschenkte aber den jungen Gesandten voll ritterlicher Höflichkeit und übergab ihm auch für die übrigen Häuptlinge werthvolle Gaben. Es schien ihm aber angemessen, wenn Millalauco eine richtige Vorstellung von den kriegerischen Hilfsmitteln erlangte, welche die Spanier für den Fall eines Krieges mit den Araucanern in Bereitschaft hielten. Durch Ercilla ließ er daher den anscheinend so gleichgiltig bleibenden und von aller Neugierde entfernten Abgesandten umherführen in dem neu auferbauten Fort und dessen Wällen und auch die Schiffe besuchen, deren Bau denn doch auch den angenommenen Gleichmuth des Araucaners mit der Maske philosophischer Ruhe etwas aus seiner erheuchelten Fassung brachte. Da es über diesen Besichtigungen Abend geworden war, forderte Don Garcias den araucanischen Abgeordneten auf, des Nachts auf Quiriquina zu bleiben und das morgige große

Fest mit abzuwarten, das die Spanier begehen wollten. Auf die Anfrage Millalanco's, was für ein Fest dieses sei, antwortete Ercilla: „Um Dir diese Frage zu beantworten, muß ich etwas weit ausholen. Unsere Kirche, oder die Gemeinschaft aller unter ihrem Oberhaupte, dem Papste zu Rom, vereinigten Christen verehret und betet an als ihren Stifter Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, welcher aus dem Vater geboren ist von Ewigkeit, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gotte, geboren, nicht erschaffen, eines Wesens mit dem Vater, und durch den Alles erschaffen worden. Derselbe kam für uns Menschen und um unseres Heiles willen vom Himmel herab, nahm durch den heiligen Geist von einer sündelos empfangenen und stets sündelos gebliebenen Jungfrau Fleisch an, ward durch dieselbe geboren und ein Mensch wie wir, nur daß er ohne Sünde war. Dadurch verband er sich mit uns zu einer lebendigen Gemeinschaft und lebte, lehrte und wirkte unter den Menschen drei Jahre lang. Damit was er gelebt, gelehrt und gewirkt nicht verloren gehe, stiftete er seine Kirche, welche dasselbe Alles aufbewahrt. Dieselbe wiederholt gleichsam in jedem einzelnen Jahre nicht nur in lebendigster Erinnerung, sondern in der That und Wirklichkeit das Leben, die Lehren und das Wirken ihres göttlichen Stifters, denen sie die andern merkwürdigsten Stücke ihrer heiligen Vergangenheit zugesellt. Nach diesen Momenten ordnet sie ihre von der weltlichen gänzlich ab-

weichende Zeitrechnung, welche mit dem Wandel der vergänglichen Sonne und des der Zerbröckelung geweiheten Mondes nichts gemein hat. Sie vollführt und wiederholt so alljährlich den Kreislauf ihres nie alternden Lebens, den sie mit jedem Jahre von Neuem beginnt. In der lebendigsten Vergegenwärtigung erlebt sie jedesmal auf's neue die gnadenreichen Ereignisse ihres ganzen Lebenslaufes und vorzüglichst die Lehre, das Leben und Wirken ihres göttlichen Stifters und Heilandes. Vor allem wichtig ist ihr aber die Feier des Angedenkens an die Stiftung des allerheiligsten Sakramentes des Altars, welches den Mittelpunkt unserer Gottesdienste ausmacht, um das sich alle Feste drehen, wie Christus selber die Sonne ist, um welche das ganze Kirchenjahr kreiset. An dem Abend vor seinem Leiden, mit dem er alle Sünden, welche die Menschheit beging und begehet, auf sich nahm, ergriff der göttliche Heiland bei der letzten Mahlzeit, die er mit seinen Jüngern hielt, welche den Kern seiner Kirche bilden sollten, das Brod, segnete und brach es, gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet und esset, dieses ist mein Leib! Darauf nahm er den Kelch, dankte, gab ihnen denselben und sprach: Trinket Alle daraus! Denn dieses ist mein Blut, das Blut des neuen Bundes, welches für Viele zur Vergebung der Sünden vergossen wird. Also ward das heilige Abendmahl gestiftet, jenes große Sakrament, durch welches wir mit unserm Heiland und Erlöser lebendig vereinigt werden, durch ihn aber auch mit

Gott und allen Geistern seines Reiches. Darum heißen wir dasselbe auch das große Sakrament der Vereinigung, der steten Vereinigung mit Christo. Er hat seine Kirche sich nicht selber überlassen, ihr Leben ist kein von ihm gesondertes. Er hat sie nie verlassen, wird sie nie verlassen. Er wirkt nicht bloß fort und fort in ihr und durch sie, sondern bleibt auch bei ihr, wie er es verheißen hat, „alle Tage bis an der Welt Ende," zwar nicht mehr in dem verklärten menschlichen Leibe, in welchem er einst von seinen Jüngern geschieden, aber doch in sichtbarer Gestalt, nämlich in den Gestalten seines sakramentalischen Leibes und Blutes, in welchen er fortwährend wirkend, heilend, heiligend, segnend, schützend und täglich sein Opfer der Versöhnung erneuernd, auf den Altären seiner heiligen Kirche wohnt. Der triumphirenden Feier dieser ununterbrochenen Gegenwart ihres ewigen Königs hat die Kirche das Fest geweihet, zu welchem Du von allen Seiten die freudigsten Vorkehrungen treffen siehest. Nachdem wir vor einigen Tagen das Fest der gesammten heiligen Dreieinigkeit begangen haben, der in den Feiern von Weihnachten, Ostern, Pfingsten die den einzelnen Personen derselben gewidmeten Feste vorausgegangen sind, begehet die Kirche morgen das Fest des hochwürdigsten Sakramentes, die jubelnde Feier des Frohnleichnamstages. Da dieses Freudenfest am grünen Donnerstage, seinem eigentlichen Stiftungstage, wegen der tiefsten Trauer, welche die Kirche alsdann trägt, nicht wohl gefeiert werden

kann, ist demselben der nächste Donnerstag nach dem Dreieinigkeitsfeste gewidmet worden. Leicht magst Du ermessen, welch' ein heiliger Schauer unser Inneres bei dem Gedanken der anwesenden Gottheit des Erlösers erfassen und wie unendlich hoch und selig die Freude sein muß, welche in unserm Herzen ob solcher heiligen Nähe emporlodert. Dieser Freude gesellt sich ein unaussprechlicher Friede bei dem Gedanken, daß, wenn wir in ihm bleiben, wie er in uns, wir auch durch ihn ewig leben werden, da er uns erwecken wird am jüngsten Tage." — Während Ercilla den jungen Araucaner auf Quiriquina umherführte, sahen sie, wie an verschiedenen Stellen außerhalb des Forts und in demselben Altäre errichtet, deren völlige Ausschmückung der heiligen Frühe des Festtages vorbehalten war. Ein wunderbares Leben, Regen und Bewegen war auf allen Seiten sichtbar. Die festbereitenden Spanier schauten sich kaum nach Millalauco um, so sehr hatten sie ihre Beschäftigung ausschließlich vor Augen. Einige waren beschäftigt mit dem Gerüste zu den Altären, mit der Befestigung der jungen Stämme und Aeste, andere ebneten die Gänge und Plätze, über welche das hochwürdigste Gut getragen werden sollte. Auf den Schiffen, welche mit ihren Glocken das Fest einläuteten, herrschte ein gleiches Leben wie am Lande; denn da ward gescheuert, gesäubert, das Takelwerk in entsprechende Ordnung gebracht und die Flaggen wurden wieder ausgebessert. Noch befand sich das Sanctissimum am Borde des Admiral=

schiffes, weil der Raum, welchem im Fort die Bestimmung einer Kirche gegeben werden sollte und der bisher noch nicht vollendet gewesen war, erst morgen diesen Schatz des Himmels aufzunehmen gewürdigt und das Venerabile, das göttliche Brod, das die Himmel anbeten, in großer Procession an seinen neuen Standort getragen werden sollte, wozu sich kein kirchliches Fest besser eignete, als das Frohnleichnamsfest. Die Spanier nebst ihren Weibern und Kindern, welche zu den Festvorbereitungen nicht selber Hand anzulegen hatten, wandelten still und ehrerbietig in der Nähe der frommen Arbeiter umher und schaueten der Gott gefälligen Emsigkeit mit andächtiger Befriedigung zu. Einer der wundervollsten Morgen, welche Chili's liebliches Klima erzeugen kann, leitete den Frohnleichnamstag ein. Ein dunkelblaues makelloses Zelt, lag der Himmel von der im weißen Schnee strahlenden Kette der majestätischen Anden an, aus welchen sich der Vulcan Aconcagua, der den Chimborasso weit an Höhe übertrifft, emporhebt, bis in das aufschauernde Meer ausgespannt. Mit redseligem Geplätscher rollten die Wellen, eine die andere vor sich hertreibend, an den Uferrand der Insel. Vom Lande herüber strömten die Düfte würzereicher Blüthen. Alle Schiffe flaggten in festlichem Schmucke. Neben dem Admiralschiff waren, wo die Stufen einer von demselben auf's Land herabgeführten breiten und mit rothem Tuch belegten Treppe am Ufer endeten, unter einem mit Blumen und Guirlanden gezierten Bogen kostbare Teppiche

ausgebreitet. Oben auf dem Schiffe standen die Mannschaften in ihrem schönsten Feierstaate, voran die Musikanten. Unten an der Treppe harrte ehrerbietigst Don Garcias mit seinen Mannschaften, welche nach dem Fort hin Spaliere bildeten und hinter denen sich neugierig die wenigen Indianer, welche Quiriquina bewohnen, aufgestellt hatten. Da erdröhnten die Drehbassen vom Vordertheile des Schiffes und die Schiffsmusik spielte feierlich auf. Unter Vorantritt der Fahnen trat der Pater Basilio, begleitet von den diaconirenden Priestern, welche brennende Kerzen in den Händen hielten, aus der Cajüte, welche bisher das hochwürdigste Gut geborgen, und schritt, die kostbare Monstranz mit sichern Händen vor sich haltend, über das mit Decken belegte und mit Blumen bestreute Verdeck die eben so geschmückte Treppe hinab. Ein schön gestickter Baldachin, den vier riesige Spanier trugen, breitete seinen Schirm über den Pater und die beiden Priester, die ihm zunächst gingen. Bereits ehe er den Boden erreicht, hatte Don Garcias einem Diener seinen Commandostab, einem andern sein Schwert und einem dritten seinen Hut überreicht und in Demüthigung vor dem Könige des Himmels, der an ihm vorübergetragen wurde, sich zur Erde geworfen und gewissermaßen dem Priester, welcher das Sakrament trug, unter die Füße gelegt und, wie er nachher sagte, sein Nichts vor ihm in den Staub erniedrigt. Als Basilio über ihn dahin geschritten war, fühlte er sich, vom Boden wieder aufstehend, wie in

den Himmel hinaufgerückt, denn er hatte, wie er seinem neben ihm stehenden Bruder Philipp sagte, ein Engelamt verwaltet, da er der Thron der Füße Gottes gewesen. Zweierlei, fügte er hinzu, hoffe er nun von Gottes Barmherzigkeit in Chili zu erlangen: erstens, den Glauben Gottes zu erweitern, und sodann das Meer und Land umher dem spanischen Reiche unterthan zu machen. Mit brüderlicher Liebe und in edelmännischer Höflichkeit gegen seinen Feldherrn erwiderte Philipp, daß, nachdem Garcias anderwärts, namentlich in Flandern und Deutschland, in der Frühe seiner Jahre so schönen Glanz gestrahlt, er sicherlich jetzt am Mittage seines Lebens Wunderbares an Thaten wirken werde. Unter Absingung des vom heiligen Thomas von Aquino gedichteten herrlichen Lobgesanges: Pange lingua gloriosi, war der feierliche Zug, welchem sich Garcias unmittelbar hinter dem Baldachin, nachdem er die abgegebenen Insignien wieder angenommen, zugesellt, am ersten Altare angekommen. Nachdem an demselben dem hochwürdigsten Gute, welches Basilio darauf aufgestellt, durch Darbringung von Weihrauch die schuldige Ehrfurcht bezeigt worden, ward das Buch der Abstammung Jesu Christi verlesen. Sodann ertheilte Basilio mit der Monstranz den Anwesenden, welche auf den Knieen lagen und das Haupt ehrfurchtsvoll zur Erde neigten, den Segen. Und während sie so da lagen, tönte in die heilige Stille und das tiefe Schweigen hinein der Donner der Geschütze von den Schiffen und den Wällen des

Forts sammt dem Geläute der Glocken. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und sang den prachtvollen Hymnus desselben heiligen Thomas: Lauda Sion Salvatorem. Beim zweiten Altare ward vom diaconirenden Priester der Anfang vom Evangelio des heiligen Marcus gelesen. Nach dem Segen setzte der Zug sich wieder in Bewegung, bis er, zum dritten Altare gelangt, anhielt und der Priester den Anfang des Evangeliums des heiligen Lucas las. Ein neues Lied ward auf dem Zuge zum vierten Altare angestimmt und vor demselben der tiefsinnige Anfang des Johannes-Evangeliums gelesen. Unter Absingung eines vierten Liedes bewegte sich der Zug in die Capelle des Forts, wo ein feierliches Hochamt und vom Pater Basilio eine Predigt gehalten wurde, in welcher zunächst das Preisen Gottes vortönte, dessen Barmherzigkeit die Spanier es verdankten, daß in dieser Capelle das hochwürdigste Gut einziehen und aufgestellt werden konnte. Sodann ging er in seiner Rede auf die Bedeutung der Feier des heutigen Tages über, wobei er auf die beiden so eben gesungenen Hymnen des heiligen Thomas Bezug nahm. Hierin erschließt uns derselbe mit wenigen treffend bezeichnenden Worten die ganze Tiefe der Schrift und spricht in fast übernatürlichen Lauten das Dogma mit eben so großer Schärfe als süßer Melodie aus, so daß sie eher ein himmlisches Echo, als eine irdische Melodie zu sein scheinen. Um den Geist des Festes noch sicherer darzustellen, hielt der Redner es für erforderlich, vor

den Augen seiner Zuhörer das Bild zu entfalten, das am heutigen Tage die gesammte Kirche dem Blicke Gottes darbiete. „Ja," rief er aus, „die Kirche sendet in der gegenwärtigen Stunde die Freude unaussprechlicher Herrlichkeit zu Gott empor, einer Herrlichkeit, welche voraussetzen zu lassen scheinen könnte, die Menschenkinder seien nie gefallen. Wir bedenken das und während solches geschieht, erfüllen diese Gedanken gleich der wogenden Fluth, welche sich an den Gestaden dieser Insel bricht, die Tiefen unserer Seele mit einem Meere von Jubel über alle die Tausende und aber Tausende von heiligen Messen, die auf Erden in der alten wie in der neuen Welt jetzt gelesen und gesungen werden. Sie alle steigen mit einem glückseligen Freudenrufe empor, den dankerfüllte Geschöpfe einstimmig zur Majestät unseres erbarmungsreichen Schöpfers erheben. Wie viele herrliche Processionen wallen mit ihren im Sonnenscheine schimmernden Fahnen heute um die Plätze mächtiger Städte, durch die mit Blumen bestreuten Straßen christlicher Dörfer, durch die alten Kreuzgänge herrlicher Dome, durch die Hallen geweiheter Klöster. Welche Erhabenheit spricht sich in der überall verbreiteten Einheit der allerwärts gleichen Fest- und Jubelempfindung aus. Trotz der Verschiedenheit der Farbe, der Geistesbildung, Körperbeschaffenheit und der Mannichfaltigkeit in der Sprache aller dieser Feiernden, trägt alle diese Empfindungen doch nur ein und derselbe Glaube, welchen Alle frohlockend in dem einzigen unvergleich-

lichen, auch hier am äußersten Ende der bewohnten Welt eben von uns angestimmt gewesenen Hymnus des römischen Rituales bekennen. Auf wie vielen Altären der verschiedensten Bauart, von unsern kunstlosen Verrichtungen an bis zu den zierlichsten Meisterwerken unübertroffener menschlicher Kunst, ist jetzt mitten unter lieblichen Blumen und flammenden Kerzen, unter Wolken duftenden Weihrauches und den Klängen durch Millionen von Andächtigen, die auf den Knieen liegen, angestimmter Lieder das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt oder in der Hand des Priesters, die Gläubigen zu segnen! Wie viele heilige Acte des Glaubens und der Liebe, des Sieges und der Buße sind nicht in jedem dieser Dinge dargestellt! Ueber die ganze bewohnte Erde ist die Luft erfüllt mit dem Klange von Jubelliedern. Die Gärten, die Wälder, die Fluren, die Auen spenden ihre herrlichsten Blumen, um die Pfade zu bestreuen, auf denen Gott im allerheiligsten Sakramente einhergetragen wird. Die Thürme zittern beim Geläute der Glocken, deren eherne Zungen die Feierklänge weit hinaus tragen über Land und Meer. Die Kanonen donnern in den Schluchten der Cordilleren, deren mächtige Zacken dort am Horizonte in die ungetrübte Bläue des Aethers hinaufragen, sie erdröhnen in den Thälern der Pyrenäen und der Apenninen, sie tragen ihren Freudenknall in die Echo's der africanischen Gebirge. Das Alles geschiehet vom spanischen Geschütze; wie viele zahllose Feuerschlünde anderer Nationen ant=

worten diesem Freudenhalle! Die Schiffe in den Häfen, wie auf hohem Meere festlich beflaggt, tanzen gleichsam freudenvoll auf der erregten Woge. Prachtvolle Heere, welche heute ihren schönsten Waffenschmuck angelegt, gleichviel, ob königlich oder republicanisch, begrüßen den König der Könige. Der heilige Vater auf seinem majestätischen Throne und das Schulkind in seinem Dorfe, die Klosterfrauen in ihrer frommen Zurückgezogenheit, die Einsiedler in ihrer Abgeschiedenheit, Bischöfe, Würdenträger und Prediger, Kaiser, Könige und andere Fürsten, Alle sind heute vorzugsweise mit dem allerheiligsten Sakramente beschäftigt. Städte werden erleuchtet und die Wohnungen der Gläubigen sind mit Freude erfüllt, die oft so überschwänglich ist, daß das Herz ihre unergründliche Tiefe nicht ermißt und die überwallend selbst hinüberfließt in kummervolle Herzen und an Armen, Verhafteten, Fremdlingen, Waisen und an heimwehkranken Verbannten ihre ergreifenden Wirkungen bezeugt. Alle die ungezählten Millionen Seelen, welche dem auserwählten Geschlechte, dem königlichen Priesterthume, dem heiligen, dem erworbenen Volke (I. Petri II. 9.) und Verbande des heiligen Petrus gehören, sind heute mehr oder weniger im Dienste des hochheiligen Sakramentes, so daß die ganze streitende Kirche, gleich der erschütterten Klippe, welche als Wächter an den Eingang unseres Hafens hingepflanzt worden, in freudiger Bewegung erbebt und vom Triumphgefühle durchzittert ist, das der Freudenwogenschlag in die-

jenigen hineinrauscht, welchen nicht vergönnt ist, der Freude von innen heraus zum Hervorbruche zu verhelfen. Die Sünde, der Menschen Verderben, scheint vergessen. Wo Thränen fließen, sind es Thränen der Freude, nicht des Schmerzes und der Buße. Es ist heute gleichsam der erste Tag für die Seele im Himmel, oder als zöge die heute im überall verbreiteten Freudenschimmer so schöne Erde selbst in den Himmel ein, wie sie wohl möchte, aus reinem Jubel über das allerheiligste Sakrament. Und die Erde scheint zu einem solchen Erdreisten auch besser befugt, denn zu andern Zeiten. Denn Tausende, die gestern noch der Sünde lebten, haben den heutigen Tag aus Liebe zu Jesus zur Buße sich ausersehen und über einen Jeden derselben empfinden die Engel eine größere Wonne, als über eine neu erschaffene Welt. Millionen haben sich vorbereitet zur heiligen Communion und selbst der mindest Andächtige unter Allen hat etwas für Gott gethan, das er sonst unterlassen haben würde. Eben diese Millionen naheten sich dem Tische des Herrn. Was wirkt Jesus nicht alles in ihnen und mit ihnen für sie, während die sakramentale Vereinigung währt? Eben diese Millionen verrichten ihre Danksagung. Welch' ein Preisgesang tönt in derselben zum Himmel hinauf! Wie viele schon vollendete Heilige und wie Viele, denen die Kirche die Ehre der Altäre erst zuerkennen wird, sind und waren an diesem Tage in heiliger Begeisterung entzückt, in einer himmlischen Vereinigung mit Gott, da das be-

lebende Geheimniß ihre Seele hob! Diesen Tag über senden und sandten jungfräuliche Seelen aus ihren stillen Klosterzellen tausend süße Wohlgerüche zum Himmel: Acte des Glaubens, die Kraft genug besaßen, Gnade zu erflehen für noch unbekehrte Völker, wie diejenigen, unter welche wir gesendet worden und deren Repräsentanten wir hier als Augen- und Ohrenzeugen unserer Feier mitten unter uns sehen, Acte der Liebe, die hinreichen, unzählige Gotteslästerungen und eine Welt von irrgläubigen Sacrilegien, wie wir dieselben im fernen Osten jetzt erblicken und beweinen, zu sühnen, Acte der Vereinigung, welche die ganze Kirche stärkten und kräftigten und alle ihre Pulse selbst an Orten belebten, welche weit entfernt sind von den Zellen, worin diese Acte, denen der einer freudenreichen Hoffnung sich zugesellt, in stillem Gebote und strenger Zurückgezogenheit geübt sind. Wer zählt die Berufungen, die heute begonnen oder vollendet, die Bekehrungen, welche heute angefangen oder vollbracht wurden? Wer kennt die ersten Regungen bei einem Gewohnheitssünder oder den Schmuck der Tugend bei einem heiligen Entschlusse? Wer zählt die Sünden, welche heute nachgelassen, die sündhaften Vorsätze, die heute aufgegeben wurden? Wer die Sterbenden, die heute erleuchtet, die Seelen, welche durch die begeisterte Liebe auf Erden heute dem Fegfeuer entrissen wurden? Wahrlich, am heutigen Tage entfaltet sich vor dem Auge Gottes ein unermeßliches, thätiges, stark bevölkertes Reich innerer Acte, so schön

und herrlich, so lieblich und fromm, daß das Fest der Außenwelt nur der armseligste Ausdruck blieb für das innere Fest der geistigen Welt. Und was ist dieses Alles wohl Anderes, als ein Triumph, ein Triumph unseres verborgenen Gottes? Ach, möchte es seiner Barmherzigkeit gefallen, an der Freude dieses Triumphes bald das hochherzige Volk Theil nehmen zu lassen, dessen schönes Land wir uns gegenüber aus den Wellen in lieblichen Gefilden sich erheben sehen! Beten wir mit einander in brünstigem Flehen, daß er diese Wohlthat den Bewohnern Arauco's spende, beugen wir vor ihm die Kniee, um die Demuth unseres frommen Verlangens auszudrücken! Fallet nieder und betet mit mir: O du Allerheiligster, dessen Liebe und Güte unermeßlich und unergründlich, lasse sie auch an diesen Söhnen der Natur, welche dein unerforschlicher Rathschluß bisher unter dem Schatten des Todes fest gehalten, sich offenbaren, daß sie, die Genossen unseres Triumphes, deine Allgegenwart in der leiblichen Erscheinung des allerheiligsten Altars-Sakramentes mit uns anerkennen und anbeten und daß deren liebevolle Nähe diejenigen bald zu Freunden und Brüdern umschaffe, welche heute noch einander feindselig beobachtend gegenüberstehen!"

Millalauco, dem Basilio's Rede nicht erst verdollmetscht zu werden brauchte, weil er vorzugsweise seiner Kenntniß der spanischen Sprache die Wahl zum Gesandten verdankte, ward von Allem, was der Pater gesagt, wie vieles ihm darunter auch unverständlich

blieb, wundersam betroffen und räthselhaft gerührt, namentlich als der fromme Redner seine Nation mit hineinzog in den Kreis seiner frommen Betrachtungen. Obwohl ein Feind der Christen, ward er von der allgemeinen Andacht mit auf die Kniee gezogen und betete unwillkührlich mit, um das, wovon er das Gegentheil bisher mit Entschiedenheit gewollt hatte. So hinreißend, so ansteckend ist aber die Gewalt der massenhaft wirkenden Andacht. Ein unbefangenes Naturkind, wie dieser Araucaner, konnte natürlich in den feierlichen Vorgängen und Darstellungen, deren Augenzeuge er gewesen, nichts Schauspielartiges oder Theatralisches in dem Sinne finden, wie irrgläubige Verbildung es den Ceremonieen der katholischen Kirche zum Vorwurfe macht. Er kannte das uns Katholiken so oft gezeigte Gefühl eines gewissen Unwillens über so „tändelnde Aeußerlichkeiten", die nur einer wenig gebildeten Phantasie sollen zusagen können, nicht, wie er denn auch noch nicht durch Reflexionen des Verstandes irre geführt, bloß durch gehörte oder gelesene Worte zu religiösen Gefühlen und Betrachtungen angeregt werden wollte, noch deßhalb jede Einwirkung vermittelst äußerer Eindrücke verschmähete. Auf seine unverkünstelte Individualität wirkten noch in ungefälschter Weise der Schmuck der Kirche, die Pracht des Aufzugs, die Gewalt der Musik, die Macht der bildenden Künste und der Reiz der symbolischen Darstellungen, wenn er auch die Bedeutung nicht erkannte. Er konnte noch nicht eingenommen sein wider

die uralte Verbindung des dramatischen Elementes mit dem kirchlichen, welche veranlaßte, daß die Abendmahlsfeier der Mittelpunkt alles christlichen Gottesdienstes und in Folge dessen dieser Gottesdienst selbst bereits in den allerältesten Zeiten der Kirche sich zu jenem das ganze Erlösungswerk von der Schöpfung und dem Sündenfalle an bis zur Vereinigung des Gläubigen mit Christo im Sakramente umfassenden symbolisch=liturgischen Drama gestaltete, woraus späterhin jene geistlichen Spiele hervorgingen, die unter dem Namen „Mysterien" bekannt, das ganze Mittelalter hindurch fortdauerten. Diese geistlichen Aufführungen waren denn auch zu ihrer Zeit das geeignetste Mittel, das Volk mit der damals nur den Wenigsten zugänglichen Bibel und dem Inhalte und der Bedeutung des in fremder Sprache gefeierten Gottesdienstes bekannt zu machen. Es ist ein Anlaß zu tiefster Beschämung für unsere übergebildete, auf ihre vermeintlichen Schulverbesserungen stolze Zeit, daß das gemeine Volk nie besser über den Inhalt der heiligen Schrift und die Bedeutung des Gottesdienstes und die einzelnen Bestandtheile unterrichtet war, als zu den Zeiten, wo es noch nicht lesen konnte und ungebildet war. Zu den historischen Vorurtheilen eines rationalistischen Aberglaubens, welche sich auch der gläubige Pietismus des XIX. Jahrhunderts ununtersucht als Erbgut angeeignet hat, gehört die millionenfach wiederholte Behauptung, daß durch die Uebersetzung der Bibel in die Landessprachen und die

Erfindung der Buchdruckerkunst der Inhalt der heiligen Schrift erst unter das Volk verbreitet und die Erkenntniß desselben erzeugt worden. Und doch widerspricht diese Behauptung der täglichen Erfahrung, welche jeder machen kann, der nur den geringsten Willen dazu hat. Wissen, so weit ihre Fassungsgabe es zuläßt, nicht die Kinder, welche im Lesen noch gar nicht so weit gekommen sind, daß sie aus dieser schon eine ziemliche Verstandesausbildung voraussetzenden Fertigkeit Belehrung schöpfen könnten, verhältnißmäßig weit mehr vom Inhalte der heiligen Schriften, als die Erwachsenen und Ausgebildeten, welche sich durch Lesen in den Quellen und deren Ableitungen weiter zu unterrichten im Stande sind. Das Beste, was die Meisten vom Inhalte der Schrift sich angeeignet haben und für die Zeit ihres ganzen Lebens besitzen, verdanken sie der Zeit, wo sie zu lesen noch gar nicht im Stande waren. Das lebendige, belehrende mündliche Wort hat sie besser unterrichtet, als ihr lesender Blick. Die vollkommensten Christen, d. h. die Christen der ersten Zeit, hatten gar keine heilige Schrift und die spätern konnten nicht lesen und waren doch Virtuosen in Kenntniß der geschichtlichen und Heilswahrheiten, deren Wissen das Christenthum erfordert. Der natürlich empfindende Heide Millalauco bedurfte daher keiner in's Araucanische übersetzten Bibel, noch der Kunst des Lesenkönnens in derselben, um aus der Anwesenheit bei der Feier des Frohnleichnamsfestes weit mehr vom Geiste und Inhalte des Christenthumes zu

fassen, als ihm durch Anunterrichten auf jenem mühsamen Wege beigebracht worden wäre. Hätte ihm der Zweck seiner politischen Sendung nicht zu gewissenhaft vor Augen geschwebt und seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch genommen, so würde er von dem, was er sahe und hörte, noch weit nachhaltiger ergriffen und der Bekehrung näher gebracht worden sein. —

Mit den Geschenken Don Garcias und dessen Botschaft langte er wohlbehalten bei der zusammengebliebenen Genossenschaft der araucanischen Häuptlinge wieder an, welche nun zwar die aufgeboten gewesenen Mannschaften heimziehen ließen, ihnen aber die Weisung mitgaben, ihre Waffen wohl im Stande und in Uebung zu erhalten, auch Alles so einzurichten, daß sie bei wiederholtem Aufgebote sofort im Felde zu erscheinen bereit seien. Während der bald eintretenden Regenzeit verhielten die Spanier auf Quiriquina sich ruhig. Nach Ablauf derselben aber ließen sie am 6. August 1557 130 tapfere Krieger, unter denen sich auch Ercilla befand, nach dem festen Lande übersetzen, welche mit unerhörter Emsigkeit und Ausdauer in fast nicht mehr als vierundzwanzig Stunden auf dem Berge Penco, unweit der wüsten Stätte von Concepcion, ein Festungswerk zu Stande brachten, dem sie, da es mit Wall, Graben und Mauer umgeben war, nicht anstanden, den Namen eines Forts beizulegen. Acht Kanonen standen auf dem Walle und Philipp's II. Fahne flatterte auf der Höhe einer Bastion.

Ueberrascht von dieser Kunde, erließen die Ulmeni von Arauco das Gebot eines bewaffneten Aufstandes. Den unbefangenen Leser muß es höchlichst befremden, wenn er Don Garcias diese Maaßregel als einen Bruch der verabredeten Uebereinkunft betrachten und in den spanischen Geschichtsbüchern und selbst in Ercilla's Araucana dieser Auffassung Worte und Beistimmung verleihen sieht. Weit billiger dachte der Pater Pedro, welcher aus den, wenn auch nicht sehr gewissenhaft und treu gemeinten Friedensveranstaltungen der Araucaner doch einige Hoffnung zu endlichem Frieden mit seinen Landsleuten geschöpft hatte und nun durch die perfide Anlage eines Forts an der den Araucanern empfindlichsten Stelle sich so häßlich in seinen Erwartungen getäuscht sah. So sehr er Spanier und für seine Nation Parthei zu nehmen gewohnt war, so wenig bezweifelte er, daß dieselbe durch die verwegene und heimliche Anlage jenes Forts gerade am bezeichneten Orte ihrerseits den Frieden gebrochen und die Araucaner zur Vergeltung mit Gleichem provocirt hätten. Er war darum sehr betrübt über dieses Ereigniß und hatte eine schmerzliche Ahnung, daß dasselbe die Möglichkeit, die ihm lieb gewordene Nation der Araucaner in das sanfte Joch des liebevollen Jesus gewissermaaßen hineinzuschmeicheln, an welche er bisher geglaubt, in sehr ferne Zeiten hinausrücken werde. Dem aufmerksamen Leser dieser Geschichte wird es ohne Zweifel aufgefallen sein, daß von dem hoffnungsreichen Verhältnisse, in welches der Pater mit dem

Toqui der Araucaner getreten war und welches ihm so mannichfache Gelegenheit bot, auf diesem edeln Boden die Blüthen zu ziehen, wozu jene Hoffnung die fruchtbaren Samenkörner ausgelegt, so weniger Erfolg gemeldet worden, obgleich demselben zu seiner gesegneten Entwickelung unter den günstigsten Umständen so viele Zeit vergönnt gewesen war. Die Bosheit Marollo's, welche nicht ruhete, mit dämonischen Mitteln Malaja zu schrecken und eine Kluft zwischen ihr und den Christen zu unterhalten, konnte auch das gute Einvernehmen Caupolican's mit dem spanischen Ordensgeistlichen nicht ohne neidischen Ingrimm ansehen. Er hatte deßhalb schon im vorigen Jahre bei der Krankheit eines angesehenen Araucaners, mit seinem ärztlichen Rathe hinzugezogen, als Maci bei dem weiter oben beschriebenen Possenspiele, welches die Diagnose dieser Betrüger darstellt oder vielmehr persiflirt, den Verdacht der Urheberschaft des Leidens auf den guten Pater gelenkt und denselben zu einer so mißliebigen Persönlichkeit in der Umgebung des Toqui gemacht, daß Caupolican's ganze gewichtige Autorität nöthig war, um einem herben und dem Pater gefährlichen Ausbruche des allgemeinen Unwillens vorzubeugen. Noch stärker war er mit seinem teuflischen Charakter hervorgetreten, als er Pedro heimlich ein schleichendes Gift beibrachte. Pedro, welcher neben vielem anderm nützlichem Wissen sich auch mit der Medicin bekannt gemacht und schon 250 Jahre vor Hahnemann durch

aufmerksame Beobachtung dasjenige, was an der jetzigen Homöopathie Wahres ist, entdeckt hatte, war die Vergiftung zeitig genug inne geworden und hatte die nöthigen Reagentien angewendet, um den fernern Wirkungen des Giftes vorzubeugen. Doch war eine bedenkliche Schwäche zurückgeblieben, deren Hebung er von Ruhe und einer gleichmäßigen Lebensart in freier Luft mit Gewißheit erwartete. In seiner liebevollen Sanftmuth verrieth er dem reizbaren Caupolican weder die Entdeckung seiner Vergiftung, noch seinen sofort auf Marollo gefallenen und durch verschiedene Inzichten bis zur Evidenz gesteigerten Verdacht. Doch nahm er dessen Anerbieten an, sich eine Zeitlang von ihm zu trennen, um erst den Unwillen der Familie des Kranken, welcher glücklicherweise durch die von Pedro gereichten Mittel genesen war, sich beschwichtigen zu lassen. So sehr diese Angehörigen auch über die Genesung ihres Familienhauptes erfreut waren, hatte doch die durch Pedro herbeigeführte Heilung ihren Wahn, daß er auch Urheber der Krankheit gewesen, bestärkt, da er durch seine ihnen unbegreiflichen Mittel sich in ihren Augen doch mehr oder minder als einen Zauberer erwiesen, dem sie die schnöde Absicht beimaßen, den übeln Folgen der durch Marollo gemachten Entdeckung mittelst Wiedergutmachen des Bösen, das er angerichtet, vorzubeugen. Caupolican sendete seinen europäischen Freund unter sicherem Geleit in das Gebiet des weisen Colocolo, welches eins der südlichsten im Lande Arauco war. Hier

richtete sich Pedro am Abhange eines schon an sich hoch gelegenen Felsens, aus dem ein klarer Quell sprudelte, über welchem Obstbäume ein liebliches Schattengewölbe bildeten, eine Hütte ein. Artbares Land lag zwei Schritte davon, aus welchem er sich alsbald einen Garten geschaffen hatte. Von diesem schönen Winkel Landes galt in voller Wahrheit, was ein alter Reisender (Frezier) *) davon später meldete, der sich nach einer über hundert Jahr alten deutschen Uebersetzung seiner Reisebeschreibung also ausdrückte: „Dieses „Land scheinet annoch die Anmuth der güldenen Zeit „beibehalten zu haben. Der Winter ist nicht strenge: „die scharfen Nordwinde wehen daselbst niemalen: die „Sonnenhitze wird durch sanfte Lüftlein um die Mit- „tagszeit abgekühlt und ist also das ganze Jahr nichts „anders, als eine glückliche Verbindung des Frühlings „mit dem Herbste, welche mit einander zu regieren „und die Blumen mit den Früchten zu verbinden schei- „nen.“ An dem nicht entfernten Abhange des hohen Gebirges zog sich ein prächtiger Urwald hin, der noch in seiner ursprünglichen Wildheit da stand. Nimmer ertönte darin noch der Schall einer Holzaxt. Nie hatte eine menschliche Hand hier Saamen zur Anlegung eines Forstes ausgestreuet. Ueber den Trümmern der morsch gewordenen und umgestürzten Riesenstämme erhoben sich in üppigem Wuchse neue

*) Herrn Frezier's, französischen Ingenieurs, Reise nach der Südsee und den Küsten von Chili u. s. w. Aus dem Französischen. Hamburg 149. Bd. I. S. 1770.

Pflanzengeschlechter. Feuchte Wärme begünstigte dort schwelgerische Vegetation. Das Schmarotzergeschlecht der verschiedenen Schlingpflanzen, Lianen, umschlang die Stämme, erstieg die höchsten Gipfel und verband als schwebende Guirlande entfernte Aeste. Alles glühete und flimmerte von großen und prächtig gefärbten Blumen. Ueber das Alles war eine nicht minder bunte, schillernde und geschwätzige Thierwelt gemischt. In den Zweigen schrieen die bunten Papageien. Zahlreiche Affengeschlechter schwangen sich von Ast zu Ast, während das Faulthier um den Stamm geklammert hing. Um die Blumen gaukelte eine Menge von Schmetterlingen, bis zur Größe einer Menschenhand, in den prachtvollsten Farben gekleidet, und Kolibris, welche ihren fadenförmigen Schnabel in die Blüthenkelche tauchten. Durch das Gras wanden sich gleißend schöne Reptilien. In der Luft schwirrten Käfer, die wie Edelsteine glänzten. Nach Sonnenuntergang ward es still und die reißenden Katzen begannen ihren mörderischen Gang. Ohne Furcht vor dem wilden Gethier, das in Chili ohnehin weniger grimmig sich zeigt, als in andern Ländern, und das fromme Männer von jeher auch weniger zu fürchten hatten, legte in diesem Paradiese Pater Pedro seine Einsiedelei an. Die Höhe, von welcher er auf die paradiesische Landschaft und das scheinbar dahinter zu einem Gebirge sich erhebende bläuliche Meer herabschauete, that ihm wohl. Sie erhob ihn räumlich über die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens und unter-

stützte seine Seele in einer entsprechenden geistigen Erhebung. Die Einsamkeit, welche ihn umgab, ließ ihm Zeit und Ruhe zur Betrachtung dieser Umgebung. Er konnte sich sammeln, ohne durch die vor seinen Augen sich durchkreuzenden Lebensbahnen Anderer und die dadurch herbeigeführten Verwickelungen von der gewählten Richtung seiner Gedanken nach Oben abgezogen und zerstreut zu werden. Die reinere Luft, die er hier oben athmete, that seiner vom Gifte noch angegriffenen Brust wohl. Von dem nicht allzuentfernten Meere her wehete ihn den größten Theil des Tages ein Wind an, welcher die Durchdrungenheit des Athmungs-Elementes von dem Aushauche der nahen Erdenfülle milderte, wie denn auch die balsamischen Düfte, welche die südliche Vegetation in die Luft emporsandte, einen guten Theil der Erdhaftigkeit derselben zersetzten. In solcher gereinigten, dünnern Bergluft erweitert sich ja eines jeden Menschen Brust und giebt höheren Gefühlen Raum In der Ebene denkt der Mensch mehr an sich und Andere, gehet seinen Geschäften und Erwerbe nach. Auf den Bergen bezeichnet Alles mehr die Nähe des allmächtigen Weltschöpfers. Die Seele nähert sich den ätherischen Regionen. Sie thut es unwillkührlich der von irdischen Dünsten befreiten Luft nach, legt einen Theil ihrer irdischen Leidenschaften ab und tritt dem Zustande ihrer ursprünglichen Reinheit wieder näher. Die ragenden Höhen, die sich vor ihr aufthuenden Tiefen der äußern Natur ziehen sie über sich selber

empor und lassen sie tiefer in sich selber gehen. Der Größe und Weite der Umsicht entspricht auch ein erweiterter und vergrößerter innerer Gesichtskreis, der sich ihr aufschließt. Die alten Einsiedler, welche ihre Klausnereien in den Gebirgen anlegten, und die alten Mönche, welche ihre Klöster auf die hervorspringenden Ausläufer höherer Bergrücken setzten, wußten sehr wohl, weßhalb sie die Höhen suchten und dort ihren Aufenthalt nahmen. Hatte nicht auch der göttliche Heiland häufig die Berge gesucht und in deren Einsamkeit gebetet? Hatte nicht vor ihm Moses auf dem Berge unter Gebet und Fasten vierzig Tage zugebracht? So haben es von jeher die frömmsten Personen gehalten und so ist es dem in die Menschenbrust hineingelegten göttlichen Zuge und Drange angemessen. In der von ihm gewählten lieblichen Einöde war das Leben des Paters Pedro ein Leben des Geistes und der innerlichen Sammlung. Hatte er bisher im zerstreuenden Verkehre mit den ungläubigen Araucanern nur Gott gesucht, so war der Allerhöchste hier erst recht der einzige Strebepunkt seines Lebens, das Ziel aller seiner Gedanken und der frommen Gebete und Selbstgespräche, welche er mit sich hielt. Auf Erden, am Himmel, in seiner eigenen Brust suchte und fand er den, den seine Seele über Alles liebte, und erfreute sich zum Danke der Einkehr seines Geistes. Auf der Höhe des seiner Klausnerei nahe belegenen Felsens hatte er mit großer Beschwerde ein hohes Kreuz errichtet, das man sehr weit in das Land hinein sehen

konnte. Den Weg hinauf hatte er sich in die Leidens-
stationen des Herrn eingetheilt und weilte beim Hin-
aufsteigen auf jeder derselben lange in frommer Be-
trachtung; wenn er dann endlich zum Kreuze kam,
brach fast sein Herz vor Leid darüber, daß er nicht
mit Jesu Christo sterben könne, und er blieb, das
Auge unverwandt auf das Kreuz geheftet, Stunden
lang vor demselben im brünstigsten Gebete liegen.
Er besaß auch jene von jeder wahren Liebe Christi
untrennbare innige Andacht zur allerseligsten Jungfrau,
welche alle wahren Jünger Christi von jeher ausge-
zeichnet hat. Es war ihm nichts geläufiger, als daß
die holdselige, aber schmerzenreiche, durch ihren gött-
lichen Sohn vom Kreuze herab in dem heiligen Jo-
hannes jedem vertrautern Freunde des Gekreuzigten
als Mutter empfohlen sei, wie es von den ältesten
Zeiten an auch allgemeiner frommer Glaube gewesen
ist. Es war daher nur ganz natürlich, daß Pedro zur
Ehre derjenigen, welche der Engel an Gottes Statt
die Benedeite unter den Weibern genannt, weil sie nie
dem Fluche, der Malediction der Erbsünde unterlegen,
mithin ganz deutlich als davon ausgenommen aner-
kannt worden, täglich nebst dem heiligen Rosenkranze
noch sehr viele Gebete verrichtete. Er hatte sie schon,
seitdem er die irdische Liebe zu den Frauen aus seinem
Herzen verabschiedet, zur Patronin seiner Keuschheit
gewählt, und sie hatte ihm ihren Schirm allezeit gegen
jegliche Versuchungen mit heiligem Erfolge geliehen.
Sein Herz war mit einem solchen Feuer heiliger Liebe

gegen die gnadenreiche jungfräuliche Mutter unseres Erlösers erfüllt, daß diejenigen, welche ihn, als er noch in Spanien in seinem Kloster sich befand, etwa in der Inbrunst einer ihr geweiheten Andacht überraschten, nicht genug zu erzählen wußten von dem strahlenden Glanze, welcher aus seinem Antlitze hervorleuchtete. Unter den andern Brüdern war die Ueberzeugung verbreitet, daß ihm die seligste Himmelskönigin zu Zeiten wirklich und persönlich erscheine, wenn er vor einem wunderbaren Gnadenbilde derselben, das sich in seinem Kloster befand, betete, was er mit unglaublichem Eifer zu thun pflegte. Denn, wenn er sich auch von dem Bilde trennte, um andern Verrichtungen nachzugehen, kehrte er doch nach Erledigung derselben sogleich an seinen Verehrungsplatz zurück. Er nannte Marien die Beschützerin und Mutter der Brüder und ermahnte jeden, der um sein Gebet bittend zu ihm kam, sich lieber an die seligste Jungfrau, als an die einflußreichste Fürbitterin bei Gott zu wenden und dieselbe vor ihrem wunderthätigen Bilde um Hilfe anzuflehen. An den Vorabenden ihrer Feste bereitete er sich auf dieselben mit den strengsten Bußwerken und eifrigsten Gebeten vor. An den Festtagen selber aber wußte er auch seine Ordensbrüder mit neuem Eifer zu beseelen, was ihm sowohl durch seines Beispieles Macht als die Kraft seiner Rede ausgezeichnet gelang. Die Gelegenheit, Marien's Verehrung auf diese Weise zu fördern, war dem zum zeitweisen Klausner gewordenen Pater Pedro nun

zwar benommen, allein sein innerer Eifer für die Holdselige war um so feuriger geworden. Wer ihn in seiner Einsamkeit hätte überraschen können, wenn er auf den Knieen liegend die lauretanische Litanei der Jungfrau aller Jungfrauen in lieblicher Inbrunst voll heiligen Seelenjubels vortrug, der würde fürwahr vermeint haben, einen jener heiligen Engel zu erblicken, die vor dem Throne Gottes in steter heiterer, freudenvoller Andacht begriffen, nichts anderes gelüstet, als fort und fort das gnadenvolle Antlitz des Schöpfers zu schauen. Im Uebermaaße des Feuers glühender Andacht rief er dann wohl laut am Ende der Litanei aus: „O Maria, Maria, heiligste Jungfrau, Mutter meines Gottes, Königin des Himmels, Herrin der ganzen Welt, Tempel des heiligen Geistes, Lilie der Reinheit, Rose der Geduld, Paradies der Wonne, Spiegel der Jungfräulichkeit, bitte, ach bitte für mich, den elenden und armseligen Erdenpilger, ach gieb mir irgend einen kleinen Theil von der Fülle deiner Liebe.“ Mit besonderer Andacht pflegte Pedro aber das Geheimniß von der unbefleckten Empfängniß zu betrachten. Die Annahme derselben war ihm, so wenig als seinen Ordensbrüdern oder der spanischen Nation im Allgemeinen dem geringsten Zweifel unterworfen. Hatte doch bereits vor länger als zehn Jahren am 7. Juni 1546 der hohe Kirchenrath in Trient in seiner fünften Sitzung wörtlich erklärt: „wie er nicht der Willensmeinung sei, in dem Beschlusse, welcher von der Erbsünde handelt, die selige und unbe-

flechte Gottesgebärerin Jungfrau Maria mit zu begreifen, sondern daß hierüber die Verordnungen des Papstes Sixtus IV. seligen Andenkens *) unter den in diesen Verordnungen enthaltenen Strafen, welche er erneuert, beobachtet werden sollen." — Pedro aber hatte in sehr alten Ritualen seines Ordens ein eigenes Officium für diese Empfängniß gefunden, das der eben genannte Papst Sixtus bestätigt hatte. In Spanien wurde das Fest dieses Ereignisses schon seit fünfhundert Jahren begangen und eine Menge von Autoritäten verbürgten ihm außerdem die Lehre von Mariens unbefleckter Empfängniß. Solcher äußern Nöthigungsmittel zur Annahme derselben hatte es bei ihm übrigens nicht bedurft. Er war wie andere unbefangen Denkende, nachdem er überlegt, wie innig das Verhältniß der Mutter des Sohnes Gottes zu Gott war, wie ganz ausgezeichnet vor allen andern Sterblichen ihre Würde im Reiche Gottes erscheine, zu dem unabweislichen Gedanken gelangt, daß sie auch an Reinheit von Sünde und Heiligkeit eine ganz einzige Vorzüglichkeit haben müsse. Die jungfräuliche Mutter Gottes des Menschensohnes, mußte offenbar die heiligste Blüthe der Menschheit sein. Sie, deren seliger Leib ihn getragen, deren selige Brüste ihn genährt, sie, die Selige, welche das Wort, das im An-

*) Dieser Papst hatte Constitutionen erlassen, worin er mehrere Ablässe auf ewige Zeiten denen bewilligte, welche das vorgeschriebene Officium beten oder der Messe von der unbefleckten Empfängniß beiwohnen würden.

fange bei Gott war, und das Gott war, wirklich und wesentlich gehört und in sich aufgenommen und bewahrt hatte, neun Monate unter ihrem Herzen voll Gnaden getragen und gepflegt, beobachtet und genähret hatte an ihren Brüsten, sie, die sein Leben in sich getragen und gefühlt, ehe die Menschen, seine Brüder, Segen und Lehre und heilende Hilfe von ihm empfingen, die Alles mit Jesu theilte, namentlich auch seinen Durst nach der Erlösung, konnte so ohne eine ihr ausnahmsweise eignende Reinheit und Unbeflecktheit von Pedro gar nicht gedacht werden. Vermochte doch selbst der kühne Luther, welchem Autoritäten in Glaubenssachen nicht zu imponiren pflegten, die Vorstellung nicht zu fassen, daß diejenige, mit welcher der „heilige, unschuldige, unbefleckte, von den Sünden geschiedene" (Hebräer VII. 28) hohe Priester Christus in jene innigste Gemeinschaft trat, auch nur einen Augenblick von der Sünde befleckt, eine Feindin Gottes, eine Sklavin der Hölle gewesen sein könnte. Sie war die Braut des heiligen Geistes. Er aber, der Urquell aller Gnaden, sollte sie nicht auf das Vollkommenste geschmückt, geheiligt, erhöhet und sie nicht zu einem durch und durch würdigen Tempel der Gottheit erhoben haben, an dem zu keiner Zeit ein Makel haftete? Die allerseligste Jungfrau muß also in Allem und zu jeder Zeit frei von jeder Sünde und mit der vorzüglichsten Heiligkeit geziert gewesen sein. In seiner Predigt „am Tage der Empfängniß Mariä der Mutter Gottes" konnte denn auch selbst Luther nicht anders, als sich

zu dem Glauben an die sündlose Empfängniß Mariens bekennen*). Wie hätte nun ein Pater Pedro hinter dem ehemaligen Wittenberger Mönche, seinem Zeitgenossen, zurückbleiben dürfen? Ihm waren die vielfachen Aussprüche der heiligen Kirchenväter nicht

*) Diese Predigt ist in der 1527 erschienenen Kirchen-Postille abgedruckt. Es lohnt der Mühe, hier einige Stellen daraus einzurücken, weil Luther darin manchen Katholiken beschämt: „Das ist nun auch die Ursache, warum hat Christus wollen von einer Jungfrau geboren werden, durch den heiligen Geist, ohne Mann, nämlich darum, daß er nicht auch mit der Erbsünde befleckt würde, welche natürlich der menschlichen Geburt von Mann und Weib folget. Dieweil aber die Jungfrau Maria auch von Vater und Mutter natürlich geboren worden, haben ihrer Viele wollen sagen, daß sie auch in Erbsünde empfangen sei. Doch dieselben Alle halten das einträchtiglich, daß sie im Mutterleibe geheiligt sei, und daß ihre Eltern ohne Lust und Begierde empfangen haben. Die Eingießung der Seele glaubt man mildiglich und seeliglich, daß sie ohne Erbsünde sei zugegangen, so daß im Eingießen der Seele sie auch zugleich mit von der Erbsünde sei gereinigt worden und mit Gottes Gaben geziert, zu empfahen eine heilige Seele, ihr von Gott eingegossen und also den ersten Augenblick, da sie anfing zu leben, war sie ohne alle Sünde. . . . Das wollen nun diese Worte, da der Engel Gabriel zu ihr saget: Gebenedeiet bist du unter den Weibern. Denn man könnte zu ihr nicht sprechen, gebenedeiet bist du, wenn sie je unter der Vermaledeiung gelegen wäre. Es war auch recht und billig, daß diese Person ohne Sünde enthalten würde, von welcher Christus nehmen sollte das Fleisch, das da überwinden sollte, alle Sünden. Denn das heißt eigentlich gebenedeiet, was mit göttlicher Gnade begabt ist, das ist, was da ohne Sünde ist.“ — Kaum dürfte ein Katholik die katholische Anschauungsweise mit besser treffendem Ausdrucke darlegen können!

verloren, welche bezeugt hatten, daß die Mutter Gottes als solche durchaus rein, unbefleckt und heilig sein müsse, wenn sie den Namen der „Gnadenvollen," womit der Engel sie grüßte, verdienen sollte. Mit den meisten Frommen sahe Pedro Marien als den geraden Gegensatz der ersten Eva, als die zweite glücklichere Mutter der Lebendigen an. Er erkannte sie mit jenen als diejenige, welche das Haupt der Schlange zertreten, nichts von deren Pesthauche gelitten habe, als einen Tempel von der Hand Gottes gebauet, welche sich mit nichts Unreinem beflecken kann. Er hatte auch den Sinn des bildlich über sie gesprochenen Wortes: daß wie der erste Adam aus der noch reinen Erde des Paradieses, so dieser zweite aus dieser jungfräulichen Erde gebildet worden, wohl gefaßt und dem Mater purissima in der lauretanischen Litanei längst keinen andern Sinn beigelegt, als den man in unserm Jahrhundert durch den hinter den Versikel Regina Sanctorum omnium mit päpstlicher Approbation eingelegten Lobspruch: Regina sine labe originali concepta, hervorzuheben bemühet gewesen. In seiner lieblichen Einöde war es nun eine der erfreulichsten Beschäftigungen Pater Pedro's, in seinen Gedanken den Umgang mit der holdseligsten Jungfrau, der bei seinem Leben unter den Araucanern vielfachen Abbruch hatte erfahren müssen, wieder recht eifrig zu pflegen. Weit entfernt von der Besorgniß, dadurch die Verdienste des alleinigen Mittlers Jesus Christus zu beeinträchtigen, leitete ihn die einfache Wahrheit,

daß, wer Christum liebe, auch seine Mutter liebe, und daß, wer die Mutter liebe, auch Jesum liebe, daß er durch die Ehre, welche er der Mutter erweise, auch den Sohn ehre. Mit dem heiligen Bernhard sagte er: „Alles Lob, das der Mutter gegeben wird, gehört dem Sohne zu. Er hielt, auf eigene und zahlloser heiliger Männer Erfahrung gestützt, die Andacht zur Maria für das wirksamste Mittel, in der Andacht zu Jesu zuzunehmen. Er urtheilte mit Recht, daß es schwerlich ein Götzendienst sein könne, die seligste Jungfrau zu verehren, die allein unter allen Geschöpfen mit einem solchen Ueberflusse der Gnade erfüllt, mit so großer Vollkommenheit und Heiligkeit begabt worden, daß sie würdig befunden ward, eine Gottesmutter zu sein und den Urheber der Gnade in ihrem jungfräulichen Schooße zu tragen. Welche Größe und Herrlichkeit beschließet allein die Ankündigung: „Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten?" Verdanken wir nicht geradezu Marien das Heil unserer Erlösung insofern, als es bei ihr stand, die Botschaft des Engels abzulehnen, weil ihr freier Wille nicht gebunden war? Lieber Christ, wie würde es um deine Aussicht auf eine ewige Seligkeit bestellt sein, wenn Mariens Demuth die Ehre der Mutterschaft zurückgewiesen hätte? Und dieser Person, die uns durch die willfährige Annahme der Botschaft des himmlischen Sendlinges das Heil vermitteln half, sollten wir nicht die nächsten Ehren nach Gott und ihrem Sohne schulden? Dem

guten Pedro bedünkte die Verneinung dieser Frage ein vermessener Wahnwitz, denn er erkannte, wie Maria durch die Einwilligung in Gottes Begehren und ihre volle Mitwirkung zu dessen Erfüllung in diesem einzigen Augenblicke sich mehr verdient gemacht, als alle Engel, geschweige denn Menschen jemals verdient haben und durch ihre auch noch so heiligen Werke je werden verdienen können. Fürwahr, wer sich recht vergegenwärtigt, wie ohne Mariens Gehorsam und Hingabe an den Willen des Allerhöchsten Christi Erlösungswerk gar nicht möglich, wie die in der Schöpfungsgeschichte (Genesis III. 147) enthaltene, aus Gottes eigenem Munde hervorgegangene Prophezeiung, daß das Weib in Vereinigung mit dem Saamen, d. h. ihrem Sohne über den Teufel und die Sünde triumphiren werde*), gar nicht hätte in Erfüllung gehen können, dem wird nichts geläufiger werden, als die Ueberzeugung, daß Maria nächst Gott die oberste Herrschaft über die ganze Welt, den Ueberfluß aller himmlischen Gaben, aller Seligkeiten, aller Früchte des heiligen Geistes verdiente. Ja, sie verdiente der Stern des Meeres, die Pforte des Him-

*) Die bekannte Controverse über die Auslegung dieser Stelle der Genesis, welche durch die doppelte Deutung des im hebräischen Texte gebrauchten Fürwortes, das sowohl auf das Wort Saame als auf das Wort Weib bezogen werden kann, ist sehr einfach im IX. Capitel des historisch-kritischen Theiles von Perrone's Abhandlung: Ist die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria dogmatisch definirbar? auseinandergelegt und entschieden.

mels, die Königin der Barmherzigkeit zu werden und alle übrigen Vorzüge zu besitzen, die einer Gottesmutter zukommen und welche die lauretanische Litanei durch ihre sinnvoll gewählten, großentheils der heiligen Schrift entlehnten Bezeichnungen so treffend auszudrücken verstanden hat. Für einen tief denkenden und zart fühlenden Marienverehrer erschließet sich bei der Betrachtung aller dieser dem weltlichen Unverstande so abenteuerlich klingenden Bezeichnungen eine Fülle von wundervollen Geheimnissen, welche in diesen Worten verborgen liegen. Wollten die Lästerer des Marien-Cultus, zu welchen leider eine Unzahl bibelgläubiger Christen gehören, und was das Beklagenswertheste, eine Menge von Leuten, die sich Katholiken heißen, nur erwägen, wie die heilige Schrift selbst meldet, daß einer der größten Himmelsfürsten, der heilige Erzengel Gabriel, der Erde die Vortrefflichkeit und Hoheit der allerheiligsten Jungfrau verkündigt, daß ihm Gott selber die Worte, welche er ihr überbringen sollte, in den Mund gelegt und der heilige Geist dieselben in den ersten Blättern seines Evangeliums unter die erhabensten Wahrheiten unserer Religion wörtlich aufgenommen, damit sie von allen Christen als von Gott selbst offenbarte und bestätigte angenommen und geglaubt würden, wollten sie ferner erwägen, wie Maria in jenem bewunderungswürdigen und gleichfalls im Evangelio aufbewahrten Lobgesange, den sie im Hause des Zacharias aus der Fülle ihres Herzens dem Allmächtigen anstimmte und den ihr der heilige

Geist eingegeben, in Anerkennung des unerhört Großen, das Gott in ihr gewirkt, prophetisch verkündet, daß sie von allen Geschlechtern werde selig gepriesen werden und wollten sie endlich der Wahrnehmung die Augen nicht verschließen, wie die Erfüllung dieser Weissagung mit dem Ursprunge der Kirche angefangen hat und bisher ununterbrochen fortgegangen ist, so sollten sie doch schon aus Ehrfurcht vor Gottes Wort ihre beklagenswerthe Privat-Meinung für sich behalten und ihr Unglück nicht auch Andern mittheilen wollen! Konnte doch selbst der des Arianismus verdächtige Bischof Eusebius von Emisa schon im vierten Jahrhundert, welcher in einer Homilie seinem Arianismus zum Trotz gesagt, daß, „nachdem der Allmächtige Marien zur Mutter Gottes gemacht, er sie auch als eine Königin der Menschen und Engel gekrönt und und ihr nach Gott die höchste Gewalt über Himmel und Erde eingeräumt," sich des Zeugnisses nicht erwehren, „daß, seitdem die Fackel des katholischen Glaubens die Welt zu erleuchten begonnen, alle Völker, die an Jesum Christum glaubten, dessen heiligste Mutter verehrt und sie durch den religiösen Dienst, welchen sie ihr gewidmet, selig erklärt hätten." Im XIII. Jahrhundert erklärte der fromme Cardinal Hugo von Saint Cher, einer der tiefsten Denker und Theologen seiner Zeit, als er in seinem Commentar zum Lucas das Magnificat erläuterte: „Es ist kein Volk, kein Geschlecht, kein Stand, der nicht zur Erfüllung dieser Weissagung mitgewirkt hätte. Juden und Heiden,

Griechen und Barbaren, Männer und Weiber, Große und Kleine, Reiche und Arme haben sie gebenedeiet und angerufen. Himmel und Erde, Engel und Menschen stritten um die Wette, sie zu ehren. Alle Einwohner des Himmels huldigen ihr der erlangten Glückseligkeit wegen. Diejenigen, welche noch auf Erden wallen, setzen nächst Gott ihr größtes Vertrauen auf sie und die gläubigen Seelen, die den Ueberrest ihrer Sünden noch in den Flammen des Fegfeuers abzubüßen haben, seufzen nach ihr. Sie ist die Zierde des himmlischen Jerusalems, die Freude und Wonne des gläubigen Volkes und die Ehre des ganzen menschlichen Geschlechtes." — Von gleicher Ueberzeugung durchdrungen, fand Pater Pedro es leicht, in der vorzüglichen Andacht zu Marien zu verharren, welche die Söhne des heiligen Franciscus von ihrem ehrwürdigen Vater als Erbtheil empfangen haben, der zur Frauenkirche der Engel, in welcher er auch den ersten Grund zu seinem Orden legte, eine solche Neigung trug, daß er hier, wo er unter dem Schirme der heiligsten Jungfrau die vorzüglichsten Gnaden erlangt hatte, auch seinen Geist aufgeben wollte. War doch auch der Franciscaner-Orden von seinem Stifter dem besondern Schutze Mariens empfohlen, die er mit den Seinigen zur Fürsprecherin bei Gott erwählte und mit einer Fasten vom Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus bis zu ihrer glorreichen Himmelfahrt zu ehren pflegte. In dem freudenreichen Marien-Culte, dem Pater Pedro in

seiner Einsiedelei mit inniger Hingebung lebte, ward er von den Araucanern wenig gestört. Colocolo, der Häuptling des Bezirkes, in welchem Pedro sich aufhielt, war mit seinen Reisigen nach Norden gezogen, wohin Caupolican mit seinen Ulmeni diesseits des Biobbio einen Kriegsrath ausgeschrieben hatte, nachdem ihm die Herüberkunft der Spanier von Quiriquina auf's feste Land bekannt geworden war. Garcias hatte den Eifer der kühnen Männer, welche das neue Fort so rasch aus dem Boden emporwachsen ließen, mit dem Hinweise darauf, daß es gelte, die zu Ehren der unbefleckten Empfängniß errichtete, dreimal von den Barbaren zerstörte Stadt Concepcion wieder herzustellen und der gekränkten allerseligsten Jungfrau zu ihrem Rechte wider die wilden Heiden zu verhelfen, zu entflammen gewußt. Sie waren muthig entschlossen, Ehre und Leben der Vertheidigung des Forts, das zum Schutze des neu zu erbauenden Concepcion dienen sollte, zu opfern. Um sich seine eigene Autorität ungeschmälert zu erhalten, hatte Garcias den verdienten Francisco Villagran und den bisher nur aus der Ferne in den Angelegenheiten Chili's thätig gewesenen Aguirre unter dem Vorwande, daß ihre Zwietracht diese Angelegenheiten verwirrt und zu den kriegerischen Unglücksfällen der Spanier Anlaß gegeben, zu Schiffe gewissermaaßen als Gefangene nach Peru entsendet, um dort Eintracht zu lernen, wozu das Zusammensein in einem engen Schiffe ihnen zuvörderst den Elementarunterricht ertheilen möge.

Nachdem der Pater Pedro von Caupolican getrennt worden, suchte sich Marollo mit gleißnerischer Unterwürfigkeit in die Stelle dieses Vertrauten bei dem Toqui einzuschmuggeln. Er wußte seiner Geschmeidigkeit einen gewissen edeln Anstrich zu geben, welche einen Caupolican wohl zu bestechen geeignet war, der überhaupt den Wahrsager, dessen Stand bei ihm nicht eben hohe Ehren genoß, bisher weniger beachtet und daher auch nicht genauer hatte kennen lernen. Obwohl, da er im Kriege nur eine untergeordnete Stelle beim Heere einnahm, zur Theilnahme an den Berathungen nicht berechtigt, hatte er sich doch zu dem Kriegsrathe mit eingefunden, von welchem er als Zuschauer und Zuhörer nicht ausgeschlossen ward. Von einem warmen Tage ermattet, wollte Caupolican, der wegen noch unvollzähliger Anzahl der Ulmeni die Berathungen noch nicht begonnen, zur Erfrischung ein Bad nehmen. Marollo, welcher sich den Arzt zu spielen gefiel, wußte dem Feldherrn seine Beihilfe dazu aufzudringen. Er übernahm es, Wache zu stehen und zu verhindern, daß sich Jemand der mit Busch umwachsenen Stätte nahe, wo Caupolican dem Bade obzuliegen sich vorgesetzt hatte. Mit einem ungewöhnlichen Eifer betrieb Marollo dieses Bad. Er schien die Zeit nicht erwarten zu können, bis Caupolican in das Wasser hinabgestiegen. Ja er glaubte ihn mit dem Schwulste orientalischer Redensarten schneller hineincomplimentiren zu können. Er sprach von der Sehnsucht der Wellen, den Heldenleib des Toqui zu

umfangen. Der Mond werde dieselben um die Lust beneiden, jenen zu umrauschen, und sich zurückgesetzt finden, daß er ihn nur von Weitem mit seinen Strahlen küssen könne und den Wogen die Umarmung überlassen müsse. Die Wasser würden trauern, wenn sie demnächst diesen köstlichen Leib wieder herausgeben müßten und ihre Nymphen würden alle Anstrengungen machen, denselben zu behalten. Die Blumen würden vom Gestade hinabgleiten, um ihm die Füße zu trocknen, die Bäume würden mißgünstig auf den Mond ihren Schatten über seine Gestalt werfen und die Vögel im Ufergebüsch ihm ein Lustlied weihen. Der von Caupolican getretene Sand werde sich in tausend Körnern blitzernd ihm unterwürfig um die Zehen legen. Caupolican sei von Allem, was er sehe, Gebieter, Chili gehöre nicht Carln, nicht Philipp. Der zornige Spanier sei besiegt und weine, daß noch heute der rothe Sand Blut triefe, auf dem Valdivia erschlagen. Caupolican brauche sich vor dem Osten, wo die Sonne aufgehe und ihre Rosse an ihren Feuerwagen schirre, nicht zu fürchten, denn er sei kein Mensch, er sei der Gott von Arauco. Er werde seine künftige Gemahlin zur Gebieterin der Welt machen und Schrecken auf dem Gestade verbreiten, das jenseits des tiefen Meeres liege, wo jener Carl jetzt herrsche. Die Gebirge würden sich vor ihm verneigen, die Nymphen der Flüsse sich vor ihm schmücken. Schon lägen das spanische Schwert, das gefürchtete Rohr, das wie der Himmel donnere, das stolze Pferd, das vom Menschen

bestiegen, ein Ungeheuer zu werden scheine, vor ihm überwunden. Der Araucaner müsse Caupolican danken, daß er seinen Nacken dem spanischen Joche entzogen. Des Anhörens dieser Tiraden überdrüssig, stieg Caupolican in die Fluthen hinab. Unmittelbar darauf erschienen Tucapel, Rengo, Talguen und Orompello und wollten den Toqui sprechen. Sie wunderte sich nach Marollo's Mittheilung, daß, während Arauco vor Unruhe ob der Dinge, welche bevorstanden, sich verzehre, Caupolican so bequem des Bades pflege. Der auffahrende Tucapel tröstete sich und die Andern sogleich mit der Versicherung, daß, wo e r sei, es keines andern Anführers bedürfe. Rengo war bereits im besten Zuge, in eifersüchtiger Heftigkeit seine Vorzüge neben denen Tucapel's geltend zu machen, als Talguen den Vorschlag machte, Marollo zu bitten, den Pillan um den Ausgang des ihnen zweifellos bevorstehenden Kampfes mit den Spaniern zu befragen. Wären Tucapel, Rengo und Orompello in ihrer jähen, aber offenen Weise nicht so arglose Gemüther gewesen, so würde ihnen Marollo's Bereitwilligkeit, ihnen auf der Stelle zu willfahren, etwas auffällig gewesen sein, da sonst zu solchen Beschwörungen von den araucanischen Zauberern nicht wenige Vorbereitungen gefordert wurden. Die vier Anführer mußten sich in einige Entfernung zurückziehen. Doch traten sie nicht so weit hinweg, daß sie nicht durch das Gebüsch auf die im Dämmerlichte des Abends grauende Stätte einen Blick frei behielten. Marollo

sprach, nachdem er seltsame Zeichen und Geberden mit den Händen gemacht und mit einem Stecken Kreise am Boden und in der Luft beschrieben, eine Beschwörungs-Formel, welche den Lauschenden unverständlich blieb. Sodann legte er einen Baumzweig auf den Boden und einen Flocken Wolle darauf und lud Pillan ein, sich mit seinem golden schimmernden Antlitz darauf niederzulassen und ihm zu enthüllen, was er von dem Spanier und dessen Armada wisse. Pillan, ein Dämon mit vergoldetem Antlitze und einem Strahlenkranze um das Haupt, in einen Halbmantel gehüllt, erschien mit einem Donnerschlage urplötzlich auf der Stelle, wo die Wolle lag. Mit dumpfer Stimme verkündigte er, der junge Feldherr, welcher von Peru nach Chili gekommen, werde binnen zwei Jahren auf den rebellischen Nacken der Araucaner Carl's und Philipp's Joch legen; er sei des Vice-Königs Sohn und werde jene in neun Schlachten besiegen und in dem verwüsteten Arauco werde er sieben Städte gründen. Pillan prophezeihet, daß die Ueberwundenen den Spanier, trotz des vielen Jammers, den er ihnen bereitet, wegen seiner Heldenthaten verehren, ihn den heiligen Garcias nennen und ihm goldene Ehrensäulen errichten würden. Pillan werde der Einzige sein, der ungeheure, unersetzliche Verluste haben werde, er müsse, wenn Christi Kreuz erscheine, seine Fahne zerreißen. Schäumend vor Wuth über den Spott, der in des Götzen Reden für ihn und seine Landsleute verborgen war, wollte Tucapel aus seinem Ver-

stecke hervorbrechen. Er gedachte nicht der Marollo gegebenen Zusage, sich ruhig verhalten zu wollen. Mit Gewalt hielt ihn Rengo zurück. Ueber diesem Ringen zerknickten mit hörbarem Schalle einige Aeste im Gebüsche, das sie barg, und einige murmelnd gesprochene Zornworte schallten zu Marollo hinüber. Da verschwand unter Knall und Flammen der Geist. Tucapel aber, der Rengo von sich geschleudert, drängte sich an Marollo heran und gebot ihm und seinem Götzenfratz, die feige Zunge im Zaume zu halten. Er wolle einen Pfeil aus seinem Köcher nehmen und gegen die Sonne abschießen, der, nachdem er Marollo's furchtsamen Hals durchbohrt, in der Sonne stecken bleiben, sodann aber auf das Schiff des spanischen Thoren niederfallen solle, daß Alle, welche es sahen, sagen müßten: das vermochte nur Tucapel's starker Arm. Rengo, in gleichem Tone fortfahrend, sagte: wenn Tucapel's Pfeil sein Ziel verfehle, wolle er einen gegen die Sonne abschießen, welche denselben in Garcias Brust schleudern und dann mit dessen Blute in den Sand schreiben werde: mich schleuderte Rengo, ich bin sein Strahl! Talguen und Orompello ließen es an gleich trotzigen Tiraden nicht fehlen. Marollo wendete ein, daß er doch Pillan keine Vorschriften über das, was er sagen solle und keine Vorwürfe über das, was er gesagt, machen dürfe. Tucapel entgegnete wild: es gebe keinen Pillan, er, Tucapel, genüge, um es siegreich mit der ganzen Welt aufzunehmen. Tucapel gerieth bei seinem Eifer in

einen bedenklichen Zorn gegen Marollo, womit er selbst seine Nebenbuhler im Kriegsruhme ansteckte. Alle erzürnten sich wider den schlechten Zauberer, wie sie ihn schalten, und waren nahe daran, ihn zu mißhandeln, als Caupolican in einer ungewöhnlichen Aufregung unter sie trat. Er erzählte, daß, während er sich im Bade befunden, Pillan am Ufer ihm mit flammenden Geistern erschienen sei und mit seinem Feuer gebrannt habe. Eine dumpfe Stimme sei zu ihm herab erklungen und habe ihm gesagt: „Großer Feldherr, dein Name wird zu Schanden werden. Trotz des von mir auf seiner Herfahrt erregten Sturmes hat Garcias auf Quiriquina landen und sich befestigen können. Vergebens habe ich, der Schutzgeist des araucanischen Reiches und Volkes, auf der Spanier Verderben gesonnen. Garcias ist es gleichwohl gelungen, in Penco eine neue Feste anzulegen, in welcher sich eine kühne Schaar zu vertheidigen gedenkt. Euer Vortheil gebietet, daß ihr dieses Fort angreift, bevor mit Garcias der lange aus Peru erwartete Nachzug sich vereinigt. Ich erkenne, daß die Ankunft dieser Spanier dir zum höchsten Nachtheile gereichen würde, deßhalb mußt du mit allen Kräften denselben entgegentreten." — „Nachdem die dumpfe Stimme ihren schauerlichen Spruch geendet," sprach Caupolican, „verschwand die ganze Erscheinung mit einem Knalle, den auch ihr sicherlich gehört haben werdet, und ich befand mich plötzlich in einer grauenerregenden Finsterniß. Seit diesem Gesichte und durch die Flammen, welche mir

dasselbe entgegen warf, fühle ich mich auch von einem innern Feuer ergriffen und verzehrt. Meine gute Meinung von den Spaniern ist dahin. Ich fühle mehr denn je, wie die Freiheit, unser höchstes Gut, in Gefahr stehet. Bedenket, jetzt ist dieselbe noch in unsern Händen! Es wird uns bei dem Plane der Spanier, sich in den alten Stellungen, die sie in unserm Lande einnahmen, wieder festzusetzen, nichts übrig bleiben, als die Waffen wieder zu ergreifen, unter deren Streichen Valdivia's Heer erlegen ist und Villagran's Schaaren geblutet haben. Unser erstes Augenmerk wird auf das Fort von Penco gerichtet sein müssen, damit das verhaßte Concepcion nicht zum vierten Male erstehe und seine Banner, wie der verjüngt aus seiner Asche emporschwebende Phönix seine Schwingen, siegreich über Arauco flattern lasse. Wir haben in frühern Feldzügen erbeutete Speere und Schwerter, so daß es einer großen Vorbereitung nicht bedürfen wird. Lasset eure Leute dieselben anlegen und uns gen Penco ziehen. Das ist mein Vorschlag, diesen werde ich dem Kriegsrathe vorlegen." Tucapel's Uebermuth machte sich in der Bemerkung Luft, daß Caupolican gegen die Spanier eine viel zu große Macht aufbiete. Man möge ihn allein gehen lassen. Nun meinte natürlich auch Rengo die Welt für sich allein zittern machen zu können. Talguen dagegen erinnerte, man möge sich nur nicht aufhalten. Wer die Spanier zuerst antreffe, müsse dieselben tödtlich anfallen und dieselben vernichten, wo er sie finde.

Einer gelte für Tausend. Es handle sich nicht mehr um Krieg, sondern um Bestrafung. Orompello gab Talguen Recht und war der Meinung, es solle jeder nur seinen Muth für sich zeigen. Marollo glaubte die Aeußerung nicht zurückhalten zu dürfen, wie die Araucaner ihm eines Tages Glauben schenken würden, wenn sie erst mit Garcias Tapferkeit zu ihrem Schaden Bekanntschaft gemacht hätten. Auf's Neue brach Tucapel's Wuth bei dieser Bemerkung hervor und er forderte Marollo auf, sich augenblicklich aus dem Staube zu machen, indem er sonst zu gewärtigen hätte, mit dem ersten besten Baume erschlagen zu werden. Der verdutzte Zauberer ließ sich diese Warnung nicht zweimal sagen und brachte seinen lieben Leichnam auf schnellfüßigste Weise in Sicherheit. In dem in der Nacht mit den noch am Abend vollzählich eingetroffenen Ulmeni abgehaltenen Kriegsrathe ging Caupolican's Vorschlag eines raschen Angriffes auf das spanische Fort durch. Da sie nur einige Stunden von demselben entfernt waren, brachen sie mit allen Reisigen, die sie in der Eile versammeln konnten, auf, um, noch bevor der Morgen graute, einen unvermutheten Ueberfall auszuführen. An beherztem Muthe that es allen Uebrigen ein Jüngling, Gracolano, zuvor, welcher zu dem Toqui sprach: „Großer Caupolican, vermagst Du meinem Anerbieten einige Beachtung zu schenken, so verspreche ich Dir, morgen beim Angriffe meine Fahne auf der höchsten Stelle aufzupflanzen, und weil ich Dir, Herr, und

Allen mit meinen Thaten so recht genügen möchte, so mache ich mich anheischig, mit diesem bewährten Speere einen Weg durch die Brust unserer Gegner zu bahnen. Mein Arm soll der erste sein, welcher ihre Waffen und Geräthschaften, womit sie das Erklimmen ihres Walles zu verhindern suchen werden, zerschmettern wird, und wenn sich diesem Beginnen auch die ganze Welt widersetzen sollte." Im Dunkel der Nacht und beim Sternenschimmer gingen Caupolican's Mannschaften durch den Biobbio, näherten sich dem Fort und warteten den ersten Morgenschimmer ab, um sich nur einigermaßen mit der ihnen unbekannten Beschaffenheit des Forts durch Augenschein bekannt machen zu können. Nachdem der Morgen des Tages gegrauet, der auch in Europa durch die Niederlage, welche die Spanier den Franzosen bei St. Quentin beibrachten, merkwürdig ward, griff Caupolican an drei verschiedenen Stellen das Fort an. Auf den Angriffspunkten befehligten er, Tucapel und Rengo. Mit allerlei Waffen der mannichfaltigsten Art bewehrt und behangen mit den Fellen von Löwen und Wölfen rückten die Araucaner heran. Ihre Instrumente erfüllten mit betäubenden Tönen die Luft. Der unvergleichliche Lope de Vega hat in seinem Arauco domada diese Scene auf die Bühne gebracht. Im Hintergrunde derselben siehet man die Spanier auf den Wällen ihrer kleinen Festung erscheinen. Die indianischen Stämme umgeben ihre Oberhäupter. Jeder nach der Reihe bedrohet den Feind des Vaterlandes.

Die Oberhäupter antworten im Chor und das Heer unterbricht diese kriegerische Musik durch Zuruf, indem es mit Feuer den Namen seines Feldherrn wiederholt, gegen den es die spanischen Führer herabsetzt. Caupolican's Name bildet so den Refrain in diesem wilden Schlachtgesange, den ich hier deutsch mit dem Bemerken folgen lasse, daß er in seinem spanischen Gewande noch weit besser geeignet ist, uns unter ein wildes Kampfsheer mit unsern Gedanken zu versetzen:

Eine Stimme:

Der da prangt mit solchen Siegen
Ob Valdivia, Villagran,

Alle:

Caupolican!

Die Stimme:

Wird Mendoza auch besiegen
Und die, welche mit ihm nahn.

Alle:

Caupolican!

Die Stimme:

Wenn ihr wüßtet, welchen Held
Der allmächt'ge Gott der Götter,
Pillan, zu Arauco's Retter
Unbesiegbar aufgestellt,
Wie wär' euch der Muth gefällt!
Der besiegt hat Villagran,

Alle:

Caupolican,

Die Stimme:

Wird Mendoza auch besiegen
Und die, welche mit ihm nahn.

Alle:

Caupolican.

Caupolican:

Euer Unglück, Spanier, klagt
Eingesperrt in diese Falle
Seid ihr überwunden Alle;
So gesteht, daß ihr verzagt:
Welche Rettung bleibt euch, sagt?

Die Stimme:

Der euch läßt den Tod empfahn

Alle:

Caupolican!

Die Stimme:

Wird Mendoza auch besiegen
Und die, welche mit ihm nahn.

Alle:

Caupolican!

Tucapel:

Räuber, die ihr euch erfrecht
Unsers Landes Gold zu stehlen
Und, die Unbill zu verhehlen,
Daß ihr Carln gehorchet, sprecht:
Wer ist jetzt denn Herr, wer Knecht?

Die Stimme:

Bebend schauen sie Dich an

Alle:

Caupolican.

Die Stimme:

Wird Mendoza auch besiegen
Und die, welche mit ihm nahn!

Alle:

Caupolican.

Rengo:

Stolze, voll der Schändlichkeit!
Du, Garcia, meinest du,
Daß ein Chili sei Peru
Und daß ihr geborgen seid?
Als Gefangne führt euch heut

Die Stimme:

Zu der Höh' Andalican

Alle:

Caupolican.

Die Stimme:

Wird Mendoza auch besiegen
Und die, welche mit ihm nahn.

Alle:

Caupolican!

Seinem kecken Versprechen gemäß befand sich unter den ersten der Vordringenden und bald Allen voran der heldenkühne Jüngling Gracolano. Sein Kopfschmuck von bunten wallenden Federn war den Andern das Feldzeichen, dem sie folgten. Er führte einen riesenmäßigen Speer. Durch den Dampf der Kanonen-Ladungen, welche den Andringenden entgegengeschleudert wurden, und den Hagel der Pfeile und Kugeln, die in einer dichten Wolke vom Walle auf sie herabregneten, eilte Gracolano unerschrocken an den Rand des Grabens, steifte die lange Speerstange auf den festen Boden des Bordes und schwang sich daran zum Erstaunen der Spanier hinüber und auf ihren Wall hinauf. Vor Verwunderung wichen diese ein wenig vor ihm zurück. Gracolano pflanzte, wie er verheißen, seinen

Speer als Feldzeichen oben auf dem Walle auf und nahm das von allen Seiten gegen ihn eindringende Gefecht an. Wie ein schäumender Eber wandte er sich immer nach der Seite, von wo der stärkste Anfall ausging, und verbreitete Tod und Verderben in den Reihen der Andringenden. Nachdem ihm das Schwert zerbrochen, gebrauchte er die Faust und rang mit Spaniern, die er umfaßte. Schon blutete er aus zweiunddreißig Wunden und fühlte sich von Kräften verlassen, da entriß er, weil er Niemand sich folgen sahe, einem Spanier, Martin de Elvira, die Lanze, um sich den Wall hinabzuschwingen. Als er auf seinem Sprunge in der Luft mitten über dem Graben schwebte, traf ein mächtig geschleuderter Stein seine Schläfe, der ihn augenblicklich tödtete, so daß er in den Graben hinabstürzte. Die im redlichen Kampfe ehrlich gewonnene Lanze blieb am Grabenrande liegen. Gracolano's junger Freund Pinol, welcher ihm zur Seite zu bleiben gelobt, allein bei dem kühnen Grabensprunge ihm zu folgen sich nicht getraut, ergriff, nachdem er den Freund hatte fallen sehen, die Lanze. Allein es war ihm nicht vergönnt, dieselbe lange zu führen und als Vermächtniß des tapfern Freundes heimzubringen. Ein Schwertstreich und eine Kugel, die sich auf seiner Brust begegneten, machten mit einem zweifachen Tode seinem Leben ein Ende. Zwei herzuspringende Krieger vermochten nicht mehr, ihn zu retten. Der eine ergriff die verhängnißvolle Lanze. Elvira's Falkenauge erkannte vom Walle herab sein

Eigenthum. Durch eine enge Pforte im Bollwerke eilte er in's Freie hinaus. In ähnlicher Weise, als Gracolano unter den Spaniern gewirthschaftet, entgalt Elvira es den Araucanern, welche den Träger seiner Lanze zu schirmen suchten. Mit einem Dolche tödtete er den Indianer und richtete unter seinen Gefährten ein entsetzliches Blutbad an. Er gewann aber die Lanze wieder, brachte dieselbe heim und ward unter dem Jubel der Seinigen, welche Zuschauer seines verwegenen Ausfalles gewesen waren, wieder in die Pforte hineingelassen. Um diese Zeit waren der Angriff und die Schlacht allgemein geworden. Mit Zweigen, Erde und Stämmen bemüheten sich die Araucaner, den Wallgraben zu füllen. Allein die Mordgeschosse der Spanier überhoben sie dieser Mühe und die Füllung war bald mit zahllosen Araucanerleichen bewirkt. Ueber die Körper der Ihrigen stürmten die Haufen Caupolican's, Tucapel's und Rengo's das spanische Bollwerk. Der wilde Tucapel war der erste, welcher die Brustwehr erstieg. Mit einer fürchterlichen eisenbeschlagenen Keule bewaffnet, gab er Proben eines unerhörten Muthes und schlug machtvoll nieder, was sich ihm entgegenstellte. Er richtete eine schreckliche Niederlage um sich her an und drang bis in das Innere des Bollwerks vor. Auch von den andern Seiten wurden die Spanier bedrängt. Caupolican führte mit Geschick und beherzt die Seinen und unterhielt die Uebereinstimmung in ihren Operationen durch seinen wachsamen Blick. Auch wehrte

er überall der unnützen Grausamkeit, zu welcher seine erbitterten Leute, die sich für die spanische Arglist zu rächen gedachten, eine nur zu starke Versuchung fühlten. Hätte Don Garcias von Quiriquina aus nicht rechtzeitig die Bedrängniß seiner Leute im Fort von Penco bemerkt und seine Truppen der Festung zu Hilfe an's Land geführt, wobei eine Menge von Leuten den Weg über den Meerarm schwimmend zurücklegten, weil ihre Ungeduld die Lösung und Beladung der Fahrzeuge nicht abwarten mochte, so wäre es um das Befestigungswerk geschehen gewesen. Nun aber mußten die Araucaner sich theilen. Caupolican ging mit seiner eigenen Schaar dem anrückenden Don Garcias entgegen und es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht im Felde, während der Sturm um das Fort fortraste. Bald hatten Garcias und Caupolican einander gefunden. Caupolican, eines Kopfes Länge größer, als die meisten seiner Landsleute, war bald zu erkennen gewesen. Er seinerseits hatte den spanischen Feldherrn alsbald an den Insignien, die ihn kenntlich machten, ermittelt. Als beide Feldherrn einander gegenüber standen, traten ihre Leute ehrerbietig zurück, um sie zum auszeichnenden Zweikampfe kommen zu lassen. Sie begannen mit den Schwertern ein Gefecht. In der Hitze des Ganges rief Don Garcias: „Caupolican, decke Dich. Es ist mein ernstlicher Vorsatz, Dir Dein Leben zu nehmen." Fechtend entgegnete Caupolican: „Dieses ist, meine Landsleute versichern es, an die Sonne befestigt, in deren Strahlen ich mich befinde. Sie ist meine Mutter,

und das Schwert, das ich führe, ist ihr Scepter. Dasselbe giebt mir eine schirmende Kraft. Hüte Dich, daß es Dich treffe. Ich habe Mitleid mit Deinen jungen Jahren." Don Garcias, dessen Stolz durch diesen Ausdruck empört war, antwortete kalt: „Hab's mit Dir selber! Hier diesen Streich für die Beleidigung!" Leidenschaftlich fiel Mendoza gegen Caupolican aus. In der größten Kaltblütigkeit parirte dieser den Hieb und entwaffnete mit Geschick den unbesonnenen Spanier, indem er ihm das Schwert aus der Hand schlug, daß es weit hinwegflog. In diesem Augenblicke kam weither von einer kräftigen Faust geschleudert ein Stein geflogen, welcher prasselnd Don Garcias am Helme traf, wo das Sturmband neben dem Ohre zum Halse hinabläuft. Der Getroffene stürzte zu Boden, wo er regungslos ausgestreckt blieb. Es entspann sich nun ein wildes Schlachtgetümmel um den Gefallenen her. Mit wildem Siegesgeschrei stürzten die Araucaner auf ihre Gegner los. Diese aber suchten verzweiflungsvoll die Stelle in ihrer Gewalt zu behalten, welche ihres edeln Führers Leib bedeckte. Zwanzig Flintenschützen streckten mit sicher gezielten Kugeln die wildesten Anstürmer nieder und hielten die andern zurück. Da erschien Don Garcias Bruder Philipp und leitete unter dem Ausrufe: „Unser Leben liegt am Boden!" einen heftigen Angriff gegen Caupolican's Schaar, dessen Ungestüme dieselbe weichen mußte. Unter dem Schutze dieses Rückzuges hoben einige Soldaten Mendoza's Körper auf und trugen

denselben aus dem Getümmel hinweg. Man nahm ihm den Helm ab. Nirgends war eine Verwundung zu bemerken. In der frohen Ahnung, daß nur eine Ohnmacht ihn des Bewußtseins beraubt, stellten sie mit Emsigkeit und Sorgfalt Wiederbelebungsversuche an. Don Garcias schlug die Augen auf, rieb sich, als müßte er sich besinnen, wo er sei und was ihm geschehen, die Stirn und fragte: „Ist das Fort genommen?“ „Nein,“ antwortete Philipp, „die Eingedrungenen haben entweder ihr Blut oder ihr Leben gelassen.“ — „Nun, so lasset uns,“ rief Don Garcias aufspringend, „da ich beide noch habe, dieselben anwenden, um die Araucaner zu werfen“. Mit ungeheurer Wuth erneuerte sich die um das Fort herum tosende Schlacht. Den Spaniern galt es, ihre Festung und ihre Ehre zu retten. Ein wildes Schlachten und Morden schien die einzige Aufgabe der rasenden Krieger. Hier erhob sich ein Lebendiger über einen neben ihm gefallenen Todten, dort fiel ein Getödteter auf einen Lebenden. Wie eine Fabrikarbeit nach regelmäßigen Gesetzen schien hier das Tödten betrieben zu werden. Don Garcias suchte zunächst das sehr ruinirte Fort von den einzelnen darin noch befindlichen Araucanern zu entleeren. Der wilde Tucapel hauste darin unermüdlich, nach allen Seiten Tod und Wunden austheilend. Endlich war er nur noch der einzige Araucaner in der Feste, aus mehrern Wunden blutend und von den Seinigen verlassen. Er zog sich in einen unbesetzten Winkel zurück, wo er die Brustwehr nicht

allzuhoch erblickte. Immer die andrängenden Spanier durch Keulenschläge zurücktreibend, hatte er sich den Rücken frei erhalten. Als beschwingten ihn Flügel, that er einen Satz auf die Brustwehr und schwang sich mit der Behendigkeit eines Leoparden auf der andern Seite in die Tiefe hinab, welche über zwanzig Ellen betrug. Zwar fiel er in aufgewühlten Boden, allein die Weichheit desselben bewahrte ihn, daß er nichts zerbrach. Hurtig emporgerafft, schoß er wie ein Pfeil den Araucanern nach, welche von den Spaniern schon weit vom Fort zurückgedrängt waren. Eine Wolke von Pfeilen und Steinen hagelte hinter ihm drein; allein seine kühne That, schnell vollführt wie ein Gedanke, hatte seine Verfolger in der Berechnung ihres Zieles getäuscht und so verletzte den Tucapel keins der ihm nachgeschleuderten Geschoßmittel. Er aber ergrimmte in dem Bewußtsein, daß er sich auf der Flucht befinde. Diese Schmach vermochte er nicht zu ertragen. Er hemmte seinen eiligen Lauf, wendete um und rannte wieder auf das Fort zu. Von wildem Zorn verblendet, wollte er seinen vorigen Standort wieder gewinnen. Allein die Höhe machte es ihm unmöglich. Unruhvoll rannte er auf und ab, um eine Stelle zu finden, wo er wieder zum Walle emporkommen könne. Ein ungebändigtes Feuer der Wuth loderte in seinem Herzen. Er achtete es nicht, daß Pfeile, Kugeln und Steine auf ihn herabgeschleudert wurden und nahm fünf- oder sechsmal den Anlauf, um den Wall hinanzurennen. Allein er erkannte bald,

wie auch die blindeste Wuth der handgreiflichen Unmöglichkeit weichen muß. Drohend und scheltend, sich vielfach umwendend, schlug er die frühere Richtung wieder ein und kam übel zugedeckt bei seinen Landsleuten wieder an, nachdem er sich durch die Schaar der denselben nachsetzenden Spanier mit der immer noch kraftvoll geschwungenen Keule einen blutigen Durchlaß erzwungen. Die Araucaner zogen sich in bester Ordnung gegen den Biobbio zurück. Aus Besorgniß eines Hinterhaltes und von den übermenschlichen Anstrengungen des heißen Tages erschöpft, kehrten die ihnen nachsetzenden Spanier in ihr sehr beschädigtes Fort zurück. Garcias dankte Gott für den erfochtenen Sieg, welcher die Araucaner für den Fall eines erneuerten Angriffes belehrt hatte, daß er der Adelantado war. Doch beschied er sich schon jetzt, daß die Araucaner sich nicht eher überwunden geben würden, bevor Caupolican nicht völlig besiegt worden. Der Angriffsplan, das Kommando und die Haltung des Toqui hatten ihm die größte Achtung vor dem Feldherrntalente desselben eingeflößt, obwohl er wegen des unglücklich abgelaufenen Zweikampfes einen neidischen Groll auf ihn nicht zu bemeistern wußte. In der Besorgniß einer Wiederkehr der Araucaner für die Nacht ordnete Don Garcias die Wachen an. Auf Ercilla's Rath, welcher geurtheilt, daß man diesem Manne das Fort wohl für die Nacht anvertrauen könne, bestellte er Rebolledo, einen alten Humoristen, zum Wächter. Dieser versprach ihm eine Wachsamkeit,

wogegen die des fabelhaften Argus mit seinen hundert Augen eine wahre Kleinigkeit gewesen sein solle. Garcias machte ihn aufmerksam, daß es hier nicht auf zuversichtliche Reden, sondern auf zuverlässige Thaten ankomme. Er stellte ihm die Gefahr eines unbemerkten Ueberfalles vor, führte ihm die traurige Beschaffenheit, worin das Fort durch die Verwüstungen des vorigen Tages sich befinde, zu Gemüthe und verließ ihn unter nochmaligem Ermahnen zur Wachsamkeit. „Don Garcias muß ein schlechtes Gedächtniß haben," murmelte ihm Rebolledo nach. „Hat er denn schon vergessen, wie weidlich er uns Nachts auf Quiriquina strapazirt hat? Was haben wir dort nicht wachen müssen? Und nun traut er mir nicht einmal, eine so lumpige kurze Nacht hindurch bei anmuthiger Jahreszeit, von linden Lüften umwispelt, die Augen offen zu halten und der Spähe obliegen zu können. Nein, in diesem Verdachte habt ihr euch nun einmal gründlich verrechnet, mein hoher Herr. Im Rechnen scheint ihr mir wirklich noch kein Meister. Mit dem Caupolican hattet ihr euch auch ein wenig verrechnet. Alle Hagel, ist das ein Kerlchen. Ja, der hat mir Respect eingeflößt und mir einleuchtend gemacht, daß ich wirklich Grund habe, meine Augen offen zu halten, um an meinen Landsleuten nicht schlafend ein Verräther zu werden. Das sieben Fuß lange Prinzlein zwingt mich freilich, den Wall hier alle halbe Stunde einmal zu umkreisen und hinauszulugen in die chilesische Nacht, ob der lange Goliath nicht von irgend

einer Seite herangeschritten kommt. Ich glaube fürwahr, er kann, wenn er sich draußen auf die Fußspitzen hebt, uns hier in's Fort gucken und mit seinen klugen Augen allerhand Geheimnißchen hinwegstibitzen, welche wir hier, weil wir uns unter uns wissen, offen umherliegen lassen.“ Nachdem er einige Male die Runde um den Wall gemacht, wandelte ihn denn doch eine Empfindung davon an, daß er den ganzen Tag über gekämpft und weder geruhet, noch auch genügend Speise und Trank zu sich genommen hatte. Die Beine folgten ihm unwillig und in den Augenlidern verspürte er einige Schwere. „Meine Herren Augen,“ redete der brave Spötter den müden Theil seines Ich's an; „ich verbiete euch auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Marques von Cañete zuzufallen. Ihr würdet, wenn ihr ihm das zu Leide thätet, euerm Gebieter, meiner hohen Wenigkeit, einen garstigen Streich spielen. Und nun gar, wenn der kurze Junge, der liebe Caupolican, den Spaß merken und visitiren sollte, ob ich wach bin oder euch nachgegeben hätte! Ihr Herren scheint mir aber für so sehr vernünftige Gründe zur Wachsamkeit kein rechtes Organ des Aufmerkens zu besitzen. Wie wär's, wenn ich euch einen Vertrag vorschlüge? Ihr seid doch eurer zwei. Löset euch im Schlafen ab. Während das eine Auge zugefallen, bleibe das andere offen. Schläft doch auch der edle Leu mit offenen Augen, warum soll es nicht auch sein menschlich Ebenbild, der tapfere Rebolledo können? Lasset es uns einmal probiren!“ Der treue Wächter

ließ das eine Auge zufallen. Das andere hatte er nicht in der Gewalt. Es folgte bald dem ersten. Der wachsame Rebolledo stand bald schlafend mit dem Rücken an den Wall gelehnt. Ein umsichtiger Heerführer vermag nicht zu ruhen, am wenigsten nach einer Schlacht, aus welcher der Besiegte in guter Ordnung abmarschirte und sich nur auf baldiges Wiedersehen verabschiedete. Don Garcias erschien also eine Stunde, nachdem er ihn verlassen, bei Rebolledo. Als er ihn schlafend fand, überlief ihn jäher Ingrimm und er gedachte den treulosen Hüther mit dem Schwerte zum Tode zu wecken. Bald aber kühlte ihn die Erwägung, daß den tapfern Alten ein heißes Tagwerk ermüdet und die Vertheidiger des Forts wahre Löwen gewesen. Deßhalb schlug er ihn nur mit seinem Stabe und verbarg sich. Rebolledo erwachte. „Hallunke von Schlaf," rief er, „der mich eingeschläfert, wehe dir, wenn du mich nicht auch wieder erweckt hättest, indem du mich träumen ließest, ich sei ein müdes Lastthier, das sein Herr nach Hause trieb, und schlug, wovon ich erwachte. Müde bin ich aber doch noch. Wenn es euch gefällig wäre, ihr Gebrüder Beine, auf denen meine Existenz beruhet, so möchte ich euch wohl gebeten haben, mich einmal wieder um das Fort zu tragen, da ich wegen Unzertheilbarkeit meines Wesens meinen Rumpf nicht allein senden kann und meinem Herrn vollen und ganzen Gehorsam gelobt habe. Was würde er sagen, wenn er hier Visitation hielte und der Rumpf auf seine Frage: bist du's, Rebolledo? ihm

wie der verrückte Dänenprinz auf der Terrasse von Helsingör antworten wollte: ein Stück von ihm? Solche Theilungen und Zwiespalte müssen aus einer so guten Republik, wie mein Leichnam darstellt, fern gehalten werden. Darum schickt euch nur an, mich fein zu begleiten." Rebolledo machte seine Runde. Die Müdigkeit überfiel ihn von Neuem. Dießmal kam sie mit einer ungeheuern Sehnsucht nach Spanien über ihn, wo er nicht so viele Mühsale zu erleiden hatte, als in diesem unfruchtbaren Lande, in welchem, wie er vor sich hinbrummte, Kräuter wüchsen, die er niemals gesehen und welche Namen trügen, von denen er bezweifeln müsse, daß Adam ihnen dieselben einst gegeben. „Haben wir nicht Indien aufgesucht," fuhr er fort, „um Gold und Silber zu finden? Von beiden sahe ich bisher nichts. Für Auffindung solcher blanken Dinge hat Don Garcias keinen Sinn. Der will nur ein rebellisches Volk unter den Gehorsam zurückbringen. Hier haben wir keine sanften Indianer vor uns, wie Christoph Columbus Seliger dieselben entdeckte, sondern die wildesten, tapfersten Kerle, welche man seit tausend Jahren irgendwo auf dem Erdboden angetroffen. Sie sind so verzweifelte Bursche, daß mir hier im Dunkeln vor Schreck die Augen zufallen würden, wenn einer unversehens käme und dieses Geschäft nicht die Schläfrigkeit übernommen hätte, welche wieder auf leisen Socken an mich herantritt. Was habe ich denn aber zu riskiren? Ich bin ja allein. Die Blitzkerle sind weit hinweg und ver-

binden sich ihre Wunden, zu denen ich ihnen fleißigst mit verholfen. Wohl Mancher unter ihnen möchte mich um den Schlaf beneiden. Was sollte ich nicht ein wenig schlafen?“ Kaum war der wackere Rebolledo wieder eingeschlafen, als auch sein Plagegeist Don Garcias wieder erschien und ihn schnarchend fand. Vom Zorne hingerissen, schlug er mit dem Schwerte nach dem pflichtvergessenen Wächter. Rebolledo schrie hell auf: „Ach der Gott=sei=bei=uns Caupolican hat mich todtgeschlagen.“ Don Garcias machte dem Erschreckten bittere Vorwürfe, daß er so leichtsinnig über seines Feldherrn Leben gewacht. Rebolledo, welcher nicht wußte, daß Don Garcias selber ihn verwundet, wollte durch die empfangene Wunde den Beweis führen, daß er nicht geschlafen. Ueber den Wortwechsel kamen Philipp de Mendoza und Ercilla herbei, denen Don Garcias die Nachlässigkeit des ungetreuen Wächters erzählte. Er ward so ergrimmt über dieses dienstliche Vergehen, daß er Rebolledo hängen lassen wollte. Rebolledo sprach: „Euer Gnaden mögen über mich verfügen, wie Dieselben glauben verantworten zu können. Sie haben über Leben und Tod Ihrer Leute zu gebieten. Allein einem alten Kämpen, wie ich, darf wohl erlaubt werden, auf die seit vierzig Jahren seinem Könige geleisteten Dienste hinzuweisen, um den Vorwurf der böswilligen Treulosigkeit, den Excellenz mir machen, abzulehnen. Hochdieselben hätten mich gegen tausend Indianer in den Kampf senden, aber nicht wachen lassen sollen, und am

wenigsten nach einem Tage, als dem gestrigen. Ich mußte schlafen. Es wollte nicht anders gehen. Bedenken Ew. Gnaden doch nur, wie die drei Apostel, welche Gott selber nur um eine Stunde Wachens gebeten, doch alle eingeschlafen und wiederholt eingeschlafen sind. Und diese großen Heiligen hatten doch vorher ihren richtigen Schlaf gehabt. Wenn nun solche heiligen Vorbilder sich des Schlafes nicht enthalten konnten, was ist es denn zu verwundern, wenn ein Sünder es nicht vermag, der seit drei Monaten keinen Schlaf gesehen, weil Excellenz ihn so beschäftigt und in Athem erhalten haben, daß dieser verbannte Freund sich in so heimlichen Nächten zu mir heranschleichen muß, wenn er mich aus seiner Kundschaft nicht ganz verlieren will." Philipp meinte, einem so witzigen Manne zieme Verzeihung. Rebolledo bemerkte: „Ganz derselben Meinung bin ich, mein hoher Feldherr. Sollte es auch nicht ganz unzweckmäßig sein, wenn Excellenz, die der Krieger so wenige haben, Sich eines so braven Soldaten beraubten? Traun! Es würde Sie vielleicht später bitter gereuen." Auf Ercilla's und Philipp's Bitten ward Rebolledo begnadigt.

Eine ganze Woche hatten die Araucaner zu arbeiten, um ihr Fort wieder in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen. Während derselben lief die erwünschte Nachricht ein, daß die tausend Reiter, die Mendoza auf dem Landwege erwartete und zu denen noch zweitausend Bogenschützen gekommen waren, von Mapocha

her sich naheten. Die regnerische Jahreszeit hatte sie so lange aufgehalten. Auch von Imperial her naheten sich den Spaniern Verstärkungen. Jetzt wäre ein günstiger Zeitpunkt zum Angriffe für die Araucaner gewesen, deren Streitkräfte durch Zuzüge zu einer gewaltigen Heeresmacht angewachsen war. Dieselben hatten sich auch mit einem großen Apparate von Belagerungsgeräthe versehen, und die Spanier hielten auch täglich sich gefaßt, die große Macht der Araucaner gegen ihr armes Fort anrücken zu sehen. Ihre Kundschafter hatten ihnen bereits den Plan des Angriffes, welcher wieder von drei Seiten her und gegen Ende der Nacht erfolgen sollte, mitgetheilt. Nur den Tag, welcher zur Ausführung des Anfalles bestimmt war, hatten die Spanier nicht erfahren können. Sie waren deßhalb allnächtlich des Erscheinens der Araucaner gewärtig. Als sie wieder eine Nacht vergeblich gewacht, erschienen eines Morgens ihre Hilfsvölker ganz unvermuthet und zogen mit klingendem Spiel und in guter Ordnung vor die kleine Festung. Die Besatzung, welche auf menschliche Hilfe gar nicht mehr gerechnet und sich bereits Gottes alleinigem Schutze befohlen, war freudig überrascht. Mit Jubel wurden die Ankömmlinge begrüßt. Alle Hände setzten sich in Bereitschaft, ihren Empfang zu feiern und ihnen zu einem Unterkommen zu verhelfen. Bald erhob sich ein Lager von Zelten und Baracken neben dem Fort, in welchem ein bunt bewegtes Leben wogte. In wenigen Stunden schien eine neue Stadt aus dem Boden

emporgewachsen zu sein. Die Araucaner hatten sich bei der Ankunft der spanischen Verstärkungen bereits ganz in der Nähe befunden. Auf Colocolo's Rath ward der Angriff nun auf gelegenere Zeit verschoben. Das Gerücht hatte ihnen das spanische Heer weit größer vorgestellt. Sie fürchteten, es trotz Tucapel's Bravaden mit demselben nicht aufnehmen zu können. Tucapel ergab sich minder hartnäckig in den Verzug, als sonst. Er fühlte, daß er erst völliger Heilung von den jüngst empfangenen Wunden bedürfe, welche seiner Ungeduld viel zu schaffen machten. Einige Tage nach dem Eintreffen der Verstärkungen aus Peru traf auch der mitten durch das feindliche Gebiet unternommene Zuzug aus Imperial ein, welcher namentlich Proviant und Munition, woran es in Penco gebrach, in reichlicher Menge mit sich führte. Inzwischen hielt Caupolican Heerschau über seine Armee und fand, daß sie nahe an vierzigtausend Mann zählte. So wenig Don Garcias auch nach Eintreffen seiner Verstärkungen sich an Zahl mit dem Gegner messen konnte, indem er kaum den zehnten Theil von Kriegern ihm entgegenzustellen vermochte, so kampfbegierig waren doch seine Truppen und so sehr brannte er, die Scharte wieder auszuwetzen, welche sein Kriegsruhm beim neulichen Zusammentreffen mit Caupolican erlitten. Er rückte in das Land am Biobbio ein. Auf dem einen Gestade dieses Flusses angelangt, erblickte er am andern „mehr Indianer, als Sandkörner am Ufer oder als Blätter in dessen Grase," wie Lope de

Vega sich ausdrückt. In einem Anfalle wahrer Tollkühnheit ging er im Angesichte des Feindes mit nur drei Mann über den Fluß, recognoscirte die feindliche Stellung und kehrte zu den Seinigen zurück, welche nun den Versuch zum Uebergange machten. Eine Fluth von Pfeilen ward ihnen von den Indianern entgegengeschleudert. Da ließ er zwei Meilen abwärts einhundert Mann in Nachen übersetzen, welche die Feinde im Rücken angreifen mußten. Diese leisteten ihnen unter Andalican Widerstand und empfingen sie mit Schmähungen, worin sie ihnen droheten, ihnen das Lebenslicht gleich dem Valdivia auszublasen, von dem die Begierde nach Golde und Silber ausgegangen, welche die Spanier in entfernte Gegenden hinziehe. Die Araucaner machten ihre Sachen so gut, daß Reynoso, welcher die hundert Mann befehligte, sich mit denselben wieder zurückziehen mußte, wobei er zwei seiner Leute, die sich mitten unter die Araucaner gewagt hatten und von denselben abgeschnitten waren, zurückzulassen genöthigt war. Don Garcias entsendete den Reiterführer Ramon, um die Bedrängten zu befreien, und griff mit dem Kerne seines Heeres hitzig die Hauptmacht der Araucaner an. Es entspann sich einer der blutigsten Kämpfe. Die Araucaner, welchen nach den über Reynoso und Ramon erlangten Vortheilen der Muth gewachsen war, suchten mit den Spaniern handgemein zu werden. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß sie, wo es Mann gegen Mann ging und die persönliche Tapferkeit zu ihrer vollen

Entwickelung gelangen konnte, sich bei ihrer numerischen Ueberlegenheit sichere Erfolge versprechen durften. Die acht Kanonen, welche die Spanier vor ihre Linie gestellt, erschwerten mit ihren mörderischen Wirkungen den Araucanern das Herannahen. Gleichwohl drangen sie auf Flintenschußweite vor. Aber das Kleingewehrfeuer, das die aus Peru gekommenen sehr gut geübten Soldaten fortwährend unterhielten, verhinderte die Araucaner, ihre Absicht zu erreichen. Zwar erneuerten sie immer wieder die Versuche, vorzubringen und entwickelten eine unerschrockene Tapferkeit und eine Todesverachtung, welche dem Don Garcias eine ungeheuchelte Bewunderung abzwang. Allein die vielen Lücken, welche in den Rotten der Eingeborenen entstanden und ihnen fortwährend die tapfersten Leute kosteten, mußten doch endlich eine Unordnung erzeugen, welcher nur durch Zurückweichen zu entkommen war. Sobald dieses begonnen, brach mit Ungestüm die spanische Cavallerie hervor und verursachte unter den Abziehenden ein fürchterliches Blutbad. „Ströme von Blut rannen in's Meer," sagt Lope. Auch Ercilla schildert diese Schlacht als eine der gewaltigsten und blutigsten. Mendoza übertraf sich selber in Wundern der Tapferkeit. Die Araucaner staunten über das, was sie ihn wirken sahen. Leider aber entstellte er den ruhmvollen Tag durch eine grausame That. Vielleicht glaubte er, in derselben ein Abschreckungsmittel gegen die rebellischen Gelüste der Araucaner gefunden zu haben. Er ließ den in der Schlacht gefangen

genommenen Araucaner Galvarino vorführen und fragte ihn: „Scheine ich Dir nun der Mann zu sein, welcher die Araucaner zur Uebergabe nöthigen kann? Ich habe gehört, Du hattest bisher einen Zweifel daran.“ Galvarino antwortete: „Vor Dir erschrecke ich nicht, wenn Don Garcias auch wirklich so groß sein sollte, als sein Name.“ Der spanische Feldherr antwortete: „Du weißt wohl nicht, daß ich Dich recht gut kenne. Deine bösen Ränke zur Aufwiegelung Deiner Nation sind mir bekannt. — Ich weiß, welcher schweren Unthaten Du Dich bei dieser Rebellion schuldig gemacht und wie Du es warest, der Juan Guillen's Tod verschuldet.“ Galvarino leugnete seine Feindschaft gegen die Spanier so wenig, als er die feindseligen Handlungen in Abrede stellte. Er machte aber geltend, daß der Kriegsstand in welchen die Spanier sein Vaterland versetzt, dergleichen mit sich bringe, daß die Araucaner jedenfalls zuerst von den Fremden, deren Besuch in ihrem Lande von ihnen nie verlangt worden, in ihrer Heimath angegriffen worden und diese noch heute nur feindliche Unterdrückung übten. Don Garcias, den dieser Widerspruch empörte und der in den Araucanern nur eine aufständische Nation erblicken mochte, befahl, dem Mörder Guillen's die Hände abzuhauen und ihn in diesem Zustande an Caupolican zurückzusenden, um den Araucanern kund zu thun, wie die Christen den Rebellen zu lohnen pflegten, daß jene sich ein Beispiel daran nehmen und nicht wieder die Waffen gegen die Spanier ergreifen möchten. „So

wahr Gott lebt," fügte er hinzu, „Alle sollen meinem Kaiser unterthan werden, oder es soll ihnen wie Galvarino ergehen!" Galvarino antwortete: „Als Sieger hast Du das Recht, zu strafen. Glaubst Du aber etwa in Deinem Befehle die rechte Weise, zu strafen und zu siegen, gefunden zu haben? Auch ohne die Hände, welche Du mir abhauen lässest, werden dem Volke der Araucaner noch so viele andere bleiben, daß dieselben hinreichen werden, Deine stolzen Hoffnungen zu Schanden zu machen. Dem Mais schneidet man ebenfalls den Blüthenstachel ab, damit das Korn sich mehre. Also wird es auch mit dieser Feindeshand sein, welche Du von meinem tapfern Arm trennen lässest; denn da, wo das Blut den Boden zu meinen Füßen netzen wird, werden freie Hände erstehen, die einst die Deinigen binden werden, um dieselben abzuhauen." Ercilla war Augenzeuge der Execution. „Der Araucaner legte," erzählt dieser, „die rechte Hand auf einen Klotz. Als ein scharfer Streich dieselbe vom Gelenke trennte, erhob er fröhlich die linke, welche im Nu der ersten nachflog. Er zwickte nicht einmal mit den Augen, keine Falte kam in seine Stirn. Verächtlich und voll Unwillen hob er nur das Haupt und reckte den Hals. Dann sprach er: „Schneidet mir auch die Kehle ab, welche stets nach euerm Blute lechzte; ich fürchte mich vor'm Tode und euern grimmigen Drohungen nicht. Gedenkt ihr einigen Vortheil aus dem Umstande zu ziehen, daß ich mein Leben nicht an sein Ziel bringe, so will ich hier euch zum

Trotze sterben, denn, wenn ihr wollt, ich solle leben, so will ich es gerade nicht. Es wird mir Freude machen, wenn ich euch zum Trotz heiter sterben kann; ich will euch mit meinem Tode einen Verdruß bereiten, denn nur hierdurch allein noch kann ich euch wehe thun." Kalt und trotzig forderte er so durch Beleidigungen den Tod heraus. Als dieses nichts verfing, ergrimmte er warf sich wüthend auf den Boden, wo er sich in der Lache seines eigenen Blutes wie ein Rasender umherwälzte und ungeduldig an den zerhauenen Stumpfen seiner Arme mit den Zähnen nagte. In diesem Augenblicke kam ein mit araucanischer Beute beladener Sklave den nahen Bergabhang hernieder. Ihn sehen und sich mit der Wuth eines wilden Thieres auf denselben werfen, war das Werk eines Augenblickes. Galvarino umfaßte ihn mit seinen Armen, umklammerte ihn mit seinen Beinen und warf ihn mit riesiger Gewalt auf den Boden nieder und stieß ihn mit den zerstümmelten Armen in's Gesicht. Er würde den Armen zernagt haben, hätten die umstehenden Spanier ihn nicht seinem rasenden Ingrimme entrissen. Wieder aufgestanden, sprach er in unbändiger Aufregung: „Da mir noch einige Kraft beiwohnt, mir auch noch Blutes genug geblieben ist, um den Christen Leides zuzufügen, so will ich wider meinen Willen mein Leben behalten, wenn man mir dasselbe auch in schmählicher Weise gelassen. Auch ohne Hände hoffe ich meinen Verlust wieder einzubringen; denn zu meiner Rache vermisse ich dieselben nicht.

So bleibt denn hier, ihr Vermaledeiten, an meinem Hasse und Racheburste sollet ihr nie rastende Feinde haben, wenn ich auch nicht auf andere Weise euch schädigen kann. Bald sollet ihr erfahren, wie ich euch verfolge und daß euch mein Tod weit nützlicher gewesen sein würde.“ Unter diesen drohenden Worten entfernte er sich, ohne durch die von Entsetzen ergriffenen Spanier verfolgt zu werden.

Eine Scene ganz entgegengesetzter Art begab sich in dem Lager, das die Araucaner nach ihrem Abzuge von dem mit den gräßlich verstümmelten Leichen der Ihrigen überdeckten Schlachtfelde am Abend ihrer Niederlage bezogen hatten. Einige auf die Spähe ausgesendete Araucaner trafen auf einen Spanier, den sie im Rücken überfielen, niederwarfen und so in ihre Gewalt brachten und banden. Sie zerrten ihn sodann mit sich fort, und da er nicht Miene machte, seine Behendigkeit im Folgen zu zeigen, forderten sie ihn durch rauhe Worte und wilde Mienen zum Weitergehen auf. „Damit hat es keine Eile, ihr Herren Araucaner,“ entgegnete der Gefangene. „Eure Einladung hat ja doch nur meinen grausamen Tod zum Ziele. Ist mir doch nie ein Gang auf Aesung so miserabel bekommen. Im Angesichte der Pflanzung mit den schönen Früchten, welche mich des blühenden Hungers, der sich mit Schmarotzerzudringlichkeit an mir groß macht, enthoben hätte, muß ich von euch Blitzkerlen hinterrücks überfallen, ungegessen mit dem fürchterlichsten Appetite im Magen einen unfreiwilligen

Spaziergang machen, welcher damit enden kann, daß eure Landsleute die Härte ihrer Keulen und meines Schädels mit einander messen und durch praktische Versuche ein Resultat erzielen, über welchem ich hungrig aus der Welt abscheiden muß. Konntet ihr mir nicht, bevor ihr euern heimtückischen Ueberfall vollzoget, gestatten, erst meinen hohlen Magen zu füllen?" Vor dem Lager der Araucaner trafen die beiden Indianer, deren einer Pequelco hieß, den tapfern Tucapel, welcher voll Bosheit über den Ausgang der Schlacht mürrisch die von ihm erwarteten Anordnungen traf. „Was für einen saubern Fang bringt ihr uns da? Wie habt ihr diesen dürren Fisch in eure Netze gelockt?" rief er den Kommenden verdrießlich entgegen. Pequelco erzählte, wie er den Spanier in einer Pflanzung Früchte schmausend betroffen, aber denselben am Leben erhalten, weil er vielleicht zum Auswechseln gebraucht werden könne. „Gemästet scheint er sich noch nicht zu haben," entgegnete Tucapel. „Der Kerl ist verzweifelt trocken. Beim Auswechseln wird er nicht viel einbringen. Hättest ihm nur immer das Herz durchbohren sollen, ohne Dir die Mühe zu geben, ihn heranzuschleppen. Du kannst diese Execution aber nachholen." Pequelco fragte, welches Stück sie von ihm braten sollten? Unwirsch rief Tucapel: „Bratet den ganzen Kerl; aus Wuth gegen Philipp und seinen Mendoza will ich ihn allein verspeisen. Meine Freundin Gualeva mag mir helfen, wenn sie warten will." Damit wendete Tucapel sich hinweg. Rebolledo

aber, denn kein anderer war der Gefangene, rief ihm nach: „Schönen Dank, Don Tucapel, araucanische Excellenz, daß Ihr meinen armen Schädel gnädigst außer Berührung mit euern Keulen und mir die Ehre lassen wollet, bald ein zweiter Heiliger oder, Gott verzeih mir die Sünde, vielmehr ein unheiliger gerösteter St. Lorenz zu werden." Pequelco hieß Rebolledo sich auf die vor ihm aufgehäuften Zweige niederzulegen, damit er ihn mit Pfeilen todt schießen könne. Rebolledo wendete sich an Gualeva, welche dem Tucapel Balsam zum Bestreichen der empfangenen Wunde gebracht hatte und noch anwesend war, und nahm deren Fürbitte in Anspruch. Diese aber antwortete, daß sie beim Gedanken, um Mendoza's willen ihren Gebieter fast eingebüßt zu haben, nicht allein Rebolledo, sondern alle Spanier so erschossen sehen möchte. Gleichwohl gebot sie Pequelco Einhalt. Rebolledo wollte ihr danken. Sie aber lehnte den Dank mit der Bemerkung ab, wie sie den Befehl ertheilt, ihn lebendig braten zu lassen. Rebolledo sprach: „Freilich, meine schöne röthliche Donna, würde es ein geringeres Uebel für mich sein, todt, als lebendig gebraten zu werden. Gleichwohl würde ich einer eben so großen Rache mich erfreuen, als eure Grausamkeit an mir nimmt, da ihr mich ohne Salz werdet verspeisen müssen. Lasset mich daher euch den Ehrendienst erweisen, selber das Salz zu holen. Ich bitte daher, mich dazu los- und gehen zu lassen." Gualeva meinte, dann würde sie ihn zum letzten Male

gesehen haben, er werde sich zu seinen Landsleuten begeben und seinem Könige nur weiter dienen wider die Araucaner. „Ich werde," sprach Rebolledo, „meinem Könige besser todt als lebendig dienen." Auf Gualeva's Frage, wie solches möglich sei, erwiederte Rebolledo: „Wenn ich auch kein Herz hatte, um selbst zu sterben, so hab ich doch eins, um mich zu rächen, indem ich euch tödte. Wohlan, beginnt nur, mich zu braten, laßt Feuer bringen, bratet immer zu. Was zaudert ihr?" Gualeva bestand darauf, wissen zu wollen, was es bedeute, wenn Rebolledo gesagt: er werde todt den Araucanern Tod bringen? Rebolledo: „Durch die Artigkeit eurer mir so schmeichelhaften Neugier, bräunliche Donna, obligiret ihr mich, die Wahrheit zu sagen, wenn mich auch mein christliches Mitleiden nicht zu deren Geständnisse nöthigte. So vernehmet denn meine Beichte. Ich leide an einer gewissen Krankheit, welche meine Adern wie mit einem Gifte durchströmt. Leidet in Spanien ein Vogel oder ein anderes Thier an derselben und es genießt Jemand davon, so stirbt er. Bratet ihr mich also, so werde ich Tucapel tödten und meinen Feldherrn rächen, indem ich euch um einen tapfern Kerl bringe." Pequeleo bat nach dieser Eröffnung Gualeva, die Sache in nähere Erwägung zu nehmen. „Wie heißt Deine Krankheit?" fragte sie den Gefangenen. Rebolledo: „Sie hat bei uns einen französischen Namen. Man nennt sie Echapirsucht." Gualeva: „Nun, so lasset ab von dem Spanier." Rebolledo: „Ach, Donna,

bringet meinem Patriotismus das Opfer eures Widerwillens; handelt großmüthig am Feinde, verstattet mir, gebraten zu werden!" Gualeva: „Ich soll Dir wohl noch danken, wenn Du mich, wenn Du Tucapel vergiftest? Nein, Dir ist Dein Leben geschenkt." Rebolledo: „O Hiobskunde! Mir soll es nun nicht vergönnt sein, meinem Könige, meiner Nation zu dienen? Ach wie übel that ich, daß ich meine Krankheit nannte." Gualeva: „Führt den Gefangenen ab." Rebolledo: „Ach! um welchen Ruhm habt ihr mich gebracht?" Gualeva: „Und meldet Tucapel, daß er mit dem Gifte der Schapirsucht gefüllt sei." —

Inzwischen hatten sich die Führer des araucanischen Heeres um den Toqui versammelt, um über ihre fernern Operationen Entschließung zu fassen. Caupolican hatte seinen Platz in der Mitte genommen. Die Uebrigen saßen ihm zur Rechten und Linken. Er ward ersucht, seinen Willen zu erkennen zu geben. Sich in edler Haltung erhebend, sprach er: „Es ist zwar mein Vorrecht, zuvörderst die Andern sprechen zu lassen und nach Erwägung dessen, was sie angeführt, mir meine Meinung zu bilden und meine Stimme mir bis zuletzt vorzubehalten. Da es aber euer besonderer Wunsch ist, meine Ansicht im Voraus zu erfahren, so will ich euch nicht entgegen sein. Ich erinnere euch zuvörderst an die Thatsache, wie die tapfern Chilesen und Araucaner sich wider den König von Spanien aufgelehnt, nachdem viele unter ihnen seine Unterthanen geworden und auch die Taufe der Christen

empfangen. Dem edeln Lautaro und vielen Andern unserer Ulmeni, so wie mir selber wollte es verdienstlich erscheinen, das Joch, dessen Beschaffenheit, als man es uns auferlegte, uns nicht genugsam bekannt war, abzuschütteln. Der Sieg ward unser. Valdivia blieb, Villagran ward besiegt. Die Araucaner fühlten sich wieder frei. Nur von zwei Stellen unseres Landes haben wir unsere Feinde bisher noch nicht vertreiben können. Nun hat der Vice-König von Peru im Namen Carl's V. seinen Sohn gesendet, um den Frieden wieder herzustellen. Er that es mit Klugheit und Mäßigung. Da erweckte die heimliche Anlage eines Forts auf unserm Boden an verhaßter Stelle unsern Argwohn, ob der Spanier es redlich mit uns meine und rief uns unter die Waffen. Die Erfahrungen, welche wir in den hierdurch herbeigeführten Kämpfen gemacht, lassen mich die Fortsetzung des Krieges als ein bedenklich Ding erscheinen, wenn man an den Muth des spanischen Heldenjünglings und an die großen Erfolge, die er errungen, und die Schlachten, die er jenseits des Meeres gewonnen, und an die Hilfsmittel denkt, über welche sein Vater, der Vice-König von Peru, zu gebieten hat. Allein die Ergebung unter die Herrschaft der Spanier würde andererseits eine schwere Schmach für die Araucaner sein. Denn sollte auch Mendoza verzeihen, so werden es doch die Araucaner, da sie nach den schweren Verlusten, die sie in diesen Tagen gehabt, sich immer noch stark genug fühlen, dem Feinde die Spitze zu bieten,

nicht ertragen können, ihre ungezähmten Arme unter das spanische Joch zu strecken. Der Zunder des künftigen Aufruhrs wird in jeder solcher Unterwerfung stecken bleiben und heimlich fortglimmen. Das sind die beiden einander widerstreitenden Beweggründe, zwischen welchen die Wahl zu treffen. Meine eigene Ansicht darf nicht entscheiden. Dieselbe beruhet auf einem persönlichen Bedürfnisse, das nicht laut werden darf, wo es sich um das Beste des Vaterlandes handelt. Mich ziehet es schon längst zu jener Lehre hin, zu welcher die Spanier sich bekennen, zur Religion des Fleisch gewordenen Wortes, wie sie sagen, deren Tiefen mir der Pater Pedro erschlossen und welche mich mit der innigsten Besorgniß erfüllt, daß unser National-Glaube ein Werk des Irrthums und unsere Götterverehrung eine Gaukelei ist. Ich möchte daher gerne aller weltlichen Sorgen und Geschäfte ledig sein, um mich ganz mit dem Heile meiner Seele zu beschäftigen. Da mir aber das Wohl meines Volkes die höchste Pflicht ist und ich die gewissenhafte Führung desselben übernommen und in Freud und Leid sein eigentlichster Angehöriger sein will, so treten meine persönlichen Wünsche zurück und ich habe hier gar keine Meinung zu sagen, überlasse euch daher die Entscheidung, verheiße aber, allen Schaden und Vortheil nur mit euch zu theilen, euer Führer zu sein, so lange ihr Vertrauen zu mir habt, und alle Beschlüsse unserer Reichsversammlung gewissenhaft auszuführen."
Tucapel, den nun die Reihe des Redens traf, meinte,

daß man sich nie vom Wege der Vernunft abwendig machen lassen dürfe. Die Aussicht, Sklaven fremder Männer zu werden, müsse die Araucaner so erregen, daß sie ihre Hände nicht eher ruhen lassen dürften, als bis sie mit Ehren auf dem Schlachtfelde gefallen. Er habe einst im Uebermuthe geschworen, das Rad des Glückes der Spanier fest zu nageln, er sei es gewesen, den es gelüstet, aus Valdivia's Beinknochen Drommeten fertigen zu lassen, um mit deren Tönen den Schlachtruf begleiten zu können; er habe gewünscht, aus dem Schädel desselben Feldherrn ein Trinkgefäß zu besitzen, um daraus bei Trinkgelagen mit den Caziken Chili's zu zechen. Möchten das auch Uebertreibungen gewesen sein, sie wären aber von einem wahren Gefühle eingegeben. „Wozu kommen," sprach er, „die Christen nach Chili, da die Chilesen nicht nach Spanien gehen? Und wenn die Spanier über tausend Meere kämen, würde es Niedrigkeit sein, sich den Fuß auf den Nacken setzen zu lassen. Hätte der große Gott Pillan gewollt, daß Chilesen und spanische Christen eins sein sollten, so würde er beide nicht durch so weite Meere getrennt haben; er würde durch eine Sonne beiden Licht gegeben und nicht zwei Sonnen haben leuchten lassen. Der Himmel" sagte er, „hat jedem Volke seinen besondern Boden beschieden. Eine Beleidigung Gottes ist es, wenn man sich einem Fremdlinge unterwirft, welcher sich nur mit dem Golde und den Früchten Chili's bereichern will. Wenn Einer unter uns ein solcher Beleidiger Gottes zu sein, den

Muth haben sollte, so mag er den Uebrigen den Schaden und die Schmach ersparen und sich alsbald den Spaniern zugesellen und deren Sklave werden." — Rengo seinerseits war zweifelhaft, ob Tucapel Recht habe und nicht grausam gegen sein Vaterland handle. Er habe sich zwar bisher in einem andern Sinne ausgesprochen; allein da habe er Mendoza's Macht und Hilfsmittel und persönliche Größe noch nicht gekannt. Ein gefangener Spanier habe ihm gesagt, daß, wenn die Araucaner wüßten, welche Thaten die Mendoza's zu allen Zeiten gegen die große Nation der Mauren ausgerichtet, welche Schlachten sie gewonnen, welche Städte sie erobert, so würden sie sich dem Jünglinge nicht widersetzen, der schon in seinen Frühlingstagen in Europa so großen Ruhm durch Heldenthaten errungen, als seine Ahnen, da sie Greise waren, mit in's Grab genommen. Möge diese Aeußerung immerhin eine Uebertreibung sein, jedenfalls beweise sie in Verbindung mit dem, was man in Chili von Mendoza bisher erfahren, daß er nicht rasten werde, bis er seinen Zweck, Arauco zu unterjochen, erreicht und daß ihm hiezu auch die Hilfsmittel zu Gebote ständen. Er sei mit den frühern Feldherren der Spanier, welche mehr oder weniger in die Klasse der Abenteurer gehört, nicht zu vergleichen. Die Heerführer und andere Edle, die Arauco hervorgebracht, könnten sich nicht ohne Weiteres von der spanischen Gewalt los machen, noch sich derselben erwehren. Der Krieg laufe ohne Raub, Tödtungen

und Schäden der mannichfaltigsten Art nicht ab. Die Großen, die Edeln des Volkes hätten schließlich allen Schaden vom Kriege. Er dürfe sich dreist auf seine Thaten berufen, um darzuthun, daß Furcht seine Meinung nicht bestimme. Allein er finde keine Niedrigkeit darin, sich den Christen zu unterwerfen, wenn dieselben wie die Spanier, wie Mendoza seien. Ob es denn eine Sünde sei, den Vorzügen einer hervorragenden Nation zu huldigen? Bildung, Sprache, Ritterlichkeit, Staatswesen, Gesetze machten den Spanier geeignet zum Könige über Alles, was die Sonne bescheine. Deßhalb müsse Rengo der Meinung sein, daß Arauco die Hartnäckigkeit seines Widerstandes gegen die Spanier aufgebe und um einen vortheilhaften Frieden mit leidlicher Abhängigkeit nachsuche, welcher sein Glück und seine Ruhe sein werde. — Talguen und Orompello konnten Rengo's Rath nicht verwerflich finden. Orompello warnte den Tucapel, sich von seinem Zorne nicht dahin reißen zu lassen. Don Garcias sei ein Jüngling, mit dem Arauco nur zu eigenem Verderben sich Spott erlauben könne; nach den Thaten, die von ihm bekannt geworden, könne man sich dreist an Carl V. und Spanien ergeben. Tucapel meinte zwar, nur Lust am Leben gebe solche Rathschläge ein. Orompello dagegen erinnerte daran, wie er sich bisher gezeigt. Rengo wollte Tucapel unter andern Umständen auch Recht geben, allein, wie die Sachen ständen, sei der Friede, den er vorschlage, keine Feigheit, sondern er rede, wie er rede unter

Freunden und zu des Vaterlandes Bestem. Sollte es aber beim Kriege bleiben, so wolle er sich nöthigenfalls allein dem Spanier entgegenwerfen, damit er nicht in dieses Land zurückkehre. — Die tiefer Blickenden unter den Araucanern konnten es sich nicht verbergen, daß überall, wo die Christen in Amerika aufgetreten und die Eingeborenen es hatten auf Widerstand ankommen lassen, Zerfall und Untergang die Folge gewesen. Die edlern unter ihnen, namentlich Caupolican, waren sich einer tiefern Sehnsucht nach einem über alles Irdische und Weltliche schlechthin erhabenen Gotte immer mehr bewußt geworden. Ihnen war in dem Verkehre mit den Spaniern das Bedürfniß eines Gottes fühlbar geworden, den man wahrhaft anbeten konnte, der als allgebietender Herr und Richter der Gegenstand der Scheu und Furcht, als der Heilige und Gnädige, der Gegenstand der Huldigung und Liebe, alle Bedürfnisse des beladenen und sehnenden Herzens stille. Sie vermochten in dem herkömmlichen Dienste der Staats- und Volksgötter ihre Beruhigung nicht mehr zu finden. Es begann ihnen in der Volks-Religion nur das mit groben Widersprüchen behaftete, sittlich machtlose Produkt einer engen Nationalität entgegenzutreten. Diese araucanischen Götter waren gemachte Wesen, denen das Gepräge der Nation, ihrer Neigungen und Fehler unaustilgbar aufgedrückt war, Götter, welche sie mehr zu Dienern ihrer Lüste, zu Werkzeugen ihrer Selbstsucht, als zu wirklichen Herren, zu würdigen Gebietern über sich bestellt hatten.

Es hatte sich das Gefühl unbefriedigter sittlicher und geistiger Bedürfnisse in manchem Herzen erhoben und die Bessern sehnten sich nach einem sichtbar leuchtenden Vorbilde menschlicher Tugend, an welchem sie ihr sittliches Bewußtsein aufzurichten und zu orientiren vermöchten. Es stieg in ihnen das Verlangen auf nach einer festen göttlichen Lehre, welche sie aus den Irrgängen eigener Meinung und Vermuthung und Zweifel über das Ziel des Daseins, über den Zustand im Tode errette, und nach einer Regel des Lebens, welche sie der schwankenden Willkühr des eigenen Beliebens entrücke, ihrem Thun und Lassen Halt und Zuversicht gewährte. Jedoch waren alle diese Empfindungen und Gedanken in der Brust derer, welche dieselben bewegten, nur erst mehr als ein heimliches Suchen und Sehnen, denn als ausgebildete Vorstellungen vorhanden, gaben aber, da sie in der Reichsversammlung unausgesprochen innern Nach- und Widerhall fanden, derselben dieses ungewohnte weiche und nachgiebige Wesen, indem selbst der unbändige Tucapel in einer Weise sich äußerte, die so maaß- und rücksichtsvoll klang, wie man sie an ihm nicht gewohnt war. Es war wie ein Nahen und Wittern eines guten, eines heiligen Geistes. Allein der Feind des Menschengeschlechtes, der allgemeine Störer alles Guten, selbst in seinen Anfängen und vorexistenzlichen Regungen, war auch hier zu der ihm rechten Zeit bei der Hand und ließ eben, als der weise Colocolo daran war, jenem heimlichen Ringen nur erst

weniger edler Herzen einen verständlichern Ausdruck zu geben und durch seine immer gewichtige Stimme den Rathschluß zu bestimmen, den unglücklichen Galvarino im araucanischen Lager eintreffen. Als derselbe vernahm, daß die Fürsten seines Landes zur Berathung versammelt waren, bat er um Einlaß, mit dem Bemerken, wie er mit einer Botschaft von den Spaniern an sie abgesendet worden, deren er sich in Aller Gegenwart zu entledigen wünsche. Galvarino war ein tapferer und vornehmer Jüngling und bei allen seinen Landsleuten wohl gelitten. In der Freude, ihn lebend wieder zu haben, ward ihm der Vortritt gern gewährt. Obwohl mit Blut besudelt, hatte er doch die verstümmelten Arme bedeckt, als er eintrat. Nachdem er sich sittsam verneigt, bat er um's Wort und sprach: „Ehrwürdige Caziken, ihr pflegtet Rache zu nehmen, wenn man in fremden Landen Beleidigungen sich gegen euch verstattete. Eure Banner wußten den Weg dorthin zu finden und eure Ehre wieder herzustellen, und ihr zaudertet nie, mit Blute die Schmach abzuwaschen. Wie könnt ihr jetzt, da fremde Bastarde in eure Gränzen eindringen und an eurer Unterjochung arbeiten, so saumselig im Rachenehmen sein? Schauet hier die Verstümmelung meines Leibes, der ein Glied am Körper eurer Nation ist. Mit dieser sendet man mich an eure Versammlung. Sehet hier eure Entehrung und das Schicksal, das euch der Tyrann in Aussicht stellt, welcher geschworen hat, alle Caziken zu zerfleischen. Fürwahr, es haben

eure Ahnen vergeblich sich ihren herrlichen Ruhm erobert und denselben auf den Fittigen ihrer Tapferkeit zum Himmel erhoben, wenn er jetzt geschändet und entehrt, von Zunge zu Zunge mit Schmach überhäuft und euer erlauchtes Blut in schmutzige Winkel hingegossen wird. Ist euer Ruhm nur deßhalb auf den höchsten Gipfel gestiegen und unter allen Nationen so hoch erhöhet, damit er einen um so größern Sturz in die Tiefe thun, für eine um so größere Schmach hingegeben werden müsse? Oder sind eure gegenwärtigen Verhandlungen um den Frieden diesen Armstumpfen gegenüber, von welchen die grausame Willkühr des Spaniers die tapfersten Hände, welche je für euch ein Schwert geführt, hat trennen lassen, nicht die schmachvollste Erniedrigung? Mein Erscheinen stellt euch leiblich das Schicksal vor Augen, das eurer wartet, wenn ihr den Spaniern lebend in die Hände fallet. Klagen euch diese Stumpfe nicht schnödester Feigheit an, wenn ihr wegen Uebergabe verhandelt? Weit besser als Ergebung, ist der Tod mit den Waffen in der Hand. Der Tod ist einmal Allem, das menschlich ist, beschieden. Am besten stirbt man immer als Krieger. An einer Krankheit, vielleicht selbst auf einem Lager sterben, ist der Ausgang der glücklichsten Jahre. Aber ein Krieger stirbt auf dem Schlachtfelde, muthig und tapfer, bekleidet und mit Federn geschmückt. Unglücklich und betrogen werden die Araucaner sein, wenn sie ihres Vaterlandes Freiheit an einen Fremden verkaufen. Statt im Federnschmuck, unter den Waffen

auf dem Felde der Ehren zu sterben, werden sie in der Gewalt jener Tyrannen sich todt siechen. Ist es nicht schöner und ehrenvoller die Federkronen, mit denen ihr geschmückt seid, die gefeierten Schwerter, die Pfeile, die Schleudern und Bogen zu tragen, als die Lasten der stolzen Spanier zu schleppen und in deren Ställen zu sterben? Oder ist es besser, daß eure Söhne wie Sklaven für die Spanier das Holz heran tragen und ihre Mütter ihnen, wenn sie Freundinnen jener Spanier geworden, Mestizenbrüder geben, von denen sie geknechtet und getödtet werden? Araucaner, Chileser sehet euch vor, was ihr thut! Wenn ich auch keine Hände mehr habe, besitze ich doch in meiner Zunge ein Kriegswerkzeug, durch welches ich aufregen und zum Hasse ermuntern kann. Damit will ich unsere Landsleute wider die Tyrannen unter die Waffen rufen, welche unter dem Vorwande der Ausbreitung ihres Glaubens nur dem selbstsüchtigsten Eigennutze, der schmutzigsten Goldgier fröhnen. Schon zu lange redete ich — Ich vermag mich in Folge des starken Blutverlustes nicht mehr auf den Füßen — —"

Im Gesichte entstellt und ohnmächtig sank Galvarino vor der Versammlung zusammen, ehe ihm Jemand beizuspringen vermochte. Man brachte ihn hinaus. Seine Worte hatten den Sinn der Ulmeni völlig umgewandelt. Auch die Gelassensten waren zu heißer Wuth entzündet. Eine unbeschreibliche Bewegung hatte alle Herzen ergriffen, welche zuerst in der Frage Caupolican's einen Ausdruck fand: „Was sagt ihr dazu?"

Tucapel sprach: „Unwillkührlich fühle ich meine Arme sich heben, nachdem ich den Mann ohne Arme gesehen. An jedem Finger möchte ich ein schneidendes Schwert haben und sie mit der ganzen Wucht meines Zornes niederfallen lassen auf die entsetzlichen Spanier." -- Von ähnlichem Zorne entflammt, war Rengo aus seinen friedlichen Gesinnungen weit zurückgeschleudert, voll Erbitterung gegen die Spanier und sprach sich dahin aus, daß nun von Unterhandlungen die Rede nicht mehr sein könne. Orompello stimmte ihm bei und meinte auf die durch Galvarino überbrachte Botschaft könne nur durch einen Krieg auf Leben und Tod geantwortet werden. Kurz Alle waren einhellig der Meinung, daß die Araucaner unglücklich sein würden, wenn sie ihre ungebändigten Nacken dem Joche der übermüthigen Castilianer darbieten wollten. Alle riefen deßhalb: „Krieg! Krieg! Caupolican führe uns in den Krieg!" Caupolican: „Schwört ihr's also?" Alle: „Wir schwören's!" — Die Ulmeni waren einverstanden, daß man sich für jetzt, wo die Spanier in der Nähe standen, nicht gehörig zu dem Kampfe vorbereiten könne. Caupolican bezeichnete ihnen die Klüfte von Puren als die geeignete, geheime und abgesonderte Stätte, wo man weiter ungestört verhandeln könne. Noch in der Nacht zogen die Araucaner in der Richtung nach Puren ab. Die Spanier waren am folgenden Tage nicht wenig verwundert, von den Araucanern keine Spur zu finden. Don Garcias sahe es nicht ungern, daß er augenblicklich von der

Anwesenheit des Feindes befreiet war. Denn am Abend nach der Schlacht war ein Eilbote aus Peru eingetroffen, welcher die aus Europa angekommene Nachricht brachte, daß Carl V. seinem Sohne Philipp die Spanische Krone abgetreten habe. Der Nachricht war der Befehl beigefügt, dem neuen Könige zu huldigen und die Spanischen Mannschaften in Chili für denselben in Eid und Pflicht zu nehmen. Don Garcias ordnete ein großes Fest an. Er gebot die Errichtung von Bogen und Ehrenpforten und Ausschmückungen aller Art auf dem Lande wie auf dem Wasser. Spanien und Indien sollten turniren und festliche Waffenspiele halten, und die Rosse, wenn die kriegerischen Instrumente erschallten, den Wind an Eile überflügeln. Im Lager sollte nur der eine Ruf umgehen, daß Philipp regiere und Philipp leben solle. Also geschahe es auch. Durch die allgemeine Freude, welche so leicht die Menge ergreift, wenn ihr ein neues Ereigniß gezeigt und in freudigen Farben gemalt und vorgeführt wird, da sie gewohnt ist, einer gegebenen Anleitung zu folgen, stahl sich in die Herzen der Aeltern, Verständigern, welche bei Neuerungen immer eher an das denken, was verloren geht, als an das, was eine ungewisse Zukunft an Verbesserungen bringen könnte, eine Empfindung trübseliger Wehmuth. Was sie an Carl verloren, wußten sie. Eine dreißigjährige glorreiche Regierung, ein vor ganz Europa geführtes Leben hatten seine Persönlichkeit, seinen Charakter und seine ganze Eigenthümlichkeit in ein so deutliches Licht gestellt, daß fast

keinem seiner Zeitgenossen ein Mann bekannter geworden war, als dieser erhabene Kaiser. Was man von dem jungen Philipp zu erwarten, war noch nicht mit Bestimmtheit voraus zu sagen. Es gab unter der Spanischen Armada in Chili auch Leute, welche Carln mit minder günstigen Auge angeschauet hatten. Allein auch sie urtheilten jetzt, da sie seine Abdankung und seinen Entschluß, aus der Welt sich hinweg- und nur dem Himmlischen zuzuwenden, erfuhren, daß, wenn er auch keine andere That als diese Verläugnung irdischer Größe vollbracht, er schon deßhalb ein wahrhaft großer Mann gewesen. Schon auf der Mittagshöhe seines Ruhmes, seiner Kraft und im blühenden Manesalter hatte der ernste Kaiser sich aus dem Truge und vergänglichen Schimmer der Welt hinweggesehnt, den er von seiner erhabenen Höhe mit dem tief eindringenden Adlerblicke seines Scharfsinnes bereits früh durchschauet und in seiner Nichtigkeit so wie Gefährlichkeit für das Seelenheil erkannt hatte. Seit dieser große Mann vom mächtigsten Throne herabstieg, um in die unberühmte Dunkelheit eines Hieronymiten-Klosters sich zu verbergen, hat kein mächtiger Monarch einen gleichen Act der Selbstverläugnung oder Demüthigung geübt. *) Wie sehr er durch vielfache Fäden an die moderne Zeit geknüpft ist und mit derselben zusammenhängt, so trägt er doch noch so manchen

*) Ein frommer Herzog von Savoyen, der es noch später that, gehört nicht zu den mächtigen Monarchen.

Zug des idealen romantischen Mittelalters, daß man oft zweifelhaft wird, welcher Zeit man ihn zuweisen soll. Wie viele fromme, tapfere, weise und gelehrte Regenten sind in jener großen Zeit von ihren mächtigen Thronen herabgestiegen und haben den Glanz ihrer Würde mit einer demüthigen Klosterzelle vertauscht, um aus reichen irdischen Herrschern arme Diener Gottes zu werden, um, so viel es an ihnen lag, Christi Beispiele nachzufolgen, der seinen erhabenen Sitz zur Rechten des Vaters verließ, um das elende menschliche Fleisch anzunehmen und sich in die Knechtschaft der Menschen aus Liebe zu ihnen zu begeben? Und eine solche Zeit, in welcher so viele wahre, praktische Demuth von ihren Spitzen an bis zu ihren letzten Gliedern die Gesellschaft durchdrang, wagt ein jetziges, im Materialismus verschrumpftes, keines höhern Aufschwunges fähiges Pygmäengeschlecht in den Koth zu ziehen? Wir sind es leider nur allzu gewohnt geworden, daß wir nichts Anderes suchen, als unsern eigenen Ehrgeiz, unsere Habsucht zu befriedigen, denen wir die schwersten Opfer zu bringen jederzeit bereit sind. Daher vermögen wir es in der Verkommenheit unserer Selbstsucht gar nicht einmal mehr zu begreifen, wie sich ein Mensch dazu entschließen könne, sich noch bei seinem Leben alles dessen zu berauben, das er besitzt. Je mächtiger er ist, je erhabnere Würden er bekleidet, je größer ist die Bestürzung unseres Erstaunens. Unser Egoismus fühlt, daß wir ihn nicht bewundern dürfen, ohne uns selbst zu verdammen, ohne

uns des Mangels aller Selbstverläugnung anzuklagen. Wir möchten, um dieser Selbstanklage zu entgehen, einen solchen Menschen gern als schwachköpfig, ja als unsinnig darstellen dürfen. Wir strengen unsern Verstand an, um eine Verkehrtheit als die Quelle eines solchen Uneigennutzes entdecken zu können. Unsere Leidenschaften sind bei solchen Untersuchungen unsere Wegweiser und legen zu unserm Urtheile den Grund. Eine von allem Adel der Gesinnung und Anerkenntniß der religiösen Macht entblößte und durch confessionelle Vorurtheile befangene und vergiftete Geschichtsforschung hat denn auch den bewundernswürdigen Schritt, womit Carl V. seine öffentliche Laufbahn schloß, in dieser allen Edelmuthes baaren Weise verunglimpft. Da gab es Leute, welche wissen wollten, Carl sei von jeher von einer brennenden Herrschbegierde erhitzt gewesen und nachdem er zur Einsicht gelangt, daß er dieselbe nicht befriedigen konnte, weil mächtiger Widerstand sich auf allen Seiten erhoben, so habe er einen Act feiner Staatsklugheit geübt, indem er auf eine so eclatante Weise gänzlich vom Schauplatze abgetreten. Andere meinten, Carl habe die Losreißung der Städte Metz, Toul und Verdun vom Reiche nicht verschmerzen können. Noch Andere wollten entdeckt haben, daß ihn der Ueberfall durch Kurfürst Moriz von Sachsen (dem er unbedingt getrauet), in Innsbruck und die Nöthigung zur Aufhebung der Belagerung von Metz, zu ungebührlichem Leide gereicht. Einige legen seiner Handlungsweise

den Verdruß über die Wahl des Cardinals Caraffa zum Papste zum Grunde, da Carl es nicht habe durchsetzen können, einen österreichisch gesinnten Cardinal auf den heiligen Stuhl zu bringen. Diesen Verdrießlichkeiten gesellen noch klüger sein Wollende die geringe Achtung der Deutschen vor seinen Befehlen und die übeln Gerüchte, welche die Anhänger des neuen Papstes über ihn ausgestreuet, hinzu. Man sagt deßhalb, Carl habe begriffen, das ihm früher so geneigt gewesene Glück, beginne ihn zu verlassen und seine Autorität fange an, sich zu neigen. Darum habe er sich entschlossen, sich aus der Welt hinwegzuwenden, damit fernere Widerwärtigkeiten ihn nicht des erworbenen Ruhmes berauben möchten. Unschuldiger schon ist die Annahme, der Tod seiner Mutter Johanna von Spanien (1555) und ein glänzender Komet, der sich bald darauf gezeigt, und den er als einen Vorboten seines Endes betrachtet, hätten ihn bewogen, der Pracht und Größe dieser Welt zu entsagen. Diese gehässigen Muthmaßungen werden durch einfache Thatsachen widerlegt, welche die weisen Hypothesenmänner, die gründliche Historiker sein wollen, gänzlich übersehen haben. Carl hatte bereits länger als zwanzig Jahre vor seinem Tode seinen Entschluß, in einem Kloster seine Tage zu beschließen, zu erkennen gegeben. Er hatte ferner mit seiner Gemahlin Isabella sich verabredet, daß sie beide in Klöster gehen wollten. Isabella war aber 1539 gestorben und Carl befahl in seinem Testamente, seine Gemahlin neben ihm unter

dem Altare des Klosters San Yuste zu begraben, damit, was bei ihren Lebzeiten nicht hatte gethan werden können, wenigstens nach ihrem Tode vollzogen würde. Auch dem heiligen Franz von Borgia hatte der Kaiser bereits 1542 den Entschluß, in's Kloster zu gehen, mitgetheilt und der Beichtvater des Kaisers, Diego vom heiligen Petrus, hatte schon viele Jahre vor Carl's Abdankung an Andere erzählt, wie er aus des Monarchen eigenem Munde wisse, daß derselbe die Regierung seiner eigenen Staaten bereits niedergelegt haben würde, wofern er geglaubt, es mit gutem Gewissen thun zu können. Carl's Abdankung war also ein lange gereifter Entschluß, ehe alle die Beweggründe, welche man derselben unterschieben möchte, nur entstanden sein konnten. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren hatte er auf seine Entfernung aus der Welt gedacht, aus Sehnsucht, sich ausschließlich dem Dienste des Königs aller Könige zu widmen und sich mit nichts Anderm, als seiner ewigen Wohlfahrt zu beschäftigen. Die Rede, welche er in Brüssel an seinen Sohn und die Ständeversammlung wegen seiner Abdankung hielt und von welcher weiterhin noch die Rede sein wird, läßt darüber keinen Zweifel, und das Leben, das er im Kloster von San Yuste führte, bestätigt vollends die Willkührlichkeit der Historiker, welche Carln Motive der oben angegebenen Art andichten. Was ist erbaulicher zu lesen, als, wie der große Kaiser sich bemühete, aus seinem Gedächtnisse seine vergangene Größe auszulöschen, und wie er in

Allem, was zu seinem Gebrauche diente, nur Armuth zeigen wollte. Seine Gemächer schienen mehr durch Soldaten geplündert, als für einen so erlauchten Kaiser eingerichtet zu sein. Keines derselben war tapezirt. Nur sein Schlafzimmer war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen. Anstatt eines Sessels bediente er sich eines Lehnstuhles so alt und armselig, daß man nicht vier Realen dafür gegeben haben würde. Seine Demuth ging so weit, daß er dem Prior und den ihm nächst stehenden Mönchen des Conventes versicherte, er hätte mögen lieber als Bruder in ein Kloster gehen und darin als der Geringste des Hauses dienen wollen, als dahin kommen, um bedient zu werden. Er hielt sich nicht höher, als den geringsten Mönch des Klosters. Er unterwarf sich den Regeln des Klosters, wenn auch ohne eigentliche Verbindlichkeit, und richtete sich, so weit immer möglich, stets nach denselben. Er war so sehr auf die Ruhe der Mönche bedacht, daß er seiner Bedienung nicht erlaubte, die Zellen derselben zu betreten oder selbst einen Fremden bei sich aufzunehmen. Seine ganze Zeit widmete er dem Gebete, der Betrachtung und frommer Lectüre. Alle Tage las er das göttliche Officium oder ließ es sich von seinem Beichtvater vorlesen. Alle Tage hörte er mindestens eine Messe, den hohen Messen an Festtagen wohnte er unausgesetzt bei. Alle Donnerstage sangen ihm die Mönche eine Messe vom heiligen Sacrament mit voller Musikbegleitung. Nach dem Mittagsessen hörte er täglich Predigten. Nie ward er

derselben überdrüssig, so lang sie auch sein mochten. Hatte er keine Predigt anzuhören, so las ihm sein Beichtvater Etwas aus dem heiligen Augustinus vor. Er hörte die Vespern und Completen, welche man musikalisch absang und die zwei Stunden währten. Er machte sich mehrfach Vorwürfe, daß er mit den Irrlehrern, denen er in Deutschland gegenüber gestanden, zu nachsichtig verfahren, obwohl er niemals in seinen Glaubensansichten ihnen die mindeste Concession gemacht. Er erzählte, wie ihn einst vier von den Fürsten des schmalkaldischen Bundes im Namen ihrer Genossen ersucht, zu erlauben, daß vier von ihren Prädicanten in seiner Gegenwart wider seine Doctoren disputirten, wobei sie sich anheischig gemacht, sich seiner Entscheidung unterwerfen zu wollen, und das Versprechen hinzugefügt hätten, ihm gegen den König von Frankreich mit aller ihrer Macht Beistand zu leisten; er habe jedoch hierin nicht gewilligt, aus Besorgniß, seine mangelhafte Ausbildung in den Fächern, worauf es beim Disputiren ankommen werde, könne ein Anlaß werden, daß er schlechten Gründen der Irrlehrer Beifall gäbe und er sich dann von dem Irrthume, dem er verfallen, nicht wieder frei machen könnte. Ferner erzählte er, zwei andere Fürsten jenes Bundes hätten ihn gebeten, sie wegen ihrer Meinung zu vernehmen und sie nicht Irrgläubige zu nennen, noch dafür zu halten, wobei sie ihm gelobt, alle wider die Türken ziehen zu wollen, welche sich Ungarn näherten. Er aber habe ihnen erwidert: „Behüte Gott,

daß ich Königreiche um solchen Preis erlangen sollte. Ich möchte unter dieser Bedingung weder Deutschland, noch Frankreich, noch Spanien, noch Italien. Mein ganzer Ehrgeiz geht nur auf Jesum Christum den Gekreuzigten." Diese und noch eine Menge von andern Mittheilungen, die er im Kloster während der Unterhaltungen machte, bekunden den aufrichtigen Eifer, womit er jederzeit für den wahren Glauben durchdrungen und wie sehr er besorgt gewesen, von den Irrgläubigen hintergangen zu werden. Der Betrachtung hatte er täglich im Kloster eine Stunde gewidmet. Seine häufige Kränklichkeit war nicht im Stande, ihn hievon abzuhalten. Ja, er fühlte, wenn er dieser Verpflichtung oblag, eine Minderung seiner Schmerzen. Er sagte häufig, indem er die Augen gen Himmel hob und um Einigkeit und Frieden in der Kirche betete: In manus tuas Domine, tradidi ecclesiam tuam: „Herr, in deine Hände habe ich deine Kirche übergeben." Um sein Fleisch zu kreuzigen, wollte er sich oft in seinen Kleidern schlafen legen. Allein seine körperliche Kränklichkeit gestattete es ihm niemals, dieses durchzuführen. Als er dieß einst dem heiligen Franz von Borgia klagte, welcher das Herzogthum Gandia aufgegeben hatte, um Jesuit zu werden, tröstete ihn dieser und ermahnte ihn, sich daran genügen zu lassen, daß er eine große Anzahl von Nächten zur Vertheidigung des Glaubens und der Religion wachend und unter den Waffen zugebracht; er solle Gott danken, daß er solches vermocht, indem er sich damit

sicherlich ein größeres Verdienst erworben, als viele Mönche, welche mit Säcken bedeckt ruhig in ihren Zellen schliefen. Ungeachtet solcher beruhigenden Versicherungen warf sich Carl doch oft vor, wie er Gott nicht einmal einen Tag in seinem ganzen Leben, so wie es seine Pflicht gewesen, gedient. In solcher Stimmung verlebte er die beiden Jahre, welche er im Kloster zubrachte, und derselben entsprechend waren auch seine letzten Stunden. In der vorletzten Nacht seines Lebens empfand er das Nahen seines Endes. Er bat den Prior, ihm die letzte Oelung zu reichen, aber nicht anders, als den Mönchen. Er betete mit diesen die sieben Bußpsalmen. Hierauf besserte sich sein Befinden etwas. Am Morgen verlangte er zum zweiten Male zu communiciren. Sein Beichtvater stellte ihm vor, daß dieses nicht nöthig wäre. Carl entgegnete: „Wenn es auch nicht nöthig ist, dünkt es euch aber nicht, daß dieses eine gute Gesellschaft auf einer so langen Reise ist?" Er communicirte, da der Beichtvater die Frage bejahen mußte, auf's Neue mit der erbaulichsten Andacht und sagte, indem er einen Strom von Thränen vergoß: „In me manes, ego in te maneam" (Du wohnest in mir, laß mich in dir wohnen). Am Abend fühlte er, daß sein Lebensöl ganz auf die Neige gehe und zwischen zwei und drei Uhr morgens sprach er: „Es ist Zeit, gebt mir die Kerze und das Crucifix." Obwohl er sich in einem solchen Zustande von Schwäche und Schmerzen befand, daß vier Wundärzte und Heilgehilfen Mühe

gehabt hatten, ihn in seinem Bette zu bewegen, drehete er sich doch so leicht auf die Seite, als ob er keine Schmerzen mehr gehabt. Als er die Kerze mit der einen und das Crucifix mit der andern Hand ergriffen, hielt er schweigend seine Augen auf Christum. Dann rief er mit so lauter Stimme, daß man es auch in den anstoßenden Zimmern hören konnte, aus: „Ach Christus!“ und übergab mit diesem Ausrufe dem Schöpfer seine Seele, die ihren Leib 57 Jahre und 7 Monate bewohnt hatte.

Leider haben wir noch immer eine Menge von selbst geistreichen Wahngläubigen, welche solche Entwickelung und Ausgänge großer Geister, für welche man den Herrn preisen sollte, für Entfaltungen und Hervorbrüche einer irrsinnigen Geistesrichtung erklären. Ihrer Ansicht zufolge wird der Tag der Seele einer solchen Persönlichkeit immer kleiner und schwächer, es nimmt eine erschreckende geistige Oede und Armuth in derselben Platz und alle bedeutenden Kräfte des Geistes werden zuletzt von jener mächtigen Gewalt absorbirt, die als Monomanie begonnen und als Verwirrtheit endet. Eine solche Betrachtungsweise hält es für ein bedauerliches Zeichen der Zeit, wenn den Gläubigen Erzählungen, wie die von Kaiser Carl's Klosterleben und Ende, imponiren und sie dadurch so recht von der Werthlosigkeit irdischer Größe und Macht für die Ruhe im Jenseits überzeugt werden, weil jene Weisheit den Durchbruch der höhern Wahrheit in einem Geiste, wie Carl's, als eine aus abnormen

Seelenzuständen hervorgegangene Erscheinung betrachtet, die mehr in das Gebiet der Seelenheilkunde gehöre. O trauriger Wahnsinn einer Aufklärung, welche Gottes entrathen zu können, sich einbildet! Wenden wir uns bedauernd von einer traurigen Verirrung hinweg zu dem fröhlichen Bankett, womit die Spanier Philipp's Thronbesteigung im fernen Chili feierten!

Da Carl nur vom Throne herab, aber nicht in's Grab gestiegen war, blieb das Fest frei von jenem Mißklange des Schmerzes, welcher sich bei der Feier anderer Thronbesteigungen durch den Hall der Freude ziehet, wenn der neue Herrscher seine Erhöhung dem Tode seines Vorgängers verdankt. Man konnte sich Carl's, welcher als Herrscher immer nur vorübergehend in Spanien gewesen, gewissermaßen erst jetzt als eines Spaniers erfreuen, da er bleibend im Lande seiner mütterlichen Ahnen seinen Aufenthalt genommen. Natürlich ward seiner bei dem Festmahle, das Don Garcias den Seinen veranstaltet, häufig und theilnehmend gedacht und auf sein Wohl der Becher nicht seltener geleert, denn auf das Wohl seines ersten Sohnes. Namentlich waren an Don Garcias Tafel viele Bewunderer von Carl's Leben, welche mit ihm persönlich bekannt geworden und Zeugen seiner Thaten gewesen waren. Sie hörten mit Interesse die aus Europa eingetroffenen Nachrichten über die nähern Umstände von Carl's Entsagung. Es verlautete, daß Pater Basilio, welcher ein Freund interessanter Neuigkeiten

war, eine Abschrift der Rede erhalten, womit Carl von den zu Brüssel versammelten Ständen sich verabschiedet. Der Pater ward bestürmt, der versammelten Gesellschaft die Rede mitzutheilen. Er willfahrte der Bitte, indem er die Rede vorlas, welche also lautete *):

„Wenn Euch, meine Freunde, der Canzler auch „den Entschluß, welchen ich gefaßt, so wie die Beweg„gründe desselben verkündet hat, so möchte ich Euch „doch daran erinnern, wie es in diesem gegenwärtigen „vierzig Jahre sein werden, seitdem mein Großvater, „der Kaiser, da ich erst fünfzehn Jahre zählte, mich „der Vormundschaft Anderer enthob und zum eige„nen Herrn machte. Im folgenden, wo der katholische „König starb, ward ich König von Spanien, weil es „meiner Mutter also beliebte. Sechsunddreißig Jahre „sind es, seitdem mein Großvater, der Kaiser, starb. „Obgleich mein Alter sie nicht verdiente und ich mich „um seine Würde nicht bemühete, ertheilten mir die „Churfürsten dieselbe. Hatte ich auch nicht ehrgeizig „nach derselben gestrebt, so übernahm ich sie doch be„hufs Ausbreitung des katholischen Glaubens, zum „Nutzen Deutschlands, meines Vaterlandes, und um „unmittelbare Gelegenheit zu erlangen, mich mit dem „Herrscher der Ottomanen im Kampfe zu messen. Die

*) Sie ist entnommen aus Juan Antonio de Vera y Figueroa, Epitome de la vida y hechos del invicto Imperador Carlos V. Bruselas 1656. S. 238.

„Irrlehren Luther's und seiner Begünstiger und die „Eifersucht einiger christlichen Fürsten haben mir große „Verlegenheiten bereitet und mich verhindert, meine „Absichten völlig erreichen zu können. Der Herr sei „aber für das Erlangte gepriesen. Bis heute habe „ich stets mit Ehren bestanden und mich vor keiner „Mühe gescheuet. Zu diesem Behufe bin ich neunmal „nach Ober-Deutschland gekommen, sechs Male nach „Spanien, sieben Male nach Italien, zehn Male in „diese Lande; viermal habe ich Frankreich besucht, „zwei Male England und eben so oft Afrika. Acht „Male habe ich mich dem mittelländischen Meere an- „vertraut und dem Ocean, mit dem bevorstehenden „letzten Male, viermal. Zu den Kriegen, welche ich „habe führen müssen, nöthigten mich theils die Ver- „theidigung des Glaubens und meiner Rechte, theils „die mir durch meine Würde bestimmt vorgeschriebene „Berechtigung, zu keinem aber veranlaßten mich Ehr- „geiz oder Haß. Eine lange Regierung habe ich ge- „habt, ja, lang war aber nur die Bahn der Wider- „wärtigkeiten. Unter denselben ist mir aber, ich be- „theure es Euch, Luther's Irrlehre ausgenommen, „keine schmerzlicher, als diese Stunde des Scheidens „von Euch, das ich nicht mit der Ruhe, welche ich „wünschte, vollziehen kann. Die Ruhe, welche mein „Geist bedarf, nöthigt mich, einen sehr lange gefaß- „ten Entschluß auszuführen. Und in der That leiste „ich auch nur noch wenig, denn solche Staatslasten „und Geschäfte erfordern freiere Hände und Füße und

„minder von Schmerzen heimgesuchte Kräfte, als die
„meinigen, welche das Podagra so häufig heimsucht.
„Schon längst würde ich gethan haben, was ich heute
„ausführe, hätte Philipp's jugendliches Alter mich
„nicht abgehalten und das Unglück der Zeit mich nicht
„ermuthigt, mein eigenes Wohlbefinden aufzuopfern,
„um das Eurige Euch zu erhalten. Der Bruch des
„mit dem Könige von Frankreich abgeschlossenen Frie-
„dens, die Verwegenheit des Kurfürsten Moriz, wel-
„cher mir plötzlich mit einem Heere gegenüber trat,
„die Einnahme von Metz und Sedin, der Einbruch
„der Franzosen in's Hennegau und Artois, waren
„keine zufälligen Ereignisse, sondern vom allgemeinen
„Feinde der Menschheit angestiftet, um die Ausführung
„meines Rückzuges zu verhindern. Denn nun mußte
„ich denselben aufschieben, um Alles wieder in Ord-
„nung zu bringen. Das ist nun, Gott sei Lob! ge-
„schehen, vom Bestande ist nichts eingebüßt und an
„Ehre viel gewonnen. Jetzt aber, wo ich einen Sohn
„wie Philipp und einen Bruder wie Ferdinand finde,
„denen ich, so weit menschliche Voraussicht urtheilen
„kann, die Erhaltung des mühsam Errungenen an-
„vertrauen und von denen ich, falls es Noth thäte,
„dessen Vermehrung erwarten dürfte, würde ich eine
„schwere Schuld auf mich laden, wenn ich nicht dem
„Einen den Besitz meiner Königreiche, dem Andern
„der Kaiserwürde überließe. Eine schwere Last lege
„ich den Beiden auf. Ich empfehle sie Euch daher
„dringendst. Euer gegenseitiges gutes Einvernehmen

„wird jene sehr beruhigen, Euch aber gute Frucht
„bringen. Wenn Ihr aber auch Alles vergessen
„solltet, so denket doch jederzeit an die Reinheit des
„katholischen Glaubens, welcher, wie eine sehr wichtige
„Festung, von feindlichen Heeren umlagert ist. Hat
„die Nähe desselben irgend ein verderbliches Saamen=
„korn Euch zugeführt, so reißet dasselbe sammt der
„Wurzel aus, sonst werdet ihr Euch (erinnert Euch
„meines Kampfes!) auf eine elende Weise in die
„Sklaverei der Hartnäckigkeit eurer Irrthümer und
„eures Willens bringen, Gefangene im Joche eurer
„Bosheit werden und der Kraft ermangeln, das=
„selbe abzuschütteln, wenn Ihr es einmal wünschen
„solltet. Ihr habt eine große Verpflichtung gegen
„Gott, welcher wider so mächtige Feinde sich allezeit
„auf eure Seite geschlagen und sogar das Schwert
„wider dieselben ergriffen hat. Das Gleiche dürfet
„Ihr jetzt gewärtigen, wenn Ihr ihn nicht durch
„Eure Undankbarkeit beleidigt. Also hat er es Euch
„verheißen und Ihr habt ihm geglaubt. Eine mehr
„als große Blindheit würde es sein, ihm die Macht
„abzusprechen, seine Drohungen vollziehen zu können,
„während man ihm die Macht zugestehet, Verheißungen
„zu erfüllen. Ich meines Theils versichere Euch,
„wie ich lieber verlieren möchte, was ich gewesen und
„was ich noch bin und selbst das Leben, als daß ich
„auch nur ein Pünktlein vom Irrthum wider die
„Reinheit der evangelischen Vorschriften zugeben sollte.
„Wenn ich Euch dagegen einräume, daß ich in meiner

„(äußern) Regierung einmal aus Mangel an Erfah=
„rung, ein anderes Mal im Uebermaße des Ver=
„trauens und zuweilen aus Vermessenheit gefehlt,
„so habe ich es doch nie in der Absicht, Jemanden
„zu beleidigen, gethan. That ich es, so bitte ich, mir
„davon Kenntniß zu geben, um Euch Genugthuung
„verschaffen zu können, und kommt diese Abhilfe zu
„spät, so bitte ich Euch um Verzeihung.“ —

Außer dieser Rede waren dem Pater Basilio auch Schilderungen von dem Eindrucke zugegangen, den dieselbe hinterlassen hatte. Der Vortrag derselben hatte die ganze große Versammlung zu Thränen gerührt und viele alte Graubärte, welche sich unter den Zuhörern befanden, hatten vor unbezwinglicher innerer Bewegung laut geschluchzt. Sie, die auf zahlreichen Schlachtfeldern dem Tode kalt in's Auge geschauet, die ihre Kampfgenossen neben sich trockenen Auges hatten dahinsinken sehen, fanden alle Schrecken, deren Zeugen sie gewesen, nicht so ergreifend, wie das Schauspiel, den großen Herrscher des Jahrhunderts nach vierzigjährigem glänzenden Regimente von dem mit Würde bekleideten Throne hinabsteigen und sich in das Dunkel des Privatlebens zurückziehen zu sehen. Carln erschütterte die Scene, deren Hauptheld er selber war, so sehr, daß er selbst zuletzt athemlos in den Sessel mit gebrochener Kraft zurücksank. Diesen Nachrichten schloß der Pater eine Schilderung des Klosters San Yuste an, das er aus eigener Anschauung kannte. —

Von den Araucanern nicht gestört, hatten die Spanier, welche sich die aus Imperial angelangten Mundvorräthe nach langer Entbehrung wacker schmekken ließen, das Fest der Thronbesteigung ihres Königs mehre Tage lang gefeiert. Ihr Führer, welcher erkannte, daß sie einer schweren Zeit entgegen gingen, mochte ihrer Feierlust keinen Zügel anlegen. Die Araucaner waren inzwischen wie verschollen und die Spanier wurden keines von ihnen ansichtig. Sie hatten sich aber nur seitwärts gezogen und warteten ab, was die Spanier weiter unternehmen würden. Ihre beabsichtigte Versammlung im Thale Puren war vertagt worden. —

Gualeva's Fürbitten war es gelungen, dem gefangenen Rebolledo das Leben zu retten. Sie machte geltend, daß der Gefangene ihr überlassen worden, und Tucapel wagte nicht, sein Wort gegen sie zu brechen. Der alte Schlaukopf wußte sich bei der eiteln Araucanerin einzuschmeicheln. In seinem seltsamen Gemische von Todesverachtung, Pfiffigkeit und gutherzigem Egoismus gewissermaßen ein Original, wußte er die Eigenliebe Gualeva's für sich in Bewegung zu setzen und durch seine Erzählungen von den Helden des spanischen Heeres, namentlich von Don Garcias schönem und ritterlichem Bruder Don Philipp, ihre Neugierde nach dem Anblicke dieser Männer rege zu machen. Gualeva, welche häufige

Zusammenkünfte mit Rebolledo, der sich unter den Araucanern durch seine derbe und ehrlich gehaltene Manier in Ansehen zu setzen gewußt und Freiheit erhalten hatte, sich im Lager und außer demselben nach Belieben zu bewegen, zu veranstalten gewußt, konnte nicht müde werden, sich von Philipp erzählen zu lassen. Sie gestand Rebolledo, daß sie zwar ihren lieben Freund Tucapel ungemessen liebe, aber bei aller Treue von ihm nicht so Vieles zu erzählen wisse, als Rebolledo von Philipp. Rebolledo bot ihr an, Philipp zu sehen. Gualeva: Arger Spanier, Du machst da einen schnöden Vorschlag, dessen Annahme meiner Ehre unter meinen Landsleuten sehr nachtheilig werden dürfte. Rebolledo: Ein guter Geschmack, Donna, ist noch kein Verbrechen an der Liebe. Gualeva: Ist es etwa in Spanien keine Schande für ein Weib, wenn dasselbe ausgehet, um einen schönen und berühmten Mann zu sehen? Rebolledo: Meine Landsmänninnen halten es nicht für unziemlich, sich auf so unschuldige Weise ein Vergnügen zu verschaffen. Sie gehen zu Festen, an die Fenster, auf Plätze und Straßen, auf Berge und in Thäler und klettern dort wie die Ziegen umher. Gualeva: Und reden mit Jedem? Rebolledo: Ja wohl, mit Jedermann. Wie Bienen im Garten schwärmen sie von Blume zu Blume. Was sie im October des Guten zu viel gethan, curiren sie im Februar. Es giebt in aller Welt nichts, wobei sie sich nicht einfänden. Sie wissen, daß ein Haus so schnell nicht

abbrennt. Wenn ein hoher Herr Einzug hält, sind sie dabei. Wenn ein Verbrecher gerichtet wird, finden sie sich ein, um mitleidige Zuschauerinnen zu sein. Sie gehen zu Markte, kaufen, spazieren, schwatzen, kurz, unternehmen alles Mögliche, ohne darin etwas Arges zu finden. Wenn Spanierinnen dreißig Male hinlaufen, um einen Affen zu sehen, der in den Straßen gezeigt wird, so kann Gualeva immer schon einen Gang daran wenden, um einen berühmten, schönen und galanten Mann zu sehen. Gualeva: Nimmt aber Mendoza wirklich alle Indianer, welche in friedlicher Absicht kommen, wohl auf? Rebolledo: Zweitausend Male verzeihet er und überhäuft sie mit Geschenken. Die Araucaner sind ja aber so schändlich, daß, wenn Don Garcias sie an einem Tage mit Gnaden gespickt, sie am andern mit feindlichen Waffen zurückkehren. — Rebolledo machte der Araucanerin von Garcias' und Philipp's Person, Tugend, Anmuth, Klugheit, königlichem Anstande, Freigebigkeit und andern ein weibliches Wesen bestechenden Vorzügen eine so anziehende Schilderung, daß Gualeva wirklich mit der Bitte hervortrat, Rebolledo möge ihr die Gelegenheit verschaffen, das edle Brüderpaar oder einen davon zu sehen oder wohl gar zu sprechen. Auf Gualeva's Frage nach dem Alter und der langen Berühmtheit der Familie gerieth der gute Rebolledo in ein neues Rühmen der Mendoza's. „Dreiundzwanzig Geschlechtsfolgen dieser Familie," sagte er, „sind in Spanien bekannt. Ihr Ruhm reicht wahr=

scheinlich noch weiter hinauf. Kein Geschlecht in Spanien weiß seine Ahnen so weit zurückzuführen. Man kann eher die Sterne am Himmel, den Sand und die Wogen des Meeres, als alle berühmt gewordenen Mendoza's zählen. Vor allen Dingen waren dieselben aber von jeher die ausgezeichnetsten Feldherren und Krieger. Derjenige versündigt sich an den Araucanern auf das Höchste, wer dieselben zum Kampfe gegen ein Heer reizt, das von einem Mendoza geführt wird. Denn, wenn die Araucaner wüßten, welche Thaten die Mendoza's zu allen Zeiten wider die Mauren ausgerichtet, welche Schlachten sie gewonnen, welche Städte sie erobert, so würden sie sich dem Jünglinge nicht widersetzen, von dessen Sonne sie der Schatten sein sollten." Gualeva drang in Rebolledo, sie nicht mehr mit den Beschreibungen dieser Sonne zu bewirthen, sondern sie nur recht bald in deren helles Mittagslicht geradezu hineinzuführen. Rebolledo, dessen Spürkraft längst den Standort der Spanier auskundschaftet, war dazu natürlich bereit, denn das war ja nur seine Absicht gewesen, indem er die neugierige Wilde bethörte. Er wußte es einzurichten, daß sie auf unverdächtige Weise, der Beobachtung der Araucaner entzogen, sich alsbald auf dem Wege nach dem Orte befanden, wo Don Garcias seine Leute hatte Lager nehmen lassen. Dieser selbst wandelte, da es ein schöner Abend war, mit seinem Bruder Philipp vor dem Lager auf und ab und ertheilte Anweisungen, wie das morgige Fest des Apostels, welcher am Kreuze

starb, nachdem er demselben so viel Liebes gesagt, als je ein Liebender seiner Geliebten, begangen werden sollte. Er wollte, daß die Feier eine ausgezeichnete sei, indem auch ihr Vater Andreas heiße. Don Garcias gab an Philipp den Befehl, daß alle seine Leute sich zur heiligen Messe einfinden sollten. Er bestellte dazu auch Musik und ein festliches Schießen. Der gottesdienstlichen Feier sollte ein solennes Turnier folgen, wobei Philipp und Ercilla zu Rosse mit einander zu kämpfen hatten. Während Philipp seinen Dank für die ihm zugedachte Auszeichnung abstattete, erblickte er Rebolledo, der hinter einem nahen Busche her den Hals lang machte, um den Schauplatz zu mustern. „Kömmst Du aus dem Jenseits, oder hast Du Fleisch und Bein?" rief er verwundert der Erscheinung des wohl gelittenen Spaßmachers entgegen. Dieser betheuerte, er habe noch seine alten Knochen, die er für einen Teufelsbraten, den die Araucaner aus ihm hätten machen wollen, für viel zu gut erachte. Ich habe mich deßhalb wieder auf den Weg zu meinen guten Landsleuten gemacht." Auf die Frage: wie er denn unter die Araucaner gerathen, von denen man ihn hier längst getödtet erachtet, erwiderte Rebolledo: „Ja, schlimm erging es mir. In einem Garten, wo ich Früchte naschen wollte, überfielen mich dreitausend Indianer. Ich tödtete davon — — doch nein, ich mag die Zahl nicht nennen, sie möchte ruhmredig klingen. Wozu brauche ich sie auch anzuführen, da ihr meine Tapferkeit kennt." Philipp:

An Deiner Tapferkeit zweifle ich eben so wenig, als an Deiner Aufschneiderei, mein Freund. Doch weiter. Rebolledo: In der Wuth über den empfindlichen Schaden, den ich ihnen so ganz gelegentlich beigebracht, verurtheilten mich die Araucaner, und namentlich der Mord=Tucapel, lebendig gebraten zu werden. Allein ich gab vor, von einer Krankheit ergriffen zu sein, welche meinen ganzen Leib mit dem allertödtlichsten Gifte erfüllt halte und Jeden, welcher seine Zähne in mein Fleisch einzuschlagen wage, mit dem jähesten Tode bedrohe. Diese Enthüllung verschaffte mir Respect und meine drollige Galanterie das Interesse einer araucanischen Schönen, der ich denn nun auch meine Feiheit verdanke. Dieselbe hat mich sogar hieher begleitet. Die Donna wünscht nichts Geringeres, als den Señores Mendoza ihre Aufwartung zu machen. Es ist zwar schon ziemlich Abend und die Nacht nicht weit; allein diese Donna wird euch vorleuchten, denn sie ist eine noch scheinende Sonne und wird, um einen Spanier zu sehen, die Nacht zum Morgen machen. Philipp: Wer ist diese araucanische Dame? Rebolledo: Sie ist Tucapel's Dame und durch ihn, meinen Gefangenhalter, meine Gebieterin. Philipp: Wo ist sie? — Don Garcias wurde hier abgerufen und überließ seinem Bruder, der landläufigen Schönen die gewünschte Audienz zu geben. Schüchtern nahete die aus ihrem Verstecke hervorgerufene Gualeva, indem sie zitternd dem unzierlichen Rebolledo folgte, dem spanischen Cavalier,

welcher den seinen Landsleuten eigenen chevaleresquen und galanten Sinn selbst gegen eine Indianerin nicht verläugnen wollte, wenn er es überhaupt gekonnt hätte. Die vornehmen Spanier im XVI. Jahrhundert waren noch zu sehr Castilianer von altem Schrot und Korn, als daß sie den Anflug abenteuernder Ritterschaft und den Frauendienst, zu welchem die ritterliche Galanterie sie daheim verpflichtete, in den Gefilden Amerika's, wohin sie gerade der Geist der Abenteuer trieb, hätten verläugnen können. Das instinktartige, durch die Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes, anscheinend in einer gewissen Berechtigung wurzelnde Anerkenntniß hoher Vorzüge im andern Geschlechte und der pflichtmäßige Beruf zu ritterlichem Schutz und Schirm der Schwäche desselben, begleitete den edeln Castilianer auch über das atlantische Meer. Die Seltenheit der Gelegenheiten zur Entwickelung des Geistes dieser Frauenverehrung, welcher allererst durch die Kirche seine rechte Weihe empfangen, erhöhete und verstärkte die Aeußerungen seines Hervortrittes, wenn dazu einmal ein Anlaß sich bot. Kein Wunder daher, wenn Don Philipp, als er Gualeva's graziöser Erscheinung ansichtig ward, welche, da sie Tucapel's Freundin war, den er als tapfern Gegner hoch achtete, von hohem Stande unter ihrer Nation sein mußte, die ganze Romantik des Frauendienstes herauskehrte und eine Sprache führte, wie die Liebhaber in einer Lope'schen Komödie, deren Hauptverdienst gerade in der Darstellung des ächt spanischen Lebens und Treibens

bestand. Als Gualeva sich von der ersten Befangenheit, die sie beim Anblicke des fremden Ritters befiel, erholt hatte, wußte sie noch gut genug die Entschuldigung ihres so ungewöhnlichen Erscheinens durch die Kühnheit zu motiviren, welche ihr Philipp's große Tapferkeit eingegeben, ihn auf diese Weise aufzusuchen. Schon seit längerer Zeit, versicherte sie, habe sie eine Sehnsucht empfunden, Don Philipp zu sehen und zu sprechen. Philipp antwortete in verbindlichen Complimenten. „Rebolledo hat mir," sprach er, „angekündigt, die Sonne selber suche mich. Allein hier ist ja weit mehr gekommen; der ganze Himmel besucht mich. Sonne, Sterne, Firmament, Mond und Planeten zeigen sich in gegenwärtiger Nacht." Gualeva: Mich wundert, daß harte Krieger so schmeichlerische Worte zu stellen wissen. Philipp: Wenn der Krieger unter Waffen im Felde stehet, zeigt er freilich den Männern Trotz und Muth. Wenn er aber mit Frauen redet, darf er den Stolz und den männlichen Trotz nicht sehen lassen. Tucapel wird bezeugen, daß, als ich ihm gegenüber gestanden, ich ein Löwe gewesen. Was sollte ich aber Euch gegenüber grausam sein? Dort im Felde wünsche ich die Ergebung des Gegners, hier aber habe ich nur den Wunsch, mich selber zu ergeben. Gualeva: Mich wundert, wie Ihr habt Tucapel verwunden können. Philipp: Wie könnet Ihr, die mich selber eben verwundet, Euch wundern, daß ein Mann einen andern Mann verwunden kann? Gualeva: Wie? Ich hätte

Euch verwundet? Philipp: So ist's. Gualeva: Ich erinnere mich's nicht. Philipp: Und doch geschah's, noch gar nicht längst erst. Gualeva: War's stark? Philipp: Eure Augen sind Pfeile. Ihr seid gekommen, für Tucapel's Wunde Rache zu nehmen. Gualeva: Ich bin edel, aber nicht grausam. Darf ich nicht den Feldherrn auch sehen? Philipp: Ihr werdet von ihm, wie von mir Unterpfänder des Wohlwollens und der Freundschaft empfangen. Gualeva: Fürwahr, je länger ich mit Euch spreche, um so weniger weiß ich, weßhalb mein Volk die Spanier für grausam hält. Philipp: Weil es sich nicht bändigen lassen will. Gualeva: So führet mich denn zu Don Garcias. Um Tucapel's willen hoffe ich geehrt zu werden. Philipp: Um seinet- und deinet-willen! —

Don Garcias urtheilte als Feldherr doch ein wenig anders über den Besuch einer schönen, jungen Araucanerin im spanischen Lager, als sein romantischer Bruder. Er fürchtete, daß Andere ihm in der schwärmerischen und poetischen Zärtlichkeit nachahmen möchten, zumal die Anwesenheit eines Dichters unter seinen Officieren ihm schon allerlei Besorgnisse einflößte. Hätte Ercilla nicht als Soldat alle seine Pflichten auf das Pünktlichste erfüllt, so würde Don Garcias, obwohl er selbst der Poesie alle gebührende Ehren zollte, ihn sicherlich nicht in seinem Heere geduldet haben, weil er einer so tapfern Nation gegenüber, wie er die Araucaner hatte kennen lernen, alle

verweichlichenden Einflüsse von seinem Heere fern halten zu müssen glaubte. Er nahm zwar Gualeva mit aller gebührenden Rücksicht und ritterlichem Anstande an, zog es aber vor, seinen Bruder die Rolle des Scipio in Spanien spielen zu lassen und die Araucanerin geehrt und beschenkt an ihren Allucius-Tucapel heimsenden zu lassen. Hiezu bot sich eine günstige Gelegenheit dar, weil ein Araucaner sich noch an diesem Abende im Spanischen Lager einfand, welcher von Caupolican eine Herausfoderung an Don Garcias zu einem Zweikampfe überbrachte, welche dieser annahm, worauf der Araucaner verhieß, daß Caupolican am andern Morgen sich einfinden werde. Dieses Araucaner's Geleite ward Gualeva anvertrauet, welche sich nicht wenig wunderte und beklagte, daß der unterhaltende Rebolledo es vorzog, bei seinen Landsleuten zurückzubleiben, statt sie heim zu begleiten. —

Am folgenden Tage erschien Caupolican beim Grauen des Morgens, aber nicht zum Zweikampfe, wie er durch den nur zur Kundschaft ausgesendeten Herausfoderer hatte ansagen lassen, sondern mit seinem ganzen Heere, das er in drei Treffen getheilt hatte und mit dem er auf drei verschiedenen Punkten nach einem trefflich überdachten Plane den Angriff machte. Mit ungewöhnlichem Feuer warf sich die Spanische Reiterei seinem ersten Treffen entgegen. Allein Caupolican hatte seinen Speerführern Befehl ertheilt, die Spieße niedrig den Pferden entgegen zu halten, die mit Keulen Bewaffneten aber waren angewiesen, zum

Ziele ihrer Schläge die Häupter der Pferde zu wählen. Diese Befehle wurden mit Präcision ausgeführt. Caupolican, der dieses Treffen selber führte, commandirte ausgezeichnet und focht in gewohnter Weise persönlich wie ein Held. Nachdem ihm der Speer zersplittert, schwang er die massive Keule nach Rechts und nach Links. Alles, was dieselbe traf, stürzte, fernern Widerstandes unfähig, zu Boden. Seine Leute unterstützten ihn kräftigst. Sie wichen nie einen Schritt zurück. Ihr Vordringen geschah mit einer hartnäckigen Beharrlichkeit. Dasselbe brachte die Spanische Reiterei zum Weichen und in Unordnung. So glückte es Caupolican mit seinen Leuten bis in die Mitte des Spanischen Fußvolkes zu gelangen. Der Verlust der Spanier war sehr groß. Caupolican tödtete Manchen derselben mit eigner Hand. Lanzensplitter, Waffenbruchstücke, zerbrochene Keulen, Schwerterstücke flogen nach allen Seiten umher und bedeckten den Boden. Ungeachtet ihrer rückgängigen Bewegung blieben die Spanier im vollen Fechten. Mit seinem gewöhnlichen Ungestüme hatte Tucapel das von ihm befehligte zweite Treffen wider die Spanier geführt. Die Wuth, mit welcher er einhieb, war eben so unglaublich, wie die Kraft, welche er dabei entwickelte. Mit einem Hiebe, meldet Ercilla, schnitt er zwei Hälse durch, daß Häupter und Helme von ihren Rümpfen weit hinweg flogen. Mit unglaublicher Erbitterung leisteten ihm die Spanier zähen Widerstand und stürmten von allen Seiten gegen seine Person an. Je mehr seine Vertheidigungsarbeit und

seine Gefahr wuchsen, desto höher entflammten Zorn und Wuth in Tucapel's Brust. Vor einer dritten Schaar erblickte man den jungen Galvarino als Befehlshaber. Er hielt seine verstümmelten Arme vor sich und zeigte die noch blutenden Wunden. Er bewegte sich von einem Ende der Front zum andern hurtig hin und her und spornte durch Geberde und Rede die Herzen zum Angriff und Widerstande an. „Ueberaus tapfere Krieger," rief er, „dieses Namens so werth, in deren Hand heute das Glück den Bestand und den Ruhm der Araucaner gelegt hat. Vertrauet auf den Sieg. Dieses Getümmel und Kriegergepränge ist nur der Ueberrest der Spanier, ihr habt die Hefe derer vor euch, die ihr so oftmals besiegt. Ist dieser letzte, von Euch so sehr ersehnt gewesene Kampf beendet, so hält uns nichts mehr auf; kein Speer, kein Schwert richten sich dann mehr gegen uns empor. Sehet, wie schmachvoller Tod oder trauriges Leben den Besiegten erwartet. Lasset ihr euch in diesem Kampfe besiegen, so geht das Gesetz unter und die Freiheit zu Grunde, dem harten Joche unterworfen, werdet ihr untauglich werden, die Waffen zu führen. Im Vereine mit unvernünftigen Thieren, werdet ihr genöthigt werden, zu pflügen und das Land zu bauen, Sklavendienste zu verrichten und niedrige weibische Geschäfte zu betreiben. Bedenket, wie die Schmach ewig währen wird, dieser Sieg aber auf immer den Erfolg eurer Thaten sichern wird. Habt den Ruhm, den das Glück für euch bereit hält, habt den großen

Lohn und die Ehre vor Augen, welche einer so kurzen Beschwerlichkeit folgen. So suchte Galvarino in seiner Schaar Zorn und Hoffnung wach zu halten. Sie vermochte kaum an sich zu halten, bis ihr das Zeichen zum Losbruche gegeben ward. Bald war hier der Kampf eben so mörderisch, als auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes. Spanier und Araucaner thaten sich wechselsweise durch Heldenthaten hervor. Ueberall häufen sich um die Hauptkämpfer Erhöhungen von Leichen über einander gefallener Gegner. Je mehr Blut in den Boden rinnt, desto höher entflammt sich die Wuth, desto heftiger entbrennt der Streit. Mit einem blinden Heldenmuthe raste Rengo umher, ihn gelüstete wegen der Schmach von Malaquito am Genueser Andrea Rache zu nehmen. Auf und ab stürmend rief er laut den Namen des Verhaßten. Auch Andrea hätte mögen den Handel zu Ende führen und suchte nach Rengo. Beide fanden einander jedoch nicht, da sie gegen verschiedene Schaaren fochten. Jedoch traf Andrea mit Orompello zusammen. Beide eröffneten einen verzweifelten Kampf gegeneinander, in welchen sie sich gegenseitig Waffen und Rüstungen zertrümmerten und dem quellenden Blute an manchen Stellen ihres Leibes unfreiwilligen Ausgang öffneten. Als die Waffen zerbrochen waren, begannen sie mit einander zu ringen. Indeß auch hier zeigte der Gegner sich dem Gegner gewachsen und kam es zu keinem Erfolge. Während Don Garcia der durch Caupolican's Einbruch in sein Fußvolk eingerissenen Unordnung zu steuern

bemühet war, hatte Rengo in seinem umsichtslosen Kampfeifer und seiner Vordringlichkeit sich so weit von den Seinen entfernt, daß er von denselben abgeschnitten mitten in einem Haufen von Spaniern stand, welche ihm auf's Aeußerste zusetzten und ihn so bedrängten, daß er, dem das Blut schon aus vielen Wunden rann, nahe am völligen Ermatten sich fühlte und schon den Augenblick nahen sah, wo ein spanisches Schwert ihm den Garaus bereiten würde. Da erschien auf der Anhöhe, deren Fuß er zum Schutz in den Rücken genommen, Tucapel, mit seiner Keule Krachen und Verderben um sich schleudernd. Schon war Rengo auf ein Knie gesunken, als Tucapel seine Gefahr bemerkte und in edelmüthiger Vergessenheit der alten Gegnerschaft mit der Keule sich den Weg zu ihm hinabbahnte und ihn aus seiner Verlegenheit heraushieb. „Halte Dich kräftig, Rengo, und sei getrost, der starke unvergleichliche Tucapel ist Dir zur Seite, nun bist Du sicher vor jeglichem Mißgeschicke. Die Gunst des Himmels und ein freundliches Geschick wollen Dir einen bessern Tod bereiten. Derselbe ist meinem Arme vorbehalten, wenn Du seiner Zeit der alten Herausforderung Folge leisten wirst.“ Rengo erwiederte: „Wäre es im gegenwärtigen Augenblicke nicht für eine Undankbarkeit zu erachten, so würde ich meiner Verpflichtung gegen Dich genügen; denn ich bin nicht so ermüdet, wie Du annimmst.“ Hiermit sprang er empor und schwang kräftig seine Keule um das Haupt. Tucapel erklärte es für eine Niedrigkeit, wenn er hier

mit einem Gegner, dessen Ermattung er gesehen, anbinden wollte. Er möge jetzt das Leben von der Hand annehmen, die ihn zu seiner Zeit schon zum Tode zu befördern wissen werde. Rengo ließ sich's gefallen, und so schlossen beide Gegner für heute Kampfesfreundschaft und schlugen sich einträchtig durch die Spanier nach ihren Landsleuten hindurch. Inzwischen war der Kampf auf allen Seiten mit solcher Erbitterung geführt, daß fast kein Streiter ohne Wunde blieb. Die Araucaner befanden sich durch Caupolican's langsames, aber sicheres Vordringen im entschiedenen Vortheile und Garcias Haupttreffen begann zu weichen. Die Araucaner träumten schon von einer Niederlage ihrer Feinde, deren Scharte dieselben niemals auszuwetzen im Stande sein würden. Da befahl Don Garcias im entscheidenden Augenblicke, um dem Weichen seiner Truppen Einhalt zu thun, seinem Hintertreffen, den Theil des araucanischen Heeres, welcher von Lincoyan und Ongolmo geführt ward, anzugreifen. — Dieser Angriff beugte der Niederlage des spanischen Heeres vor. Durch den unvermutheten Angriff in Unordnung gerathen, zog sich der angefallene Heerestheil der Araucaner zurück und theilte seine Zerrüttung dem unter Caupolican's Führung siegreichen Theile mit. Caupolican vermochte mit aller Anstrengung dieser Verwirrung nicht Herr zu werden und mußte, von Schmerz und Wuth erregt, den Sieg, welcher ihm schon gewiß zu gehören schien, dem Feinde überlassen. Ehe er aber hiezu sich entschloß,

hielt er mit den Seinigen das furchtbarste Blutbad aus, und nicht eher wendete er den Fuß, als bis er sich überzeugt, daß ein Halten seiner Stellung unmöglich und seine Gegenwart für die Fliehenden unumgänglich nöthig war, um sie nicht gänzlich aufgerieben zu sehen. Mit verzweifelndem Ingrimme kämpfend, blieb Rengo, nachdem Caupolican den Rücken gewandt, allein zurück. Alle Gefahr des Lebens und der Gefangenschaft verachtend, stand er in entsetzlicher Furchtbarkeit da und schwang seine schwere Keule, welche er tödtend auf die Häupter derer niederschmetterte, welche ihm zu nahen sich unterfingen. Unbesiegt hielt er eine lange Weile Stand. Als er aber wahrnahm, wie fruchtlos sein Bemühen und keiner der Seinigen mehr in der Nähe war, trat er mit zögerndem Schritte den Rückzug an, wobei er aber das Gesicht stets dem Feinde zugewandt behielt. So erreichte er eine hervorspringende Waldecke, wo unter hohen Bäumen dichtes Gebüsch sich ausgebreitet. In diesem hatten sich mehrere Araucaner versteckt. Als diese den tapfern Rengo sahen, faßten sie wieder Muth, schaarten sich um ihn und begannen den nachsetzenden Spaniern, welche Ercilla führte, einen heftigen Widerstand entgegenzusetzen, dessen Erbitterung aus dem Umstande abgenommen werden mag, daß die Araucaner, nachdem ihre Waffen zertrümmert oder verbraucht waren, ihrer Zähne sich bedienten, um den Spaniern Wunden beizubringen. Als Rengo sich von der Vergeblichkeit fernern Widerstandes überzeugt

hatte, zog er sich mit den übrig gebliebenen Araucanern auf einem abgelegenen Wege zurück. Unter den zu Gefangenen gemachten Araucanern befanden sich auch zwölf Ulmeni. Um ein Beispiel zu statuiren, gab Don Garcias Befehl, dieselben an die um das Schlachtfeld her stehenden Bäume aufzuknüpfen. Ercilla bemühete sich vergeblich, den unter jenen befindlichen Galvarino zu retten. Derselbe sah indeß furchtlos seinem Schicksale entgegen. Er sprach zu den Spaniern in barbarischer Würde: „Ihr verlogenes, verabscheuungswürdiges Volk seid des Ruhmes, der euch heute zufiel, nicht werth. Löschet den schnöden Durst eurer unersättlichen Kehlen in meinem verhaßten Blute. Das grimme, wetterwendische Schicksal hat freilich dem Araucaner-Reiche heute einen unheilvollen Stoß versetzt; allein wenn es uns auch zu tödten vermag, wird es uns doch nicht besiegen, unsern freien Sinn nicht unterdrücken können. Glaubt nicht, wir bebten vor dem Tode zurück. Gerade auf diesen stützt sich unsere Hoffnung; denn wenn wir das verhaßte Leben fortführen, geschiehet es nur, um eine desto schlimmere Rache an euch zu nehmen. Wenn wir das gerechte Ziel nicht erreichen, verbleibt uns das Vertrauen zu unserm Schwerte, das, gegen uns selber gewendet, euch des Ruhmes berauben wird, uns das Leben geben zu können. Wohlan! Heran! Was hält euch zurück, was zögert ihr, mir den rechten Lohn und die richtige Zahlung auszuantworten? Mir sagt der Tod, aber nicht das Leben zu, denn mit

diesem entledige ich mich meiner Schuld; wenn aber dieser bedeutungsvolle, ersehnte Kelch, den ich leeren soll, einen Mißgeschmack und eine Bitterkeit für mich in sich schließen könnte, würde es nur die sein, daß ich euch nicht mit diesen Zähnen und verstümmelten Armen erst in Stücken zerreißen kann." — Da kein Henker sich fand, mußten die Verurtheilten sich selbst hinrichten. Einem jeden Indianer ward ein Strick übergeben und überlassen, sich an einem von ihm erwählten Baume aufzuknüpfen. Ercilla meldet darüber: „So schnell klimmen nicht alte streitgewohnte Krieger, sobald das Zeichen zum Sturme gegeben worden, auf Leitern, Balken und Piken die steilen Mauern hinan, als diese Caziken hurtig die höchsten Bäume erstiegen, in einem Augenblicke zum Wipfel sich aufschwangen und an den höchsten Zweigen sich aufknüpften." Nur Einer bat um sein Leben. „Tapferes Volk, unbesiegtes Geschlecht," läßt ihn Ercilla sagen, „Inbegriff aller Tugenden und Vorzüge, wisset, daß ich ein Cazike und Sprößling von dieses Landes ältestem Stamme bin. Ich habe nicht Vater, nicht Bruder, noch Verwandte mehr; alle sind sie bereits im Streite gefallen, mit mir würde mein Geschlecht aussterben, darum bitte ich, laßt mir Gnade widerfahren." Galvarino verhinderte den Bittenden fortzufahren, indem er demselben, im patriotischen Zorne aufwallend, Feigheit vorwarf. „Kleinmüthiger, Elender, Entehrer des edelsten Stammes, wie kann die schimpfliche Furcht vor einem kurzen Tode Dich zu solcher Niederträch-

tigkeit treiben? Sage mir, feiger Verräther, Meineidiger, hältst Du es für ein besseres Loos und einen glücklichern Zustand, ein Sklavenleben zu führen, als zu sterben, wie es einem tapfern Führer geziemt? Folge dem Schicksale, das zwar widerwärtig, aber doch erträglich ist; denn befreiet uns denn nicht der Tod von jeder Bürde? Und laß nicht Feigheit Dich zu der schmählichen Thorheit verleiten, das letzte Rettungsmittel aus der Hand zu geben." — „Kaum hatte Galvarino diese Worte vollendet," sagt Ercilla, „als der edle Cazike voll Reue die geschlungene Schnur sich um den Hals warf und plötzlich an einem hohen Zweige schwebend da hing. Ihm folgte der kühne hartnäckige Barbar, obgleich nicht zu dieser Todesstrafe verdammt, und so trugen die starken Eichen dieses Jahr neue und ungewohnte Früchte." —

Nachdem der Kampf vom Frühroth bis gegen den Abend gewährt und die Araucaner eine Menge von Verwundeten und Todten auf dem Wahlplatze zurückgelassen, konnte sich Don Garcias als unbezweifelten Sieger betrachten. Er gab Anweisungen zur nachträglichen Feier des Andreasfestes, die der Kampf vereitelt, und zur Verbindung der Siegesfeier mit derselben. Inzwischen zogen die Araucaner eilend von dannen. Caupolican, welcher aus mehren Wunden blutete, mußte zurückbleiben. Er bedurfte der Ruhe. Am Fuße eines alten Baumes, dessen breite Aeste

ein Schirmdach gegen die blendenden Scheidestrahlen der Abendsonne bildeten und den dichten, aber kurz gewachsenen und mit balsamischen Kräutern vermischten Rasen beschatteten, ließ er sich nieder und gedachte des Siegeswechsels, der so schnell die errungenen Vortheile ihm wieder aus den Händen gerissen. Indem ihm der verlebte Tag wie ein bewegliches Bild an der müden Seele vorüberschwebte, vermochte er nicht, der Tapferkeit und der Feldherrngröße seines Gegners die Gerechtigkeit zu versagen. „O unbesiegliche Tapferkeit der Spanier," sprach er bei sich, „o edler Jüngling Garcias, du aufgehende Sonne, deren Glanz einen strahlenden Ruhmesmittag verkündet. Was ist aus meiner Vermessenheit geworden? Muß ich am Tage meiner jüngsten Schmach zu meines Feindes Lobredner werden? Uebermüthiger Tucapel, auch du wirst grimmes Leid über solchen Ausgang empfinden. Aber was beginne ich und welchen Weg verfolge ich? Die Meinigen sind mir aus dem Gesichte verschwunden. Ich würde sie auch mit kräftigstem Schritte nicht ereilen. Dazu bedarf ich der Erholung. Das Blut vergehet mir. Ich muß mir Ruhe gönnen, wenn mein Leben für Chili wichtig ist. Versuchen will ich, ob nicht der Schlaf die Verstimmung meiner Schmerzen mildert Werde ich nach Chili wiederkehren, um Hurtado zu bekriegen? Nein, lassen wir die Waffen ruhen! Der König von Spanien wird Herr bleiben und ich zufrieden sein dürfen, mich in diesem demüthigen Lande auszuruhen, das

meinen Araucanern zur Wohnstätte dient.“ Nachdem er diese wie im Halbschlummer gesprochenen Worte geredet, hatte er (er wußte nachmals nicht, ob er geschlafen oder gewacht) ein Gesicht. Der Baum über ihm öffnete sich und aus weitem Spalte sah Lautaro's Schatten hervor und begrüßte ihn mit den Worten: „Ha, tapferer Caupolican, edler Schutz von Chili, der Du mir in der Tapferkeit nachgefolgt.“ Caupolican: Sonnengott, stehe mir bei! Wer ruft mich? Lautaro: Siehest Du mich nicht, kennst Du mich nicht mehr? Ziehe Dich nicht verwundernd zurück. Caupolican: Ich soll mich nicht erschrecken, wenn ich Dich als Seele eines Baumes leben sehe und Du sein Inneres in Gestalt eines Menschen bewohnest, den ich einst kannte? Wer bist Du? Etwa Pillan, der mir zuletzt in feuriger Larve am Biobbio erschien? Lautaro: Wisse, ich bin Lautaro selbst, dessen Gestalt Du erkannt, und der, von des Lebens Banden befreiet, dieselbe angenommen hat, um mit Dir zu reden. Caupolican: Kann ich Dich berühren, darf ich Dich umfassen? Lautaro: Zurück! Der Himmel erlaubt es nicht. Weßhalb widersprichst Du dem, was Du bist? Weßhalb willst Du den Spanier, den Du verfolgst, nicht ferner bekriegen? Caupolican: Weil er mit dem Glücke eines Gottes und mit den Waffen eines unbesieglichen Helden bekleidet erscheint. Lautaro: Solche Reden sind eine Entartung von des großen Caupolican Namen. Wenn Du Dich nicht jetzt den Spaniern widersetzest, wird es später

unmöglich sein. Willst Du es zugeben, daß der Spanier Tucapel's Hügel besetze und wo Valdivia, den ihr getödtet, seine Wohnung gehabt, eine Stadt gründet, die er Cañete heißen will nach seines Vaters Herrschaft? Wozu dienet das Leben, o Caupolican, wenn dasselbe in Unterwerfung, sklavisch und traurig dahinfließt? Ist nicht ein ehrenvoller Tod vorzuziehen? Dieses hat Lautaro sagen müssen, damit Caupolican das Vaterland befreie, das auf seiner Tapferkeit beruhet. — Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Caupolican sprang empor. „Nein," rief er, „Du hast Recht. Wie war's nur möglich, daß meinen Lippen ein Ausdruck entschlüpfen konnte, welcher wie Waffenruhe klang? Die Ermattung hat mir wohl das schwächliche Wort eingegeben. In Arauco darf nimmer eine Stadt Mendoza geduldet werden. Himmel und Sonne müssen mich strafen, wofern ich's zugebe. Sollte ich aber auch mit Bedacht, die Waffen niederzulegen, geschworen haben, so ist der Eid zerrissen, nachdem der Himmel Todte hat sprechen lassen. Die Araucaner müssen die Waffen wieder ergreifen. Spanien muß sterben, Chili leben!" —

Don Garcias rückte, um der Früchte seines glänzenden Sieges recht bald theilhaftig zu werden, eiligst gegen die Provinz Tucapel vor. An dem Orte, wo Valdivia geschlagen worden, legte er, den damaligen Siegern zum Trotz, den Grundstein zu einer neuen Stadt, welcher er den Namen seiner eigenen Familie

Cañete gab. Im Mittelpunkte des Kriegstheaters belegen, bedurfte die neue Anlage, um nicht alsbald wieder zerstört zu werden, einer Befestigung. Don Garcias ließ dieselbe mit starken Pallisaden, einem Graben und einer Brustwehr versehen, besetzte die Festung mit auserlesenem Geschütze und suchte zu der Besatzung, die er darin zurückließ, die besten Leute seines Heeres aus. Diese stellte er unter den Befehl des bewährten Alonzo Reynoso. Von den Araucanern, welche nun mehrmals nach einander nachdrückliche Niederlagen erlitten, versah er sich vor der Hand keines Angriffes. Er glaubte daher, da Cañete die bisherigen Vortheile sicherte, sich auf einige Zeit entfernen und den lange beabsichtigten Zug nach Imperial unternehmen zu dürfen. Er ward von den Einwohnern dieser Stadt im Triumphe empfangen. Sein erstes Geschäft, nachdem er die officiellen Begrüßungen abgethan, war ein Besuch bei der Wittwe seines Vorgängers, welche Imperial noch nicht verlassen hatte, auch für dieses Leben freiwillig wenigstens nicht wieder zu verlassen gedachte, weil es ihr Wille war, in einem von ihr in Imperial zu gründenden Kloster den Schleier zu nehmen. Wir haben seit der Aufhebung von Caupolican's fruchtloser Belagerung Imperial's von Donna Mencia und ihrer Gastfreundin Malaja nichts vernommen. Von einer Frau, wie Donna Mencia, war nicht anders zu erwarten, als daß sie die Nachricht vom Tode ihres Gemahles und der Schwester desselben mit Ergebung

empfangen und die herben Verluste mit männlicher Ruhe tragen würde. War ihr doch in ihrem langen und vielbewegten Leben, dem es neben mancher Freude, für welche sie dem himmlischen Spender stets auf das Innigste dankbar sich gezeigt, an häufigen schmerzlichen Erschütterungen nicht gefehlt hatte, längst klar geworden, daß kein irdisches Glück und kein zeitlicher Besitz von Bestand sei und daß Alles, was uns irdisch erfreuet, nur ein Darlehen ist, mit dem wir vernünftig Haus halten sollen und das uns mit oder ohne vorgängige Kündigung von der Allmacht des unerforschlichen Darleihers zu jeder Zeit wieder abverlangt werden kann. Wie tief daher auch der Schmerz um den Verlust des Gemahles und des Vaters und Berathers ihrer Kinder ihr ganzes Gefühl durchschnitt, so gefaßt erhob sich doch aus der Tiefe dieses Wehes ihr ergebener Sinn an dem Vertrauen, daß Gott seinen Kindern auf Erden nichts Schwereres auferlegt, als sie mit ihren Kräften zu tragen im Stande sind. Indem sie mehr an das Heil der armen Seelen der beiden Abgestorbenen, als an den Schmerz ihrer eigenen Seele dachte, kannte sie kein dringlicheres Anliegen, als den Pater Jago zu bitten, das heilige Sühnopfer für die Abgeschiedenen auf dem Altare des Herrn darzubringen. Sie wußte, wie die Kraft dieses Opfers so groß ist, daß es nicht nur dem Opfernden und Genießenden nützt, sondern auch allen Gläubigen, sie mögen noch mit uns auf Erden leben oder schon im Herrn entschlafen und noch nicht vollkommen aus-

gesöhnt sein, und wie die Gläubigen seit der Apostel Zeiten dieses allerreinste Opfer mit nicht geringerm Nutzen für die Verstorbenen dargebracht, als für die Sünden, Strafen, Genugthuung und Kummer und Elend der Lebenden. Donna Mencia war nicht von der Irrlehre ergriffen oder gar überwunden, welche in ihrer Zeit lebhaft im Schwange ging und sich vielen ihrer Landsleute mitgetheilt hatte: daß der Glaube allein selig mache und der Unglaube allein verdamme, und daß es auf die Handlungen der Menschen dabei nicht ankommen könne, da der Mensch seiner Natur nach sündigen müsse und auf Erden nicht gerecht werden könne, indem erst die unsterbliche Seele, nachdem sie den sterblichen Leib, den unfreiwilligen Träger der Sünde abgelegt, durch den Glauben vor Gottes Augen rein und fleckenlos erscheinen könne. Es dünkte sie vielmehr eine unerhörte und noch nie da gewesene Lehre, den Gehorsam Christi in einem solchen Maaße stellvertretend und genugthuend annehmen zu sollen, daß er den Gehorsam der einzelnen Gläubigen, die denselben ohnehin zu leisten außer Stande sein sollen, überflüssig und unnöthig mache, nachdem Christus durch sein Leiden und Sterben nicht nur die alte Erbschuld und die verdienten ewigen Strafen der gläubigen und reuigen Sünder getilgt, sondern auch dergestalt für sie genug gethan, daß sie von jeder eigenen Genugthuung, Büßung und zeitlichen Strafen für alle ihre, wenn auch noch so häufigen und großen Vergehungen ganz und gar los ge-

sprochen sind. Wenn sie auch zugeben durfte, daß der ungläubig gestorbene Mensch der Seligkeit entbehren müsse, so war sie doch bei aller Ueberschwänglichkeit von Gottes Barmherzigkeit nicht im Stande, mit richtigem Nachdenken sich zu der Vorstellung zu erheben, daß eine Seele, die in ihrem irdischen Leben fast immer oder großentheils Gott entfremdet gewesen, die seine Gebote häufig übertreten, seinem heiligen Willen hartnäckig widerstanden, den eigenen Gelüsten nachgelebt, dem Nebenmenschen vielfältiges Unrecht zugefügt und erst spät durch den Glauben die Verkehrtheit ihres Treibens und ihre Sünde erkannt hat, ohne die guten Früchte ihrer Buße und Reue noch hervorbringen zu können, sogleich jener freudigen Zuversicht und Ruhe und der ungemischten Glückseligkeit empfänglich sein solle, die den vollendeten Gerechten im Himmel als ewiges Erbtheil verheißen worden. Donna Mencia vermochte sich nicht zu denken, wie eine solche Seele, welche naturgemäß noch vom Bewußtsein ihrer gänzlichen Unwürdigkeit erfüllt und vom Gefühle ihrer frühern, vielleicht erst ganz kürzlich abgelegten Verworfenheit gequält und wie vernichtet Gott gegenüber hintreten müßte, in dessen und der heiligen Engel und anderer Auserwählten Gesellschaft sich ohne Martern sollte befinden können, zumal der heilige Geist ausdrücklich verkündet (Apokalypse XXI. 27), daß nichts Unreines in das himmlische Jerusalem eingehen darf. Aber auch diejenigen Seelen, welche zwar hienieden nicht in groben

Sünden und Lastern gelebt, sondern Gott gefürchtet und geehrt, auch ihren irdischen Beruf wohl erfüllt haben, aber von den Sorgen und Geschäften dieses Lebens sich allzusehr haben hinnehmen lassen und mit ihrem Dichten und Trachten tief in die Welt verwickelt gewesen, konnte Donna Mencia sich nicht durch den bloßen Act des Todes sogleich in eine Verfassung versetzt denken, welche sie ohne Vorbereitung und Säuberung unverzüglich der seligen Gesellschaft, in welche sie einzutreten haben, würdig mache. Sie begriff nicht, wie das Gefühl der Reue, das Bewußtsein der Schuld, welche als ungetilgte Forderungen aus diesem Leben von den Abgeschiedenen mit in das Jenseits hinübergenommen worden, sich zu deren Erscheinen in der Schaar der Auserwählten schicken könnten. Schon aus bloßen Vernunftgründen war sie mit vielen Gläubigen aller Zeiten zur Nothwendigkeit der Annahme einer Veranstaltung hingeführt worden, welche den Uebergang solcher für die Seligkeit bestimmten Seelen aus dem unvollkommenen Zustande, in welchem sie der Tod findet, in das Jenseits vermittelt. Dem unbefangenen Sinne leuchtet ein, wie die Seele durch eine vorgängige Läuterung für die Seligkeit, in welche sie versetzt werden soll, erst empfänglich gemacht werden muß. Diese Annahme wird aber auch durch die heilige Schrift und die Lehre der Kirche völlig bestätigt. Der Apostel Petrus spricht ganz deutlich von Geistern in einem Gefängnisse, denen Christus nach seinem Tode gepredigt und die nun in derselben

Weise errettet wurden, wie auch wir gerettet aus dem Wasser der Taufe hervorgehen in der Kraft des Erlösungswerkes Christi. Dieses Gefängniß ist jener Kerker, von welchem Christus in der Bergpredigt redet (Matth. V. 25 und Lucas XII. 58) und aus welchem Niemand entkommen wird, bis auch der letzte Heller bezahlt sein wird. Die Gefangenen sind diejenigen, von welchen Paulus seinem Philemon (II. 10) sagt: „daß vor dem Namen Jesu sich beuge jedes Knie im Himmel, auf Erden und unter der Erde." Sich dieser Gefangenen durch Gebet und Opfer auf Erden anzunehmen, erklärt schon das alte Testament für eine fromme Liebespflicht, indem es (Machabäer II. Cap. XII. V. 43) sagt: „Es ist also ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden." Der Apostel Paulus aber (Corinth. XV. 29) führt billigend an, daß „manche wegen der Verstorbenen sich taufen lassen." Man mag das Wort: „sich taufen lassen," nun bildlich nehmen für „leiden" oder wörtlich, so drückt es in beiden Fällen den Glauben der ältesten Christen aus, daß man den Verstorbenen durch Werke der Buße zu Hilfe kommen könne. Dieses Dogma war denn auch, wie es eine der wirksamsten Ermuthigungen zur Tugend, der süßeste Trost in der letzten Stunde der Trennung, und eine Quelle kostbarer Hoffnungen für denjenigen ist, welcher im Begriffe stehet, vor Gottes Richterstuhle zu erscheinen, für Donna Mencia ein schönes tröstendes Mittel, dem abgeschiedenen Ge-

einem Tage machten. Ein Wunder dünkte es sie, die Thore der hochbethürmten Stadt offen und alle Häuser und Plätze von Menschen leer und verlassen zu finden. Sie werden, wie Donna Mencia richtig voraus- gesehen, vom Geschrei hungriger Hühner, den Jammer- lauten vereinsamter Katzen, dem Geheule herrenloser Hunde, den klagenden Tönen verflogener Tauben und anderer eingesperrt gehaltener Vögel empfangen. Ohne eine Erlaubniß ihres Feldherrn abzuwarten, stürzen sich die Araucaner in die Häuser, erbrechen Schränke, Kisten und Kasten und führen sich zu Gemüthe, was ihnen eben ansteht. Was sie nicht mit sich zu schleppen vermögen, wie die Möbel und Hausgeräthe, zer- trümmern sie in übermüthigem Siegesrausche. Kein vier Stunden hatten dazu gehört, das Werk dieser wilden Verwüstung zu vollenden, das die Araucaner mit Anzünden der ohnehin wenig gesund gebliebenen Gebäude beschließen. Bald ist die ganze Stadt ein Flammenmeer, das seinen schrecklichen Schein weithin wirft, und ehe der Morgen graut, ein Haufen Asche, dem nur noch ein finsterer Dampf entwirbelt. Auch die Festung ward von Grund aus zerstört. So ließ der Herr die Spanier, welche in ihrem Uebermuthe und ihren Eroberungsgelüsten, denen eine niedere Habsucht, ein widernatürlicher und unheiliger Durst nach Golde zum Grunde lagen, einmal wieder seine starke Hand fühlen, um sie an seine waltende Vor- sehung und die kräftige Fortdauer seines Regimentes zu erinnern, in welches er den hochfahrenden Plänen

der Sterblichen keine Eingriffe gestattet. Er ließ zu, daß der verachtete Feind, der hochmüthig behandelte Barbar den stolzen Spanier, der ihn unterjocht und in aller Weise bedrückt hatte, aus dem Lande und den Besitzungen hinauswarf, welche er durch feierliche Besitznahme, durch Emporblühen schön gelegener Städte auf ewige Zeiten in seinen Besitz gelangt wähnte und deren Verlust er sich gar nicht als möglich vorzustellen vermocht hatte. —

Der weise Caupolican, welcher erkannte, wie der wiederholt glänzende Erfolg der araucanischen Waffen mit Mäßigung benutzt und die Erwägung über die weitern kriegerischen Maaßnahmen unter ruhiger und allseitiger Theilnahme aller weisen Männer seines Volkes vorgenommen werden müsse, das weitere unbedachte Vordringen aber nicht in das Belieben der heißen Kampfbegierde des als besonnen noch nicht bewährten Heißspornes Lautaro gestellt werden dürfe, ließ diesem durch einen besondern Abgeordneten seinen Dank für den herrlichen Sieg und die erfochtenen großen Vortheile abstatten, ihm aber zugleich den Befehl zugehen, mit seinem ganzen Heere augenblicklich nach dem Thale von Arauco aufzubrechen, wo ein großer Volkstag anberaumt war. Lautaro folgte in gehorsamer Hingabe an den Willen seines Oberfeldherrn, der ihn auf das Freundlichste, Ehrenvollste und mit großer Festlichkeit empfing und wahrhaft brüderlich ohne allen Ruhmesneid aufnahm. Bald hatten sich auch alle übrigen Caziken eingefunden.

Gastfreundin bewegte, in andächtiger stiller Theilnahme deren erhebenden Schmerz ehrte, ja, ich darf sagen, mitfeierte. Von dem erhabenen Eingange an: „Die ewige Ruhe gieb ihnen, o Herr, und das ewige Licht leuchte ihnen!" der nachher in Stufen-Psalmen sich wiederholt, war sie mit unverwandter Aufmerksamkeit der heiligen Action vor dem Altare gefolgt bis zum Schlußgebete. Es wurde ihren mitfühlenden Sinnen deutlich, wie mit den ehemals treu und innig liebenden Herzen, welche hienieden für uns zu schlagen aufgehört und der Verwesung Preis gegeben worden, die innige Gemeinschaft nicht aufgehoben, das heilige Seelenband nicht abgeschnitten ist. Es kam in ihre eigene Seele eine Ahnung von der Wahrheit der Versicherung, die sie vom Pater Jago vernommen, daß wir durch Christus mit den Todten in fortwährender Verbindung stehen und der lebendige Verkehr, das Gespräch der Liebe, das Gebet und Flehen für einander immer und immer fortbestehet. Malaja nahm daher mit einer ihr selber auffallenden Wärme Theil an dem Flehen, daß Gott, wofern die Entschlafenen noch nicht eingegangen sein sollten in den Frieden, sich ihrer erbarmen möge, erbarmen möge der Vater, der sie erschaffen, erbarmen der Sohn, der sie erlöset, erbarmen der Geist, der sie geheiligt, erbarmen die heilige Dreifaltigkeit, welche sie geglaubt und bekannt, der barmherzige Gott, auf den sie gehofft, der gütige Gott, den sie von ganzem Herzen geliebt, der heilige Gott, den sie angebetet, und dem sie in herzlicher Hingabe

gedient. Bereitwillig schloß sie sich dem Gebete an, worin die Heiligen des Himmels, die Auserwählten Gottes und die Engel aufgefordert werden, ihre Bitte mit derjenigen der Hinterbliebenen, daß Gott sich der Abgeschiedenen erbarmen möge, zu vereinigen; sie sollten mit den Leidtragenden zu Gott flehen, daß dieser den leidenden Seelen Reinigung von ihren Makeln verleihe, daß er ihre Sündenschuld durch das Blut seines Sohnes tilge, daß er sie in ihren Leiden mit himmlischem Troste erfülle, daß er ihr frommes Rufen und Flehen nach seiner Hilfe erhöre, ihr Verlangen, ihn in seiner Herrlichkeit zu schauen, stille, daß er die Zeit der Läuterung ihrer Seelen vollende, ihre Leiden in unvergängliche Freuden verwandle, ihnen schließlich sein himmlisches Reich geben und sie als Auserwählte mit ewiger Herrlichkeit krönen möge. — Da Donna Mencia die Todtenämter, welche sie ihren Entschlafenen weihete, wiederholen ließ, so war Malaja die Gelegenheit geboten, die Tiefe und Trefflichkeit dieses frommen Brauches nach allen Richtungen hin zu ermessen. Sie empfand, wie tröstend es für die Hinterbliebenen sein müsse, durch diesen Cult der Verstorbenen so manche Schuld, wenn nicht tilgen, doch verzinsen zu können, für welche sie dem Abgerufenen noch Befriedigung zu leisten hatten. Die Liebe, die Sorge, welche die Heimgegangenen den Zurückgebliebenen gewidmet, können diese nun nicht mehr den Lebenden vergelten, die harte Rede, die lieblose Begegnung, welche jene unverbüßt in's Grab

nahmen, sind nicht wieder an den Lebenden gut zu machen. Als ein Tilgungsmittel aller solcher Schulden bietet sich das Gebet und das Opfer für die Verstorbenen dar, denen wir auch noch im Jenseits durch diese unsere liebreiche Fürsorge zu Hilfe kommen können. Pater Jago unterließ nicht, Malaja in diesen heilsamen Betrachtungen kräftig zu unterstützen, und ihr das Verständniß der frommen Uebung immer mehr aufzuschließen. Nicht wenig trugen zur Erhöhung des heilsamen Eindruckes dieser erhebenden Feier und dazu, daß derselbe recht eindringlich, fruchtbar und bleibend auf Malaja wirkte, die äußern Veranstaltungen bei, welche sie dabei treffen sahe. Die Entkleidung der Kirche von ihrem äußern Schmucke, der schwarze Behang des Altares, des Priesters Trauergewand und der Sarg, der mitten in der Kirche aufgestellt war, umstellt von Kerzen, welche die Embleme des Todes beleuchteten, die an seiner dunkeln Decke zu schauen waren, drangen ihrem Herzen unwillkürlich die ernstesten Empfindungen auf und stimmten dasselbe schon durch den bloßen Anblick zur Trauer. Die langsamen und gehaltenen Töne, mit welchem die wehmüthigen Gesänge ihr Ohr berührten, vollendeten die Ablenkung des Blickes von den leuchtenden Regionen des Himmels abwärts zu den dunkeln Schatten der Unterwelt, in die freudenlose Behausung der Gefangenen, in den traurigen Gewahrsam der noch nicht geläuterten, vom Anschauen Gottes noch ausgeschlossenen Seelen. Sie überließ sich willig dem Zuge aller dieser Eindrücke,

welche als energische Bettler um reichliche Gebets-Almosen für die uns verbrüderten armen Seelen im Reinigungsorte, durch unsere Sinne hinein an unser Herz treten und dessen fürsorgliche Theilnahme in Anspruch nehmen. —

Neben der andächtigen Feier des Andenkens ihrer verewigten Theuern widmete Donna Mencia, die ihr von der Regierung ihres Hauses, dessen unumschränkte Souveränin sie durch den Tod ihres Gemahles geworden war, übrig bleibende Zeit der Aufführung und Einrichtung des Klosters, das sie den vom Pater Jago aus Spanien verschriebenen Clarissinnen zu übergeben gedachte, unter denen sie selbst nach Beschickung ihres Hauses den Rest ihrer Lebenszeit hinzubringen, beschlossen hatte. Es konnte zwar leicht noch ein Jahr darüber verstreichen, ehe nach einer mäßigen Berechnung des Ganges der Briefe, der in Spanien zu fassenden Beschlüsse, der erfoderlichen Ausrüstung und Reise, die erwarteten Clarissinnen in Imperial einzutreffen im Stande sein mochten. Allein Donna Mencia, deren praktischer Sinn die goldene Wahrheit des Sprüchleins: Gut Ding will Weile haben, beherzigte und schon oft genug erfahren hatte, daß man niemals sicherer und auch wohl nie schneller zum Ziele komme, als wenn man sich die nöthige Zeit nehme, unterließ nicht, die Vorbereitungen sofort zu beginnen, nachdem ihr Entschluß einer solchen Klosterstiftung fest stand. Malaja ging ihr dabei erfolgreich zur Hand. So war ein großer Theil des Jahres bald genug

verstrichen. Obwohl sie vom Pater Jago sich oft genug von der Aufgabe, Beschaffenheit und Einrichtung seines Ordens hatte erzählen lassen, wozu die fortwährend aus Spanien eintreffenden Nachrichten über die Reformation dieses Ordens durch den hl. Petrus von Alcantara häufiger Anlaß gaben, und sich von dem Mönchsleben eine ziemlich deutliche Vorstellung machen konnte, so war Malaja doch die Vorstellung eines weiblichen Ordens so wenig geläufig, daß sie den Pater darüber mit mancherlei Fragen anging. Derselbe machte ihr bemerklich, wie sie schwerlich einen vollständigen oder auch nur ihr genügenden Begriff von Donna Mencia's Vorhaben würde fassen können, wenn sie den Gegenstand nicht im lebenvollen Bilde einer bestimmten Klosterfrau auffaßte. Er hatte ihr deßhalb die Geschichte der heiligen Clara zu erzählen versprochen. Malaja konnte die Zeit kaum erwarten, wo der Pater sein Versprechen lösen würde und lag ihn mehrmals darum an. Sie fühlte sich von einem tiefen Verlangen nach der Kenntniß vom Leben dieser Heiligen ergriffen, welches von der Neugierde, die sie andern unbekannten Gegenständen, die ihr Interesse in Anspruch nahmen, zuwendete, gar sehr verschieden war. Ein so zu sagen heiliger Reiz trieb sie unabläßig an, von der frommen Jungfrau zu hören, welche die geistliche Frauengenossenschaft gestiftet, der ihre Freundin, ihre Wohlthäterin sich zeitlebens zugesellen wollte. Sie begriff nicht, wie sie die Trennung von dieser Frau, an welche sie mit wahrhaft kindlicher Anhänglichkeit sich angeschlossen

hatte, würde ertragen können. Schon oft hatte sie darüber nachgedacht, wie es doch zugehe, daß sie davor zittere, aus der Gemeinschaft mit den Personen, unter denen sie jetzt lebte, hinweggenommen und wieder in die verwandtschaftlichen Verhältnisse zurückzuzutreten, denen sie durch Geburt und Natur angehörte, namentlich zu ihrem alten, sonst so sehr von ihr verehrten und geliebten Vater Colocolo. Sie konnte sich den Grund nie erklären. Der aber, welcher „Herzen und Nieren erforschet" wußte es, denn er hatte, als man ihm meldete, seine Mutter und Brüder stünden draußen und suchten ihn, indem er auf seine Jünger zeigte, geantwortet: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder, denn wer immer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, derselbe ist mir Bruder, Schwester und Mutter." Er hatte auch die Versicherung gegeben: „daß wer immer sein Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um seines Namens willen verlasse, werde Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen." Malaja, welche die Wahrheit des Ausspruches des Psalmisten erfuhr: „Siehe! Wie schön und lieblich es ist, wenn Brüder beisammen wohnen," befand sich gewissermaßen auf dem Standpunkte der Erfüllung der Zusicherung, welche der Herr Abraham gegeben, indem er gesprochen (Genesis XII. 1): „Geh' aus deinem Lande und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause und komm in das Land, das ich dir zeigen will." Sie

lebte unter Menschen, welche es sich zur Aufgabe gemacht, den Willen des Vaters Christi im Himmel zu thun und die deßhalb Christi nächste Anverwandte und rechte Söhne und Töchter Gottes waren. Unbewußt von demselben Geiste getragen, dessen unwiderstehliche Atmosphäre auch sie ergriffen, fühlte sie in unbegriffener Gnade sich in der gleichen Genossenschaft und hinaufgehoben und hinausgerückt über die nur natürlichen Bande, die ihre Gefangenschaft zeitweilig auch äußerlich aufgehoben hatte. Ja sie empfand in ihrer unerkannten Sehnsucht nach dem Christenthume, in welcher ihr durch eine zuvorkommende Gnade schon ein großer Theil der hundertfältigen Ernte zugefallen war, die Christus denen verheißt, die um seinetwillen jener natürlichen Bande entsagen, schon den beseligenden Besitz dieser Ernte, deren Süßigkeit sie über den Schmerz erhob, den die Unterbrechung und Zerreißung jener natürlichen Beziehungen zu hinterlassen pflegt. Hatte sie denn nicht im Pater Jago einen Ersatz für ihren leiblichen Vater und noch obenein in Donna Mencia und deren Kindern einen Zusatz von Liebe, die sie im verwaisten und mutterlosen Hause des Vaters vergeblich gesucht haben würde? Kurz Malaja war unter den steten Einflüssen einer sorgenden, pflegenden, hüthenden, lehrenden Liebe, durch den täglichen Anblick trefflicher und musterhafter Vorbilder gewissermaßen bewußtles eine Christin und mit dem Geiste des Christenthums durchdrungen, ohne es zu ahnen. An ihr war jene ächte, einfältige Proselytenmacherei

vollzogen, welche unwiderstehlich durch die Kraft der Nacheiferung in dem willigen Aufnehmen edler Vorbilder wirkt. Von dem Geiste erfüllt, dessen Abglanz sie im ganzen Thun und Lassen aller Mitglieder von Donna Mencia's Hause gewahrte und der überall unsichtbar hielt und trug, konnte sie sich nicht beruhigen, bis Pater Jago sein Versprechen hinsichtlich seiner Erzählung von der heil. Clara gelöst. Das Haus, welches Donna Mencia bewohnte, lag auf der Landspitze, an welcher die Flüsse Cauten und Puren ihre Gewässer vereinigen und hatte einen Altan nach dieser Wasserseite hinaus, auf welchen Donna Mencia mit den Ihrigen in den Früh- und Nachmittagsstunden der Luftfrische sich zu erfreuen pflegten. Oft ließen sie sich ohne besondere Gespräche zu führen, von dem Geplätscher der unter ihnen auf einander stoßenden Wellen unterhalten und sahen sinnend hinüber nach dem dichten Walde, der mit seinem frischen grünen Laube sich auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses erhob. Die Seevögel, welche stromabwärts den Wasserlauf zu verfolgen sich gewöhnt und dem fischreichen Flusse manchen seiner gefloßten Bewohner, welcher verwegen das Haupt über die Fluthen zu erheben sich unterstand, hinwegfingen, bildeten den Gegenstand ihrer stummen Unterhaltung. Diese Vögel wetteiferten im Fluge und der Geschicklichkeit im Fischfange miteinander und konnten durch die Mannichfaltigkeit ihrer Bewegungen und Künste die Aufmerksamkeit Stunden lang fesseln. Auf diesem Balcon stand an einem schönen

Nachmittage eine mannichfaltige Auswahl wohlschmeckender Chilesischer Früchte aufgetragen. Malaja hatte dieselben zierlich geordnet und mit ihrem einfachen Sinne ein lieblich anzuschauendes Naturkunstwerk geschaffen. Sie saß mit ihren Hausgenossinnen unter dem Baldachin, mit dessen Fransen ein leises Lüftlein sein kosendes Spiel trieb. Malaja's Blicke schauten erwartend den Cauten entlang. Endlich vernahm man Ruderschlag. Lebhaft sprang Malaja auf von ihrem Sitze und rief: ach! da kömmt er. Sie eilte die Stiegen hinab und half dem Pater Jago aus dem Nachen, mit welchem er unweit der Hausthür angelandet war. Er hatte eine kranke Araucanerin, deren Hütte im Walde eine kleine halbe Stunde weit den Fluß hinauf belegen war, besucht und derselben sammt den von Donna Mencia durch ihn übersendeten Erquickungen, seine Theilnahme und einen heilenden von ihm aus Kräutern verfertigten Trank überbracht. Mit guten Hoffnungen von der Kranken geschieden, brachte er ein fröhliches Gesicht heim und ließ sich willfährig von Malaja's leitender Hand die Stiegen hinaufführen auf den Balcon, wo ihn die geschmackvolle Fruchtanordnung angenehm überraschte, weil er darin die wohlwollende Aufmerksamkeit der jungen Araucanerin für ihn richtig alsbald herausfühlte. Er ließ sich die Erfrischungen, auch die aufgetragenen Früchte trefflich munden und foderte Malaja freundlich auf, ihm zu sagen, wie er ihr für jene Aufmerksamkeit sich dankbar erweisen könne. „Hochwürdiger Vater," entgegnete

Malaja bescheiden den Blick senkend, „ihr verspracht mir die Erzählung vom Leben der heiligen Clara. Löset jetzt euer Versprechen und ich werde euch herzlichst dafür verbunden sein.“ „Thut es, Pater Jago,“ pflichtete Donna Mencia ihrem Schützlinge bei. „Mich gelüstet selbst die Geschichte noch einmal zu hören.“

„Nun, so sei es denn,“ sprach der ehrwürdige Jago. „Du hast meine liebe Malaja schon so viel vom heil. Stifter des Ordens, dem ich anzugehören das Glück habe, vernommen, daß dir noch wohl bekannt sein wird, wie das Städtchen Assisi in Umbrien nicht nur die Stätte seiner Geburt, sondern auch der Hauptschauplatz seines heil. Lebens und seiner Thaten ist. Elf Jahre nach ihm erblickte in dieser Stadt auch die heil. Clara zuerst das Licht dieser Welt. Sie war von adlicher Abkunft. Ein Ritter Sciffi war ihr Vater und Donna Ortolana ihre Mutter. Ortolana ist die italienische Bezeichnung einer Gärtnerin. Sie war es, welche eine der zartesten und lieblichst duftenden Blumen in den heil. Garten der Kirche verpflanzte. Dieses schönen Berufes hatte sie sich durch ein mit allen Werken der Barmherzigkeit reich verziertes Leben würdig gemacht. Auch war sie aus glühender Liebe zu Jesus Christus nach Jerusalem gepilgert, um die Orte zu besuchen, welche durch das Leben und Sterben unseres Heilands geheiligt sind. Ehe sie ihres Töchterchens genas, betete sie eines Tages zu Gott um eine glückliche Niederkunft. Eine Stimme rief ihr zu: Weib, fürchte nichts. Gefahrlos wirst du von einem

Lichte entbunden werden, welches den Erdkreis erleuchten wird. In froher Zuversicht auf die Erfüllung dieser Verheißung nannte sie die glücklich geborene Kleine die Leuchtende (Clara). Still, verborgen, rein und liebevoll war dieses glückseligen Kindes früheste Jugend. Dieselbe ward ihm eine liebliche Vorbereitung zur göttlichen Gnade. Mit Energie brach der Geist der Andacht in ihm hervor, nachdem sie zu denken angefangen. Während andere Kinder spielten, betete dieses. In Ermangelung eines Rosenkranzes zählte sie ihre Gebete mit einem Haufen kleiner Steine. Die zärtlichste Verehrung für die unbefleckte Mutter Gottes erfüllte sie mit jenem hohen Sinne jungfräulicher Reinheit, welcher der strahlende Diamant im Diademe ihrer heiligen Tugenden ward. Den reichlichsten und besten Theil seiner Speisen zog sich das fromme Kind ab und steckte denselben heimlich Darbenden zu. Mit jedem Jahre an Vollkommenheit gewachsen, fühlte sie eine Abneigung gegen die Welt und deren Reize. Sie gewann dagegen die Zurückgezogenheit von der Welt immer lieber und suchte häufig in der Einsamkeit die Wonne beseligender Zwiegespräche mit Gott auf. Unter ihrer Kleidung trug sie stets einen Bußgürtel. So schön ihr Antlitz war, wurden doch dessen äußere Reize von der daraus hervorstrahlenden Bescheidenheit weit überglänzt. Früh verlobte sie sich dem Erlöser und nahm ihn zum ausschließlichen und unzertrennlichen Bräutigam ihrer keuschen Seele an. Der Ruf des heiligen Franziscus berührte sie mit einer begeisternden

Wirkung. Sie mußte ihn sehen, ihn hören, sich mit ihm berathen, wie sie Gott sich auf die vollkommenste Weise widmen möge. Sie war ihm aber schon nicht unbemerkt geblieben. Mit einer Anverwandtin Donna Guelfucio, einer klugen und zuverlässigen Frau begab sich Clara insgeheim nach Santa Maria von den Engeln oder der gefeierten Portiuncula, wo Franziscus seinen Aufenthalt genommen hatte, um sich mit demjenigen zu besprechen, welcher in diesem Leben ihr Vater und im Himmel ihr ewiger Freund sein sollte. Unter den Ergießungen einer heiligen Vertraulichkeit erfüllte Franziscus ihre Seele mit Sehnsucht nach dem klösterlichen und armen Leben, und nach den unauslöschlichen Freuden der innigsten Vereinigung mit dem göttlichen Bräutigam keuscher und gläubiger Seelen. Es ward der nahe bevorstehende Fastensonntag (des Jahres 1212) zum Abscheiden Clara's aus dem Weltleben bestimmt. Mit ihren kostbarsten Gewändern geschmückt, begab sich Clara an diesem Tage in die Domkirche, in welcher die Frauen aus des Bischofs Händen am Altare geweihete Palmen empfingen. Als Clara in jungfräulicher Schüchternheit an ihrem Platze auf den Knieen liegen blieb, stieg der Bischof die Altarstufen herab und gab ihr die Palme in die Hand. Durch eine geheime Thür verließ sie am nämlichen Abend geschmückt, wie sie war, das Vaterhaus und ward zu Maria, von den Engeln, von den zur Feier des Nachtgottesdienstes versammelten Geistlichen mit brennenden Kerzen empfangen. Franziscus schnitt ihr

vor dem Altare der unbefleckten Maria die Haare ab und bekleidete sie mit dem Gewande der Buße. Alles, was sie an Kostbarkeiten mitgebracht hatte, ward unter die Armen vertheilt. Franziscus führte die aus der Welt Geschiedene in das Kloster der Benedictinerinnen. Hier hatte sie harte Kämpfe von ihrer Familie zu ertragen. Die Verwandten drangen mit Gewalt in's Kloster, um sie demselben zu entreißen. Mit der einen Hand den Altar umfassend und mit der anderen ihr abgeschnittenes Haar zeigend, rief Clara aus: „Wisset, daß ich nie einem andern Bräutigam als Jesu Christo mich weihen, nie ein anderes Gewand mehr tragen werde, als dieses Kleid der Buße." Gott war ihre Stärke und sie ging siegreich aus allen diesen Kämpfen hervor. Noch nicht drei Wochen, befand sich Clara in diesem Kloster, als ihre jüngere Schwester Agnes, der sie mit zärtlicher Liebe zugethan war, im Kloster erschien, ihr um den Hals fiel und sprach: „Liebe Schwester, ich will mit dir Gott dienen," worauf Clara unter einer in freudiger Aufwallung ihr gewährten Umarmung erwiederte: „Liebe gute Schwester, ich danke Gott, daß er meinen heißesten Wunsch erfüllt hat." Hierüber wurden die Anverwandten noch schlimmer erbittert. Mit einigen befreundeten Rittern suchten sie Agnes auf und erfüllten das Kloster mit Geräusch und Entsetzen. Einer der Ritter ergriff die zarte Jungfrau bei den Haaren, mißhandelte sie mit Schlägen und riß sie zum Hause hinaus. Durch ein Wunder, dessen Zeugen alle Verwandten waren, ward Agnes, während

Clara in einem kurzen, aber inbrünstigen Gebete ihre Hilfe bei Gott suchte, unbeweglich. Jene erkannten die Hand Gottes und ließen von der Verfolgten ab. Diese eilte zur Schwester zurück. Franziscus bekleidete auch sie mit dem Gewande der Buße und ließ ihr zur Erinnerung des sanftmüthigsten Lammes, welches für die Sünden der Welt aufgeopfert worden, ihren alten Namen. Beide nahmen nun ihren Aufenthalt in den stillen Mauern von St. Damian, in welchem unter der Leitung des heil. Franziscus der Orden der Franziscanerinnen entstand. Schon in den ersten drei Jahren vermehrte sich Clara's Familie wunderbar. Auch ihre jüngste Schwester Beatrice widmete sich Gott. Als ihre Mutter Ortolana Wittwe geworden war, schloß sie sich den drei Töchtern an. Bald schlug dieses Heer frommer Frauen, Königinnen und Fürstinnen an seiner Spitze, unter dem Namen der armen Clarissinnen seine Zelte in ganz Europa auf. Wenn Franziscus eine neue Gemeinde heil. Jungfrauen gründen wollte, sendete er eine seiner ältern Töchter von San Damian aus, um in der jungen Colonie das Kreuz mit der Liebe zur evangelischen Armuth aufzupflanzen. Clara sah sich durch das Vertrauen ihrer Mitschwestern bald zur Oberin derselben berufen. Sie betrachtete dieses Amt als einen Beweggrund noch strengerer Verbindlichkeit, demüthiger, ärmer, noch mehr abgetödtet und eifriger zu sein, als alle ihre Schwestern. Sie unterrichtete dieselben nicht allein durch ihre Gespräche, die mit dem erquickenden Safte der gött-

lichen Lehre angefüllt waren, sondern und mehr noch durch ihr fortwährendes Beispiel christlicher Tugenden. Ihre Bescheidenheit blieb im Mittelpunkte dieses Seelenreiches so groß, daß man nur einmal im Leben die Farbe ihres Auges wahrnahm, als sie es erhob, um vom Papste den Segen zu verlangen. Obgleich Oberin, betrachtete sie sich stets als Magd der Mägde Gottes, pflegte vorzugsweise die Kranken und verrichtete im Kloster die niedrigsten Dienste. Den Andern überließ sie die leichtern und angenehmern Geschäfte. Ihre Abtödtungen waren außerordentlich. Schuhe trug sie niemals. Ihren Leib deckte ein Habit vom gröbsten Stoffe. Ihr Lager waren trockene Reben. Sie gönnte sich auf denselben nur ein Paar Stunden Schlaf. Schmerzen hatte sie sich für nichts zu achten gewöhnt. Ja, wenn dieselben am heftigsten waren, glänzte die heilige Lust Gottes, von welcher ihre Seele überströmte, auf ihrem ruhigen Antlitze. Auf ihrem Schmerzenslager, das sie in achtundzwanzig Jahren wenig verließ, spann sie Leinengarn von besonderer Feinheit. Aus der davon gewonnenen zarten Leinwand verfertigte sie fünfzig Paar Meßtücher, welche sie in Ueberzügen von Seide und Purpur den armen Kirchen im Thale von Spoleto und im Gebirge von Assisi übersandte. So gab sie ihre tiefe Verehrung des heiligsten Altars-Sakramentes kund. In einer Christnacht lag sie krank und allein mit ihren Schmerzen auf dem Bette, während alle Nonnen in der Kirche versammelt waren, um mit

den Engeln ihre Freudengesänge über des Heilandes Ankunft zu vereinigen. Vom Wehe darüber ergriffen, daß sie dem Sangesjubel nicht beiwohnen könne, sprach sie seufzend: „O mein Gott! Siehe, wie ich verlassen bin!“ Der, für den es nicht Raum und Ferne giebt, öffnete augenblicklich das Ohr der Kranken und sie vernahm den Gesang der Brüder, welche in der Kirche Santa Maria von den Engeln die Tagezeiten sangen. Als ihre Töchter sie am Morgen besuchten, rief sie: „Gesegnet sei mein Herr Jesus Christus, der mich in meiner Verlassenheit nicht verließ!“ Die Kraft der Gebete einer so innig mit Gott verbundenen Seele erwies sich auch noch anderweit. Die Saracenen drangen einst feindlich in das Thal von Spoleto ein und schwärmten bis an die Thore von Assisi. Mit wildem Geschrei und mit wüthenden Drohungen machten sie Anstalt in das auswärts liegende Kloster San Damian einzubrechen. Die Nonnen, von unnennbaren Schrecken ergriffen, flohen an das Bett ihrer kranken Oberin. Clara erhob sich, ergriff die Monstranz von Elfenbein und Silber, in welcher die heilige Hostie war und stellte sie im Angesichte des Feindes auf die Schwelle der Klosterpforte. Mit dem Antlitze in den Staub gebeugt, flehete sie mit überströmenden Thränen: „O mein Gott, willst du deine schutzlosen Mägde, die ich in der heiligen Liebe zu dir aufgezogen habe, den Händen der Ungläubigen überantworten? Schütze sie, o mein Gott, weil ich, ihre Mutter, in so großer Gefahr nichts vermag.“ Da hörte sie eine

Stimme, wie die Silberstimme eines kleinen Kindes, sagen: „Ich werde euch immer beschützen." „Herr," fuhr Clara fort, „wenn dieß dein heiliger Wille ist, so erhalte die Stadt Assisi, die uns aus Liebe zu dir ernährt." Und Gott antwortete: „Diese Stadt wird viel leiden, doch wird meine Gnade sie schirmen." Clara erhob ihr Haupt und tröstete ihre Töchter: „Meine Lieben, glaubet fest an Christus, ich bin gewiß, daß uns nichts Böses widerfahren wird." Von einem jähen Schrecken ergriffen, verließen die Saracenen, welche die Mauern bereits erstiegen, ihren Standort und ihre Schaaren zogen sich zurück. Ein anderes Mal bedrängte Vitalis von Aversa, ein kaiserlicher Feldherr, die Stadt Assisi. Nachdem er die Umgegend verwüstet, hatte er geschworen, nicht eher abzuziehen, als er Meister der Stadt geworden. Clara, welche dieses vernommen, ward tief betrübt und sprach zu ihren Töchtern: „Liebe Schwestern, wir erhalten von dieser Stadt täglich, was wir bedürfen. Es würde sündhaft sein, wenn wir sie in dieser höchsten Noth nicht nach Kräften unterstützten." Alle bestreuten nun ihr Haupt mit Asche und beteten mit aller Kraft und glühender Andacht um die Befreiung der Stadt zu Gott. Sie wurden erhört. Vitalis von Aversa ward unvermuthet von einem Hilfsheere zurückgedrängt und durch einen baldigen Tod an Erfüllung seines leichtfertigen Schwures von der Hand der Allmacht verhindert. Dem heiligen Franciscus lag es sehr am Herzen, die wichtige und fruchtbringende

Anstalt, welche seine heilige Freundin so musterhaft leitete, auch zu einer dauernden zu machen. Er sammelte deßhalb die gottseligen Traditionen, auf denen sie beruhete, und vereinigte dieselben zu einer heiligen in zwölf Capitel eingetheilten Regel, von welcher ich Euch, meine theuern Töchter, soweit sie unsere Heilige näher charakterisiren, einige Einzelheiten mittheilen will. „Wer, von Gott erweckt, dem klösterlichen Leben der Clarissinnen sich zu widmen wünscht, wird von der Oberin, wofern die Mehrzahl der Schwestern beistimmt und der Cardinal-Protector es gestattet, angenommen. Vor Verleihung des Habites findet eine genaue Prüfung über die katholische Glaubenslehre und die heiligen Sakramente statt. Die weltlichen Angelegenheiten der Aufzunehmenden gehen das Kloster durchaus nichts an. Hat jene ihr Besitzthum verkauft und den Erlös unter die Armen vertheilt, so werden ihr die Haare abgeschnitten und sie erhält drei Leibröcke und einen Mantel. Nur in der äußersten Noth darf sie das Kloster verlassen. Sie soll bedenken, wie sie stets die dürftigsten und geringsten Gewänder zur Erinnerung des süßesten Jesuskindes trägt, das bei seiner Geburt in die dürftigsten Windeln gewickelt und in die Krippe gelegt ward. Zum Zeichen der Anhänglichkeit an die heilige römische Kirche beten die Nonnen das römische Brevier in Gemeinschaft. Von den strengen und häufigen Fasten kann die Oberin Kranke und Schwache lossprechen. Eine wie große Gewalt der Oberin auch eingeräumt

worden, so gewähret ihr die Verfassung doch keinerlei Mittel, das einen ungemessenen Ehrgeiz oder Ausschweifungen eines despotischen Hochmuthes begünstigen könnte. Erkennen die Schwestern, daß eine zur Oberin gewählte dieses Amtes unwürdig oder dazu unfähig und zur Förderung des Dienstes Gottes und ihres Klosters nicht geeignet ist, so sollen sie alsbald eine andere wählen. Die Oberin soll mehr durch Tugend und heilige Sitten, als durch ihre Würde die erste sein, damit die Schwestern, durch ihr Beispiel angeregt, ihr mehr aus Liebe, denn aus Furcht gehorchen. Sie tröste die Leidenden und Betrübten und sei bei dem Gottesdienste allezeit die erste. Wenigstens einmal im Monate soll sie die Schwestern zum öffentlichen Sündenbekenntnisse im Capitel versammeln. Dann werden auch die Angelegenheiten des Hauses berathen, weil Gott seinen Geist oft den Geringsten der Gemeinde mittheilt und schenkt. Das Stillschweigen, welches die Regel fordert, wird nur für eine Stunde des Tages aufgehoben. Im Krankenhause dagegen darf eine bescheidene Unterhaltung der Schwestern sowohl zum Frommen des Dienstes, als zur Ermunterung der Kranken Statt haben. Die Schwestern, denen Gott das Geschick zur Arbeit verliehen hat, dürfen in anständiger Weise davon Gebrauch machen, allein nur im Sinne ihres Gelübdes und zum gemeinsamen Besten. Der Ertrag muß an's Capitel abgeliefert werden. Was sich vor allem Andern in dieser Regel bemerklich macht, ist die Liebe der Armuth und

das freudige Hingeben an eine unbedingte Selbstverläugnung. Die Nonnen, so fordert Clara in der Regel, können sich nichts aneignen. Sie sollen Gott auf dieser Welt dienen als Pilger und Fremdlinge, in aller Armuth und Niedrigkeit, vertrauensvoll ihr Almosen suchend. Und sie sollen sich dessen nicht schämen! Hat sich doch unser Herr Jesus Christus auf der Welt arm gemacht zu unserm Heile. O meine geliebten Schwestern, ihr Erben des Himmelreiches, es ist die Erhabenheit dieser geheiligten Armuth, die Euch begründet."— In Folge von Clara's beständigen Bitten und Betreiben ertheilte ihr Innocenz IV. das Vorrecht beständiger Armuth, das einzige, welches beim heiligen Stuhle noch niemals nachgesucht worden war. Damit diesem neuen und ungewöhnlichen Begehren auch eine neue und ungewöhnliche Gunst entspreche, schrieb der Papst mit eigener Hand den ersten Buchstaben der darüber ausgefertigten Urkunde. Ich habe mir dieselbe als ein ehrwürdiges Denkmal des in unserm Orden gepflegten Geistes auf das leere Blatt vor meinem Breviere abgeschrieben und bin daher, meine aufmerksamen Töchter, im Stande, Euch dieses anziehende Schriftstück vorzulesen." Donna Mencia bat sehr dringend, daß Pater Jago seinen Zuhörerinnen das Breve vorlesen möge. Der Pater willfahrte der Bitte und las:

„Innocenz, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, „seiner vielgeliebten Tochter in Christo, Clara, und „den andern Schwestern des Klosters von San Da-

„nian zu Assisi Heil und apostolischen Segen! Weil
„es euer Verlangen ist, euch Gott allein zu widmen,
„allen zeitlichen Dingen zu entsagen, indem ihr eure
„Besitzthümer verkauft und den Ertrag unter die Ar=
„men vertheilt, um in vollendeter Selbstentblößung
„dem göttlichen Armen nachzufolgen, welcher der
„Weg, die Wahrheit und das Leben ist, so wird euch
„nichts von diesem heiligen Entschlusse abwendig
„machen können. Denn der himmlische Bräutigam
„hat seine linke Hand unter euer Haupt gelegt, um
„die große Schwäche eures Leibes, welchen ihr mit der
„vollen Gluth des Eifers und der Liebe dem Gesetze
„des Geistes unterworfen habt, zu unterstützen, und
„der Herr, der die kleinen Vögel nährt, der die Erde
„mit Blumen und Grün bekleidet hat, wird auch euch
„wohl bis zu jenem Tage nähren und kleiden können,
„an welchem er sich euch zur ewigen Speise schenken
„und in seiner Herrlichkeit und Seligkeit mit seiner
„siegreichen Rechte euch umarmen wird. Nachdem ihr
„nun ein Privilegium der sehr erhabenen Armuth von
„uns verlangt habt, so gewähren und bewilligen wir
„euch durch Gegenwärtiges, daß ihr niemals und von
„Niemanden, wer es auch sein möge, zur Annahme
„oder zum Behalten zeitlicher Güter genöthigt werden
„könnet. Und wenn einige unter den Schwestern die
„Regel nicht beobachten können, so sollen sie mit euch
„nicht zusammenwohnen, sondern in ein anderes Klo=
„ster ziehen; und Niemand soll es wagen, in dieser
„Hinsicht eure Gemeinde zu beunruhigen. Wenn aber

„Jemand, sei er geistlich oder weltlich, der diese un-
„sere Verordnung kennt, kühn genug wäre, dagegen
„zu handeln, und wenn er seinen Fehler nach drei-
„maliger Warnung nicht wieder gut machte, so soll
„er seines Amtes, seiner Würde, seiner Ehrentitel be-
„raubt und aus der Gemeinschaft der Gläubigen ver-
„wiesen werden. Mit Jenen aber, die euch alle in
„Jesus Christus lieben, und euern Orden und ins-
„besondere das Kloster San Damian, mit ihnen sei
„der heilige Frieden Gottes, und mögen sie am Tage
„des Gerichtes die ewige Seligkeit zum Lohne finden!"

Nachdem der Pater bis hieher gelesen, sprach er weiter: „Nichts hat Clara in ihrem Leben wohl höher erfreuet, als dieses mit der Standhaftigkeit ihrer Bitten dem heiligen Vater abgerungene Privilegium, das wohl seines Gleichen in der Welt auch heute noch nicht haben dürfte. — Nach vierzehn Jahren einer segensreichen Verbindung mit Clara starb unser heiliger Vater Franciscus. Seine verwaiste Freundin regierte, unterrichtete und beschützte ihren Orden der armen Frauen mit der Hilfe Gottes und der mindern Brüder. Bei dem strengen, nur der Abtödtung gewidmeten Leben, das sie führte und dessen Erzählung den Kindern der Welt unglaublich klingen muß, ward sie mit himmlischen Tröstungen überreich begnadigt. Sie genoß der Gabe der erhabensten Anschauung. Gott theilte sich ihr auf die innigste Weise mit und ließ sie oft durch seine Gegenwart schon hienieden die Freuden des Paradieses schmecken. Ihr Gebet war

eine reine hell aufsteigende und im Himmel wohl aufgenommene Seelenflamme, in welcher ihre Liebe Gottes glühend emporloderte. Darum waren auch ihre Worte Feuer und ergriffen jedes Herz. Man nannte sie nur die Geliebte Jesu Christi. „Ich lebe," rief sie öfter aus, „doch nein, ich lebe nicht mehr, Jesus Christus allein lebt in mir, seiner unwürdigen Magd." Dieser Liebe zum göttlichen Sohne entsprach auch Clara's Andacht und Verehrung zu dessen jungfräulichen Mutter. Kaum hat wohl eine andere Seele die allerseligste Jungfrau inniger und eifriger verehrt. Die Bußungen schwächten ihren Körper, nicht aber ihren Eifer. Als sie sich auf den Füßen nicht mehr zu halten vermochte, ließ sie sich zum allerheiligsten Sakramente hintragen, dessen bloßer Anblick sie schon in Verzückung versetzte. Während ihrer letzten Lebensjahre war sie den schmerzlichsten Körperleiden Preis gegeben. Nachdem sie das sechzigste Jahr erreicht, ward ihre Krankheit täglich schwerer und gefährlicher. Papst Innocenz IV. besuchte die glorreiche Kranke. Vier Cardinäle begleiteten ihn. Er näherte seine Hand ihren Lippen zum Kusse. Sie bat ihn aber demüthig, auch seine apostolischen Füße küssen zu dürfen. Der Papst stellte seinen Fuß auf einen Schemel. Sie umfaßte denselben mit unsäglicher Zärtlichkeit. Mit ihrer Bitte um Vergebung ihrer Sünden stand ihr Antlitz, das edel und rein, wie eines Engels strahlte, in merkwürdigem Contraste. Der heilige Vater, von diesem Anblick überwältigt,

antwortete auch: „Möchte es Gott gefallen, daß ich keine andere Vergebung bedürfte!“ Er gab ihr die General-Absolution und den Segen. Die heilige Communion hatte sie bereits am Vormittage aus den Händen des Provincials empfangen. Nachdem sie wieder allein war, erhob sie Augen und Hände zum Himmel und sprach zu den Schwestern: „Meine Töchter, preiset Gott für die große Wohlthat, womit er mich heute begnadigt. Himmel und Erde genügen nicht, um dieselbe zu erkennen, denn ich habe meinen Herrn und Gott empfangen und bin gewürdigt worden, seinen Statthalter zu sehen.“ Der Papst aber entfernte sich mit der Aeußerung, daß die Welt an Clara eine der größten Heiligen verliere, welche die Kirche jemals erleuchtet hätten. Das Herz aller Schwestern, welche jetzt Waisen werden sollten, war vom bittersten Schmerze durchbohrt. Nichts konnte sie vom Bette ihrer sterbenden Mutter trennen. Vor Allen war Agnes, welche von Florenz herbeigeeilt war, um ihre Schwester noch einmal zu umarmen, von tiefem Leide ergriffen. Schluchzend und in der trunkenen Verirrung ihrer Trauer rief sie: „Clara, warum lässeſt du mich doch so vereinsamt zurück?“ Die Sterbende antwortete mit engelhafter Sanftmuth: „Gute Agnes, es ist Gottes Wille, daß ich scheide. Verweile darum getrost hienieden und weine nicht, denn ich versichere dir, daß du bald wieder mit mir vereinigt sein und vor deinem Tode vom Herrn mit einer innigen Tröstung begnadigt werden wirst. Clara's Todeskampf währte mehre Tage. Immer

blieb sie während desselben eins mit Gott. Als Bruder Rinaldo sie zur Geduld ermahnte, antwortete sie: „Lieber Bruder, seitdem ich durch die Vermittelung des Dieners Gottes, des heiligen Franciscus, die Gnade meines Herrn erkannt, wurde mir keine Pein lästig, erschien mir keine Buße hart, keine Krankheit beschwerlich." Endlich dictirte sie ihr Testament, in welchem sie die erhabene Armuth als Erbin zurückließ. Sie ließ sich sodann von den mindern Brüdern vom Leiden und Sterben Christi reden, um ihren Muth zu beleben. Zu sich selbst sprach sie aber: „Ziehe fort, meine Seele, ziehe ohne Zagen, du hast einen guten Führer, um diese Reise zu machen; denn der, welcher dein Schöpfer ist, hat dich geheiligt und mit der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde dich immer bewacht. O, sei gesegnet, Herr, daß du mich erschaffen hast." Auf die Frage einer Schwester, was sie wolle, erwiederte sie: „Ich rede mit meiner seligen Seele;" und zu Agnes gekehrt, fragte sie: „Siehest du nicht den König der Herrlichkeit, meine Tochter?" Agnes blickte zur Thüre und sahe einen Zug weiß gekleideter Jungfrauen, mit goldenen Kronen auf den Häuptern, eintreten. Eine derselben erschien als die schönste, am hellsten strahlende und prachtvollste. Eine Kaiserkrone mit funkelnden Juwelen zierte sie und von ihrem Antlitze ergoß sich ein glänzendes Licht. Diese näherte sich Clara's Lager und die zwei himmlischen Seelen vereinigten sich in einem süßen Kusse. Am folgenden Tage, den 11. August 1253, ging Clara in die ewige Herrlichkeit ein.

Ihr Leichenbegängniß war ein Triumphzug. Bei der Messe sang das Volk voll innigster Andacht die Antiphon:

Sei uns gegrüßt, demüthige Mutter,
Dienerin des Gekreuzigten,
Clara, edle Jungfrau,
Schülerin des Franciscus!
Hilf uns, daß wir gelangen
Zur himmlischen Glorie. Amen.

Zwei Jahre nach dem Tode der frommen Dienerin Christi ward dieselbe vom Papst Alexander IV. der Verehrung der Gläubigen empfohlen und feierlich in das Verzeichniß der Heiligen eingetragen. „Clara," so sagt dieser heilige Vater in der Bulle ihrer Heiligsprechung, „durch glänzende Verdienste berühmt, leuchtet hell durch das Licht ihrer großen Herrlichkeit im Himmel, durch den Schein ihrer erhabenen Wunder auf der Erde . . . Sie hat wahrlich den Weinstock der Armuth in dem Felde des Glaubens angepflanzt und gebauet, von welchem volle und reichliche Früchte des Heiles eingesammelt werden . . . . Sie war die Oberste der Armen, die Führerin der Demüthigen . . . . Es freue sich darum die Mutter Kirche, daß sie eine solche Tochter geboren und erzogen, die als eine fruchtbare Quelle aller Tugenden durch ihr Beispiel viele Töchter ihres Ordens gezeugt und durch ihren trefflichen Unterricht zum vollkommensten Dienste Jesu Christi ausgebildet hat." —

Wie lange und wirksam aber auch der erhabene Geist der Stifterin und Anfängerin des Ordens unter

den Clarissinnen fortleben und durch ähnliche Seelen gepflegt werden mochte, so verlor doch der Orden der armen Frauen, welcher seiner menschlichen Seite nach doch auch nur zu den irdischen Dingen zu zählen ist, weil wir leider hienieden mit des Leibes Last beschwert, nie reine Geister sind, seine ursprüngliche Lebenskraft. Ist es doch der ganzen lieben Christenheit, die unsern Herrgott selbst zum Stifter und Anfänger hat, zu Zeiten nicht besser ergangen und große Theile von ihr, die Geistlichen nicht ausgenommen, haben im Argen gelegen und sind gewesen, als wären sie kaum der Vernunft und Sittlichkeit fähige Wesen, geschweige denn Christen. Dann hat aber Gott seiner Kirche, welche unter der Bosheit und Verdorbenheit ihrer Kinder am schwersten litt und beeinträchtigt ward, durch große und plötzliche Ereignisse, welche den Verblendeten zu Gemüthe führten, daß der alte Gott mit seiner unverkürzten Allmacht immer noch herrsche, oder durch die Leitung großer und heiliger Menschen wieder aufgeholfen, so daß sie oft unmittelbar aus tiefem äußern Elende sich zu neu strahlender Glorie von Neuem hat erheben können. Der Orden der Clarissinnen erlebte denn auch schon im zweiten Jahrhundert nach dem Tode seiner Gründerin eine solche Zeit zunehmender Erschlaffung, in welcher er dahin siechte. Gott aber, welcher Anstalten und Satzungen gleich den Pflanzen erneuert und verjüngt, ließ aus Frankreich eine Jungfrau hervorgehen, welche der heiligen Armuth den vollen Glanz ihrer Herrlichkeit

wiedergeben und den welkenden Blüthen wieder frisches Leben einhauchen sollte. Hatte er doch den anscheinend unfruchtbaren Leib einer sechzigjährigen Frau mit diesem heilbringenden Sproß gesegnet. So alt war nämlich die Mutter Coleta's aus Corbin in der Picardie, als ihr diese Tochter geboren wurde. Durch fortgesetzte, nachdrückliche und unwiderstehliche übernatürliche Mahnungen und Offenbarungen getrieben, unterzog sich diese selige Jungfrau der Wiederherstellung der armen Frauen, nachdem sie von Benedict XIII. zur General-Oberin des Ordens ernannt worden. Mit staunenswerther Standhaftigkeit trat sie allen Schwierigkeiten ihres heiligen Unternehmens siegreich entgegen. Eine Heilige schon hienieden, durchwanderte sie die ganze Christenheit und erbauete Häuser und Kirchen vom Orden der heiligen Clara. Die Anzahl der Kirchen, welche ihr ihre Entstehung verdanken, betrug dreihundert und achtzig. Gott gesegne euer Unternehmen, Señora, diese armen Frauen auch hieher in den äußersten Winkel der neuen Welt zu versetzen und denselben einen Wirkungskreis unter einer Nation zu eröffnen, welche, wenn auch durch blindes Unabhängigkeitsgefühl zur Barbarei geneigt, ihrer edeln Anlagen und Eigenschaften wegen der Wohlthaten des Christenthumes so sehr würdig ist. Ich muß euch nur gestehen, daß es mir, wenn ich von der Barbarei der Araucaner spreche, damit nicht von Herzen geht, ich vielmehr damit nur eine Redensart wiederhole, welche unter meinen Landsleuten einmal Mode

ist. Soll ich euch meine eigentliche Meinung sagen, so möchte ich, wenn ihr mich nicht für diese Aeußerung verrathen wollet, euch wohl gestehen, daß ich unter unsern Spaniern, die unersetzliche Wohlthat der heiligen Taufe abgerechnet, der Mehrzahl Glück wünschen möchte, wenn sie diesen araucanischen Barbaren glichen. Diese Aeußerung klingt zwar gar ketzerisch, allein ich würde mich an der Wahrheit versündigen, wofern ich dieselbe vor euch zurückhalten wollte. Außerdem freue ich mich, unserer Freundin Malaja diese kleine Genugthuung gewähren zu können." — Voll dankbarer Rührung erhob die junge Araucanerin ihr leuchtendes Auge zu dem liebevollen Blicke des ehrwürdigen Franciscaners, dem sie noch weit mehr, als für das ihren Landsleuten gespendete Compliment, sich durch die Erzählung vom Leben der heiligen Clara verpflichtet fühlte. Dieselbe hatte einen süßen Stachel in ihrem Herzen zurückgelassen. Verstand sie auch vieles Einzelne darin nicht, so war ihr doch das Verständniß eines leuchtenden Vorbildes heiliger, christlicher Jungfräulichkeit in einem weitern Umfange, tieferer Ergriffenheit und mit einem Nacheiferungstriebe aufgegangen, als der gute Pater es sich auch nur von ferne hätte träumen lassen können. Es war inzwischen die Sonne in den westlichen Ocean mit flammendem Lodern niedergesunken. Der Pater wollte sich erheben, um sein Brevier zu beten und dann die Ruhe zu suchen. Da vernahm man Klänge kriegerischer Musik und an der Spitze einer tapfern Schaar

rückte Don Garcias in Imperial ein, wo sich Alles beeilte, ihn auf das Freudigste zu bewillkommnen. Sein erster Gang, nachdem er die Besichtigungen und Geschäfte vorgenommen, welche ihm sein Statthalteramt auferlegte, war am Tage nach seiner Ankunft zu Donna Mencia. Obwohl dieselbe bald ein Jahr lang Wittwe war, unterließ Don Garcias nicht, ihr in verbindlichster Weise sein Beileid über den Verlust eines so hochachtbaren Gemahles zu versichern und sich in Erhebung der großen Eigenschaften und Tugenden des verewigten Aldrete zu ergehen. Sobald er erfahren, wie sie damit umgehe, in Imperial ein Clarissinnen-Kloster zu gründen, bot er Donna Mencia in herzlichster und bereitwilligster Weise seinen Beistand zur Ausführung dieses frommen Planes an. Auch er hielt sich überzeugt, daß die tapfern Bewohner des Landes, in welchem er sich jetzt befand, der Civilisation und dem Christenthume weit sicherer und nachhaltiger würden zugeführt und demselben erhalten werden können, wenn sie mit den Waffen, welche christliche Orden zu führen berufen sind, angegriffen und unter die Botmäßigkeit des christlichen Geistes gebracht würden, als wenn er sie durch Niederlagen mit dem Schwerte und dem Geschütze zu bändigen suche, obwohl er diese äußere Bändigung für eine nothwendige Voraussetzung der andern hielt. Hierüber entspann sich zwischen Donna Mencia und ihm eine Meinungsverschiedenheit, welche, obwohl wir sie als eine Heroine in Concepcion haben kennen lernen,

doch durch die seitherigen Erlebnisse milder gestimmt und durch reiflicheres Nachdenken eines Bessern belehrt, von der mit Waffengewalt erzwungenen Unterwerfung der Araucaner sich wenig Vortheile für die Annahme der christlichen Religion versprach, wobei sie auf eine feine und liebevolle Weise darauf hinzuzielen suchte, daß, wie überhaupt, so am wenigsten aber bei den Araucanern durch kriegerische Grausamkeit und Blutvergießen für die Religion der Liebe eine entsprechende Vorbereitung gewonnen werden könne. Als sich der Statthalter auf die Unterjochung der Sachsen durch Carl den Großen berief, welcher durch lange und blutige Kriege der Kirche Christi unter diesem edeln Volke, das er den Araucanern verglich, eine so sichere Grundlage gegeben, daß sie schon nach hundert Jahren in herrlichster Entwickelung gestanden und die Sachsen vom wahren Geiste Christi ungeachtet der empfangenen Bluttaufe durchwehet worden seien, entgegnete Donna Mencia, sie sei der Weiterführung der Unterhaltung mit ihrem Gaste nicht mehr gewachsen, da er dieselbe durch historische Anführungen auf das gelehrte Gebiet hinübergeführt, auf welchem Damen nicht heimisch seien. „Erlaubt mir, Señor," sprach sie, „daß ich mir deßhalb einen männlichen Beistand erwähle." So wußte sie den Pater Jago, der bisher nur bescheiden von ferne der Unterhaltung lauschend gefolgt war, in dieselbe hineinzuziehen. Sie forderte ihn auf, seine Meinung zu sagen. „Nur in der Voraussetzung, daß ich nicht etwa zur Abgabe eines Richterspruchs

aufgefordert werde, darf ich hier mitsprechen. Denn als ein Sohn des heiligen Franciscus, gnädiger Herr, muß ich Parthei in diesem Handel nehmen, und zwar gegen Euch. Franciscus, ein Virtuose in der Liebe der leblosen Dinge, Franciscus, der selbst in den unvernünftigen Thieren verbrüderte Mitgeschöpfe sahe und liebte, erglühete vor Allem von einer Fülle von Liebe für seine Brüder und Schwestern im Menschengeschlechte, welche alle außer ihrer gemeinschaftlichen Abstammung innigst dadurch verwandt sind, daß Christi Blut gleichmäßig für Alle zu übereinstimmender Erlösung geflossen. Er hätte gern das leiseste Weh von einem Jeden unter ihnen ferne gehalten und wenn es möglich gewesen, für Alle übernommen. Die Liebe der lebenden Wesen ging ihm hienieden über Alles. Nach dem Gebote, welches Jesus Christus seinen Aposteln und Jüngern hinterlassen, wanderte Franciscus durch die Welt und predigte jeder Creatur und alle Creaturen vernahmen ihn mit zärtlicher Zuneigung und im Gefühle der innigsten Gottesliebe nannte er Alle seine Brüder und Schwestern. Er, der die Thiere liebkoste, der sie vor Gefangenschaft, Schlägen, Schmerzen und dem Tode, wo er immer konnte, zu behüten suchte, litt noch weit weniger, daß den Menschen Wehe geschehe und Leides zugefügt wurde, am wenigsten aber würde er begriffen haben, daß man sie mit Krieg überziehen und dadurch zwingen müsse, die Wohlthaten der Religion der Liebe anzunehmen. Ich getraue mich nun weder besser noch klüger in diesem

Punkte sehen zu wollen, als unser heiliger Ordensvater. Deßhalb kann ich mich nicht davon überzeugen, daß es eines Krieges bedürfe, um die Araucaner zu Christen zu machen. Bedenket nur den einen Punkt, daß alle Araucaner, welche im Kriege fallen, uns verloren sind und daß die übrigen, welche wir durch den Krieg und dadurch, daß wir ihre Familien durch Tod in Schlachten um ihre Häupter und Mitglieder bringen, uns zu noch bitterern Feinden machen, wenigen Sinn dafür haben werden, sich die Religion der Liebe durch Waffengewalt aufdringen zu lassen. Ich läugne nicht, daß Carl der Große durch seine Kriege die Sachsen zur Annahme des Christenthumes genöthigt hat und daß die Sachsen bald nach dieser Zeit die herrlichsten Früchte wahren Christenthumes gezeigt haben. Aber wenn ich auch zugebe, daß Gott diesen Weg zugelassen hat, die Sachsen zu bekehren, so vermag ich doch die Nothwendigkeit desselben nicht zu erkennen, auch keine Vorschrift des Evangelii aufzufinden, welche ein solches Verfahren zuließe, geschweige geböte. Wie Carl's des Großen Verfahren zu rechtfertigen, ist eine Sache, die zwischen ihm und der Gerechtigkeit Gottes abzumachen und worüber auf Erden die Geschichte eine Richterin bleibt, welche gegen diese Bekehrungsart bereits erhebliche Einwendungen gemacht hat, welche aber meistens von dem richtigen Verständnisse nicht zeugen, weil sie meistens von Leuten gemacht werden, welchen das Organ für das Verständniß der Wohlthat der Taufe abgehet."

Mit einiger Ungeduld und der Zuversicht, den Pater widerlegen zu können, hatte Don Garcias den Schluß der Rede desselben abgewartet. „Das Evangelium," sprach er nun, „hochwürdiger Pater, dürfte nun wohl gerade Eurer Meinung entgegen stehen. Denn ich habe irgendwo gelesen oder in einer Predigt gehört, wie unser Herr Christus gesagt haben soll: „Glaubet ja nicht, daß ich gekommen sei, Friede auf die Erde zu bringen, ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." — „Ei, Don Garcias," antwortete lächelnd Pater Jago, „Euch gelüstet wohl, dem Ruhme eines sieggekrönten Feldherrn noch den eines Schriftgelehrten hinzuzufügen und neben Euerm glücklichen Damascener auch noch das Schwert des Wortes zu führen. Man siehet, Ihr habt nicht umsonst Eure Sporen in Flandern verdient. Euch ist dort aus Deutschland her die Lust angeflogen, mit Bibelstellen zu fechten. Allein sehet Euch vor, Señor, daß ihr nicht berückt werdet. Die Bibel ist eins der am schwierigsten zu verstehenden Bücher. Nie ist ein unwahreres Wort gesprochen, als daß dieselbe gemeinverständlich sei. Wozu bedürfte es, um das Wort Gottes richtig zu erkennen und lehren zu können, des Standes der Theologen, wenn jedem Leser der heiligen Schrift das Verständniß nur so offen vorläge? Die heilige Schrift ist in einer fremden Sprache geschrieben. Welche Studien sind nicht bloß erforderlich, um diese Sprache richtig verstehen zu können? Ihr werdet entgegnen: es giebt ja von

der Kirche approbirte Uebersetzungen. Gut. Allein wer versteht auch die Sprache der richtig übersetzten heiligen Schrift? Welche Kenntniß der Sitten, geographischer, nationaler und geschichtlicher Verhältnisse setzt nicht dieses Verständniß voraus? Welche Hilfsmittel erfordert dieses Verständniß? Allein wie muß man mit der eigenen innern Oekonomie der heiligen Schrift, mit den Mitteln der Ausgleichung ihrer eigenen Gegensätze und anscheinenden Widersprüche vertraut sein, um des Verständnisses der einzelnen Sätze gewiß zu werden? Alle Kirchenväter und neuern Schriftgelehrten sind daher über die Schwierigkeit dieses Verständnisses einig. Aus Euerm eizenen Anführen will ich Euch beweisen, daß man mit dem Herausreißen eines einzelnen Satzes aus der heiligen Schrift nicht ausreicht, um eine bereits vorher gefaßte Privatmeinung durch das Wort Gottes zu begründen, wie es die Irrlehrer in Flandern den Leuten einsprechen möchten. Ich gebe Euch zu, die von Euch angeführte Stelle ist wörtlich aus der Bibel genommen. Wenn Ihr dieselbe so abgerissen dahinstellt, mag sie auch zur Noth beweisen, was Ihr sie bezeugen lassen wollet. Allein dieselbe hat einen ganz andern Sinn, wenn Ihr die Gelegenheit, bei welcher Christus die angeführten Worte sprach, so wie den Zusammenhang mit dem ganzen Satze, zu welchem sie gehören, in's Auge fasset. Wenn Ihr dieses thun wolltet, so würdet Ihr finden, wie Christus keineswegs das Schwert zum Ausbreitungsmittel für seine Lehre machen, sondern

nur den Gedanken ausdrücken will, daß die Jünger nicht glauben mögen, die Lehre, welche sie im Namen Christi verkündigen sollen, werde ohne Widerspruch aufgenommen werden; es werde keinen Frieden, sondern Widerspruch bis zum Tode geben. Christus brachte eine Scheidung unter das Menschengeschlecht. Der Friedensfürst brachte das Schwert selbst in den Schooß der Familien. Denn er ziehet die empfänglichen Gemüther an sich und veranlaßt dadurch den Haß der andern. Die christliche Gesinnungs- und Handlungsweise hat nämlich etwas Strafendes und bringt Gemüther, welche sich nicht strafen und bessern lassen wollen, wider sich auf, und dieser Haß gehet über alle leiblichen Verwandtschaftsverhältnisse, weil sich der Mensch in seinem innersten Selbst, in dem, was er erstrebt und liebt, angegriffen siehet. Christus spricht also nicht von dem Schwerte, das er führen will, sondern von demjenigen, welches wider ihn und die Seinigen gezückt werden soll. Seine Prophezeihung ging auch allerdings nicht nur bei der Sendung der Apostel unter die Heiden in Erfüllung, sondern bewährt sich fort und fort als Wahrheit, weßhalb ich Euch auch die Anwendung jenes Wortes auf unsere Zeiten nicht verargen mag. Die heilige Barbara und die heilige Christina wurden von ihrem Vater, die heilige Lucia ward von ihrem eigenen Sohne in den Tod gebracht und so das Schwert immer wider diejenigen gekehrt, welche die Parthei Christi erwählten. So gehet es noch heute. Diejenigen Mitglieder einer

Familie, welche sich zur Nachfolge Christi ermannen, haben jederzeit mehr oder minder feindselig diejenigen wider sich, welche Christo noch nicht die Ehre zu geben vermögen. Nie aber ergreifen diejenigen, welche sich Christo in Wahrheit und völlig zugewendet, das Schwert wider die, welche ihm noch nicht angehören. Als Judas am Abende nach der Einsetzung des heiligen Abendmahles mit einem großen Haufen Bewaffneter am Oelberge erschien, um Christum zu fahnden, zog Petrus sein Schwert und hieb einem unter der Schaar befindlichen Diener des hohen Priesters ein Ohr ab. Christus sprach: „Stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn Alle, die das Schwert ergreifen, werden durch das Schwert umkommen." Hier spricht also Christus gerade das Gegentheil von dem aus, was Ihr ihn habt sagen lassen wollen. Falls ich nun in Eurer und der flandrischen Redner Weise verfahren wollte, könnte ich also sprechen: Don Garcias, Ihr treibt ein widerchristliches Handwerk, denn das Waffenhandwerk hat Christus verworfen. Er untersagt ausdrücklich die Führung des Schwertes. Dessen ungeachtet wage ich nicht, den christlichen Kriegerstand als einen Widerspruch mit der Ordnung Gottes zu bezeichnen, wie wenig ich auch persönlich für die Christlichkeit eines Standes anzuführen vermag, dessen bloßes Vorhandensein ein Beweis ist, wie weit die Menschheit sich noch von ihrem Ziele und ihrer Aufgabe der Darstellung des allgemeinen Friedens entfernt befindet. Ich kann die Rede Christi an Petrus,

Euch zum Troste aber nicht so, wie ich eben andeutete, sondern nur so auslegen, daß Alle, welche mit dem Schwerte verletzen, ohne dazu ermächtigt zu sein, verdienen, daß ihnen dasselbe widerfahre, indem Gleiches mit Gleichem vergolten werden soll. Eine andere Stelle, welche Ihr mir, ohne Theologe zu sein, auch schwerlich mit dem Kriegerstande würdet in Einklang bringen können, enthalten die Worte Gottes zu Noe: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden, denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbilde erschaffen." Allein ich schließe aus dem Umstande, daß manche Bibelstellen, obwohl der Waffenkampf unter den Völkern eine Strafe der Sünde ist, den Krieg zur Vertheidigung des Eigenthumes, der Religion, der Ruhe des Staates, dem Schutze Anderer als rechtmäßig erscheinen lassen, derjenige keine Sünde thut, welcher auf Geheiß der Obrigkeit als Feldherr oder Soldat an einem Kriege Theil nimmt und daß ein Solcher auch, mit dem Schwerte zu verletzen, ermächtigt zu erachten sei; weßhalb Ihr immer sicher sein könnt, daß ich Euch Eure Soldaten nicht abspenstig machen werde, wie es in Deutschland bei den Bauern, Wiedertäufern und andern Irrgläubigen geschehen ist, welche mit Bibelstellen den Aufruhr wider die rechtmäßige Obrigkeit haben beschönigen wollen. Für die Rechtmäßigkeit des Krieges hat die Gewalt, welche denselben führt, die Verantwortlichkeit, wie für alle andern Anordnungen, welche sie trifft, und ihre Untergebenen können nicht ermächtigt erachtet

werden, sich ihr darin zu widersetzen, wenn nicht aller Verwirrung und Auflehnung Thür und Thor geöffnet werden soll. Dafür aber, daß in einem Kriege die Waffengewalt auf den nächsten Zweck beschränkt bleibe und nicht zu grausamer Ausschreitung gemißbraucht werde, sind diejenigen verantwortlich, welchen die Obrigkeit die Anordnung der Einzelheiten im Kriege übertrug. Euch, mein junger Feldherr, möchte ich nur vor dem unvorsichtigen Gebrauche von Stellen der heil. Schrift warnen, deren eine, wie ihr gesehen, nicht selten die andere beschränkt, sondern selbst aufzuheben scheint. Ueberlasset die Anwendung dieser Stellen und die Beweisführung damit den von der Kirche verordneten Lehrern und leget die heil. Schrift nicht anders aus, als die Kirche selber es thut. Schon Christus befiehlt die Kirche zu hören und denjenigen, welcher dieselbe verachtet, für einen Heiden und Zöllner zu halten. Wenn man die Kirche und ihre Diener hört, kommt man über die Schwierigkeit weg, welche der heil. Petrus berührt, wo er der Briefe des heil. Paulus erwähnt (II. 3. v. 16) indem er sagt: „Worin Manches schwer verständlich ist, welches, so wie die übrigen Schriften, ununterrichtete und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten." Wenn ein heil. Petrus, welcher zu den Verfassern der erwähnten Schriften mit gehörte, in seiner Zeit schon einen Theil derselben schwer verständlich fand, um wie viel mehr wird nach Verlauf von fünfzehn Jahrhunderten diese Schwierigkeit und

die Möglichkeit der Mißdeutung von ununterrichteten und leichtfertigen Menschen zugenommen haben? Das Unheil, das aus solchen Mißdeutungen entstehet, habt ihr von Flandern aus in größerer Nähe betrachtet, als ich es je sehen möchte.“ — Donna Mencia, welche der Rede ihres geistlichen Freundes und Führers bis hieher aufmerksam gefolgt war, auch die sanften Streiche, welche er seinem vornehmen Gegner versetzt, wohl herausgefühlt und gemerkt hatte, fiel ihm, indem sie sich gegen Don Garcias wandte, in's Wort und sagte: „Ergebt euch, Señor, nur unserm Pater Franziscaner. Mit diesem ist einmal nicht auszukommen. Solltet ihr euch ferner widersetzen, so würdet ihr es auch mit mir zu thun bekommen, da ich mich gänzlich auf seine Seite stellen und ihm höchst dankbar sein muß, daß er dem meiner weiblichen Empfindung inne wohnenden Instincte der Wahrheit, Ausdrucke im Wort und Begründung durch Schrift und Vernunft gegeben. Einen lebendigen Beweis, wie liebevolle Behandlung und besonnenes Vorbild dem Vor- und Eindringen des Christenthumes bessere Eroberungsmittel liefern, als Tapferkeit und Kriegskunst, kann ich euch in diesem jungen Mädchen, der Tochter des weisen Caziken Colocolo vorstellen. Diese hat sich in meinem Hause, in meinem und der Meinigen Umgange, vorzüglich aber unter der Leitung unseres hochwürdigen Freundes, so an uns Christen, an unsere christliche, häusliche und gottesdienstliche Ordnung gewöhnt, daß sie sicherlich mit schwerem Herzen einmal

die Stunde ihrer Befreiung wird schlagen hören. Wir haben lediglich durch ein christliches Verhalten, so zu sagen, eine Eroberung an ihr gemacht. — „Also diese ist die schöne Malaja, Valdivia's Freundin und Caupolican's Flamme?" sprach Don Garcias vornehm scherzend. „Wir wollen sogleich prüfen, ob die Glocke jener Stunde einen so übeln Klang für sie hat und Ihr eine solche Eroberung an ihr gemacht habt, als Ihr Euch, entschuldigt Señora diesen Ausdruck, einbildet. Malaja ist als Gefangene bisher zurückbehalten, um als Austauschmittel für einen etwa von den Araucanern gefangen gehaltenen Spanier zu dienen. Der Lustigmacher Rebolledo hat sich selbst zu ranzioniren gewußt und der Pater Pedro, den Caupolican weit in das Innere des Landes geschickt, hat es verschmähet, aus der Gefangenschaft ausgelöst zu werden, weil er vermuthlich eine ähnliche Eroberung als Ihr hier an seiner Braut gemacht zu haben vermeint, an ihrem Caupolican zu machen gedachte. Ich bedarf gefangener Araucaner nicht, um Spanier, die ihren Landsleuten etwa in die Hände fielen, wieder einzulösen. Mein gutes Schwert wird ihrer Freiheit schon eine Gasse zu hauen wissen. Malaja ist frei. Sie mag bestimmen, wie und wann sie ihrem Vater zugeführt werden will." Wie ein plötzlicher Blitzschlag berührte dieses Wort Malaja's Ohr. Sie zuckte zusammen. Thränen füllten ihre Augen. Blässe entfärbte ihre Wangen, das Bewußtsein begann sie zu verlassen und sie wäre ohnmächtig zur Erde gesunken, hätte nicht Donna

Mencia mütterlich ihre Arme geöffnet und die Wankende aufgefangen. Die plötzliche Umnebelung ihres Bewußtseins wich aber der Macht ihrer starken Seele alsbald. Malaja richtete sich muthig empor und antwortete dem Feldherrn: „Das eilige Wort, das Eure jähe Großmuth gesprochen, ist wie ein Blitz in die Dunkelheit meiner Brust gefallen. Mit einem Male ist es mir licht geworden und ich erkenne mit unwiderstehlicher Klarheit, daß diese edle Frau Euch die Wahrheit gesagt, indem sie im sichern Bewußtsein, ihre Liebe könne an mir nicht fruchtlos geblieben sein, verkündete, daß sie an mir eine Eroberung gemacht. Ja, hochherzige, liebevolle Frau," sprach Malaja, indem sie sich vor Donna Mencia niederließ und deren Knie umarmte, „verstoßet mich nicht; ich fand in Euch, was ich von Jugend auf entbehrt, eine sorgsame theilnehmende Mutter, eine treue Beratherin und Beschützerin. Gestattet, daß ich bei Euch bleiben darf. Und Ihr, mein hochwürdiger Vater, setzet Eure milden Belehrungen fort, auf daß ich immer völliger durchdrungen werden möge von der Süßigkeit der Lehre und des Vorbildes, die Euch Euer göttlicher Meister hinterlassen und ich dann einmal würdig befunden werde, selbst eine Jüngerin desselben zu werden. Ihr aber, mein hoher Herr, deutet nicht ungnädig, daß der erste Gebrauch, den ich von der großmüthig geschenkten Freiheit mache, ein Act der Unterwerfung unter den Willen und den Gehorsam dieser beiden liebenden Herzen ist. Helfet mir bitten, daß sie diesen Act sich gefallen lassen und

zu ihrer Tochter mich annehmen wollen." Donna Mencia hatte inzwischen Malaja vom Boden zu sich empor in ihre Umarmung gezogen und bedeckte ihre Lippen mit zärtlichen Küssen. Dem ehrwürdigen Streiter Christi, Jago, und dem kühnen Helden und muthigen Streiter seines irdischen Königs, Don Garcias, blieben bei diesem Anblicke die Augen nicht trocken und der Adelantado mußte sich beschämt gestehen, es gebe noch eine höhere und wirksamere Gewalt, als die der Waffen und einen höhern Triumph, als den des Krieges. „Fern sei es von mir," sprach er, „Deiner Freiheit den mindesten Zwang anzuthun, meine gute Malaja, ich glaubte nur Dir und Deinem alten Vater einen willkommenen Dienst zu leisten, wenn ich Eurer Herzen vorausgesetzte Sehnsucht nach einem baldigen Wiedersehen stillte." „Wohin soll," sprach Malaja, „mein ehrwürdiger Vater jetzt mitten im Kriege, wo er keine bleibende Stätte hat, seine schon Jahre lang von ihm entfernte Tochter bringen? Würde ich ihm jetzt nicht eine Last sein? Weiß er mich nicht hier besser aufgehoben, als unter seinen Augen und ist Euer herzgewinnende Edelsinn ihm nicht eine sicherere Bürgschaft meines Schutzes als alle Schutzmittel, die er mir in Arauco gewähren könnte?" Don Garcias überzeugte sich von der Zweckmäßigkeit des von Malaja gemachten Vorschlages, welchen Donna Mencia und Pater Jago mit großer Freude eingingen. Colocolo ward von der Freilassung seiner Tochter benachrichtigt und konnte, da er ihr einstweilen kein besseres Unterkommen anzuweisen

wußte, als sie unter den Spaniern gehabt, nichts gegen den Vorschlag ihres freiwilligen Verbleibens bis auf Weiteres bei denselben einwenden, ging dagegen mit Freuden auf den Vorschlag ein, einen Besuch von ihr unter Begleitung der Donna Mencia und des Paters Jago anzunehmen. —

Nach einigen Wochen hatte Don Garcias seine Inspection zu Imperial und der Umgegend beendet. Er benützte seine Anwesenheit, um das etwas verfallene Ansehen der Gesetze wieder herzustellen, Recht und Sitte zu reformiren, welche durch langen Mangel an oberer Aufsicht und unter den Unruhen der Zeit gelitten hatten. Er zog den Leidenschaften, welche ungehemmt sich Bahn gebrochen, den Zügel straff an und brachte Alles in das rechte Geleise, was etwa aus demselben gewichen war. Als er in diesem friedlichen Wirken begriffen war, überraschte ihn die unvermuthete Kunde bevorstehender kriegerischer Ereignisse aus Cañete. Dieß veranlaßte ihn, mit einem Theile der Mannschaft, die ihn nach Imperial begleitet hatte und einem Theile der Imperialer Besatzung den Alonzo de Ercilla, während er selbst seinen Zug nach Süden fortsetzte, nach Cañete zurück zu senden, wobei er der Donna Mencia, Malaja und dem Pater Jago nebst ihrer Dienerschaft die Mitfolge gestattete und dieselben, soweit ihr Weg gemeinschaftlich ging, unter Ercilla's Schutz stellte. Nach zwei Tagen schieden sich ihre Wege und Donna Mencia mit ihrer Caravane verabschiedete sich von dem commandirenden Poeten und zog in des Colocolo's

Gebiet ein, der ihnen entgegen kam und ein rührendes, zärtliches Wiedersehen mit der lange entbehrten Tochter feierte. Keiner der Zeugen dieser Scene war so dürren Herzens, daß ihn nicht die tiefste Bewegung ergriffen und ihn genöthigt hätte, dem Andrange der fluthenden Gefühle durch reichlichen Thränenerguß einen erleichternden Ausgang zu verschaffen. Freilich fanden die beiden so lange getrennt Gewesenen einander sehr verändert. Obwohl noch kräftig und lebhaft, hatte Colocolo's feste Gestalt doch sich unter der Last der Jahre und der Leiden des Vaterlandes ein wenig gebeugt und die Farbe seiner Haare jene graue Mischung angenommen, welche dem Menschen vom Scheitel herab bezeugt, daß seine Lebenssonne dem Niedergange weit näher stehet, als ihrer Mittagshöhe. Malaja dagegen war in ihrer äußern Erscheinung edler, schlanker, feiner geworden. In der Europäischen Kleidung, die sie trug und die ihr übrigens sehr wohl stand, erschien sie ihrem Vater als eine Fremde. Weit mehr Entfremdetes lag aber noch in dem ganzen Ausdrucke ihrer Persönlichkeit, welche durch den Einfluß der Umgebungen christianisirt, gänzlich von jenem Zuge ungebundener Willkühr, welcher auch den Zartesten unter den Araucanerinnen einen Anflug von Wildheit oder Barbarei zu verleihen pflegte, frei erschien, indem er ganz dem Gepräge einer sanften Weiblichkeit gewichen war. Alle diese Veränderungen und deren befremdende Wirkungen hatten vor dem Zuge der Natur, der Vater und Tochter einander mit unwider=

stehlicher Gewalt in die Arme führte, keinen Bestand. Man übersah dieselben gegenseitig alsbald und sie verloren sich in dem Gefühle der Freude des Wiedersehens und Wiederbesitzes so völlig, daß man bald darin geübt war, dieselben nebst andern Unterschieden, welche zu Tage kamen, zu übersehen. Was die lange Getrennten einander zu erzählen und mitzutheilen hatten, brauche ich nicht zu melden. Jeder gemüth- und gefühlvolle Leser, welcher dieser Geschichte bisher aufmerksam gefolgt ist und das schuldige Maaß von Phantasie besitzt, wird sich den Inhalt dieser gegenseitigen Mittheilungen unschwer vergegenwärtigen können. Colocolo's unbefangenes Naturgefühl fand sich durch die beredten Erhebungen der Liebe, welche seine Tochter unter den Christen genossen, namentlich aber durch die Schilderung der Behandlung, deren sie sich Seitens ihrer unvergleichlichen Pflegemutter erfreute, auf's Angenehmste angesprochen und er befand sich in dem ungezwungensten Freundschaftsverhältnisse zu der vornehmen Spanierin, ehe er sich dessen versahe. Die veredelnde Kraft der praktischen christlichen Liebe, in welcher Donna Mencia's ganzes Wesen aufging, konnte sich unmöglich unbezeugt an einem Herzen lassen und an demselben spurlos vorübergehen, das eine so reiche Fülle ausgezeichneter Anlagen barg, wie Colocolo's. Mit dem Pater Jago kam er noch schneller auf einen freundschaftlichen Fuß, da ihm der wenn auch seltene und durch lange Unterbrechungen gestörte Umgang mit dem Pater Pedro auf einen solchen

Verkehr vorbereitet hatte und er ihm von vorn herein näher stand, als der christlichen Spanierin und Edeldame, auf deren Bekanntschaft er nicht einmal durch vorherigen Anblick einer Europäerin vorbereitet war. Nachdem Vater und Tochter sich mit einander zur Genüge ausgesprochen, trieb die drei Ankömmlinge die Sehnsucht auf die Wallfahrt nach Pedro's Klausnerei, der bisher, um ihn zu überraschen, in Unkenntniß über die Ankunft von Colocolo's Gästen erhalten war. Von dem Orte, wo Colocolo sie beherbergt, war die Klausnerei fast eine halbe Tagereise entfernt. Man brach daher, da man den Weg nur zu Fuß zurücklegen konnte, auch nicht wenig zu steigen hatte, sehr früh auf, um vor dem Eintritte der Mittagshitze an Ort und Stelle zu sein. Der Weg war romantisch genug und wäre Ercilla mit gewandert, er hätte mit der Schilderung der landschaftlichen Reize und der pittoresken Abwechslungen, welche die Aussicht darbot, leicht einen halben Gesang seiner Araucana anzufüllen vermocht, der vielleicht angenehmer zu lesen gewesen sein würde, als die Beschreibung aller Länder und Städte, aller Arten von Thieren und Vögeln, die ihn der Zauberer Fiton im siebenundzwanzigsten Gesange auf seiner Zauberkugel sehen ließ. In der Freude an der schönen Landschaft und der noch höhern, welche ihnen die Hoffnung des Wiedersehens eingab, wurden unsere Wallfahrer auf eine erschreckende Weise gestört, als ihnen, da sie dem Ziele bereits ganz nahe waren, eine colossale Löwin, welche mitten auf dem schmalen

Pfade lag, der zu Pedro's Klause führte, den Weg versperrte. Angstvoll wichen Donna Mencia und Malaja, welche voran geschritten waren, vor dem Anblicke des Ungeheuers zurück und drängten auf den Pater Jago, der ihnen folgte. Der Schreck baunte sie aber und sie, die sich Flügel gewünscht, um dem Anblicke soweit als möglich entrückt zu werden, fühlten sich wie gelähmt, so daß sie nicht von der Stelle zu kommen vermochten. Die entsetzten Frauen, welche schon mehr fürchteten, dem Pater Pedro möge durch die Bestie ein Leid zugefügt sein, als daß sie für sich selber Sorge getragen, beruhigten sich, als der Pater Jago sie aufmerksam machte, wie ja die liegende Löwin ihnen ganz freundliche Blicke zuwerfe und nichts Feindliches im Schilde zu führen scheine. Als verstehe das Thier die über dasselbe geführte Unterhaltung, erhob es sich zögernd und ging langsam in der von der Klause abwärts führenden Richtung ab. Als die Wanderer diese schon dicht vor sich und den Pater mit dem Rücken ihnen zugewandt vor einem Crucifixe knieen sahen und eben im Begriffe waren, mit freudigem Anrufen sich auf ihn los zu stürzen, wurden sie durch den noch weit entsetzlichern Anblick eines riesenmäßigen Löwen in die jäheste Bestürzung und Todesangst versetzt, indem dieser, als er ihrer ansichtig ward, nicht nur aus seiner bis dahin ruhigen Lage neben dem Pater sich wild erhob, sondern gräßlich die Augen rollte, die gewaltige Mähne schüttelte und sich zu dem bekannten Sprunge anschickte, womit der Löwe die

auserſehenen Opfer in ſeine Gewalt zu bringen pflegt. Dabei ſtieß er ein gräßliches Gebrüll aus, das auch den Pater Pedro aus ſeiner Andacht aufſchreckte und ihn bewog, ſich umzuwenden. Als dieſer entſetzte und verſtörte Frauen und das traute Franziscaner-Habit erblickte, begriff er ſchnell die Gefahr der Ankömmlinge, gab dem Löwen einen leichten Schlag und ſegnete denſelben mit dem Zeichen des Kreuzes. Wie ein Lamm folgſam, ſtreckte ſich der mächtige Leu zu Pedro's Füßen und leckte ihm friedlich die über den Sandalen entblößten Füße. Da Pedro wahrnahm, wie das Entſetzen ſeiner Beſucher noch nicht gewichen, hieß er das Unthier ſich zur Seite in das Gebüſch begeben und dem Anblicke entziehen. Er eilte den Kommenden entgegen und gab ſich mit ihnen der Freude des Wiederſehens hin, indem er ſchnell ſeine Betrachtung und Andacht abbrach. Nachdem der erſte etwas ſtürmiſche Jubel vorüber war, konnten die beiden Frauen die Frage nicht zurückhalten, wie der Pater mit den grimmigen Beſtien auf einen ſo vertrauten Fuß und in den Beſitz des Geheimniſſes gerathen ſei, einen ſo ſtricten Gehorſam ſich bei denſelben zu verſchaffen. Pater Jago, welcher überhaupt von der Löwenbegegnung minder erſchreckt worden zu ſein ſchien, als ſeine Begleiterinnen, nahm das Wort und ſprach: „Erlaubt mir, meine Freundinnen, die Antwort für unſern Freund Pedro zu ertheilen, denn demſelben würde ſeine Demuth nicht geſtatten, euch die volle Wahrheit zu ſagen. Ich muß euch in das

Wort Gottes zurückführen, um den Anfang für die Erläuterung zu finden, nach welcher euch gelüstet. Im Buche Job (V. 23) wird dem durch die Züchtigung zu Gotte Bekehrtem verheißen: „in der Verwüstung und dem Hunger wirst du lachen und das Wild der Erde nicht fürchten, sondern mit den Steinen des Landes wird dein Bund sein und das Wild der Erde wird Frieden mit dir halten." Dem durch die Bekehrung Seligen wird also eine Art goldenes Zeitalter verheißen, in welchem unter allen Kreaturen Friede ist. Ein solches Zeitalter beschreiben die alten Traditionen aller Völker. Dasselbe hatte ein Ende, als um Adams Sünde willen die Erde unter den Fluch gerieth. Unter diesem seufzen, wie der heil. Apostel Paulus bezeugt (Römerbrief VIII. 22) alle Geschöpfe und sehnen sich mit den Menschen nach der Herrlichkeit der Erlösung. Diese ist dann auch dem Reiche Christi ganz deutlich in Aussicht gestellt, indem schon der alte Prophet Isaias weissagt: (XI. 6) „Dann wohnet der Wolf bei dem Lamme und der Pardel lagert sich zu dem Böckchen. Kalb, Löwe und Schaaf weiden zusammen und ein kleiner Knabe treibt sie. Das Kalb weidet mit dem Bären, ihre Jungen liegen ruhig beisammen und der Löwe frißt Stroh, wie ein Rind. Der Säugling spielt mit Lust am Loche der Otter und in die Höhle des Basilisken steckt der kaum Entwöhnte seine Hand. Es schadet nichts und tödtet nichts auf meinem ganzen heiligen Berge." Dieselbe Verheißung wiederholt der Prophet am Ende des fünfundsechzigsten Capitels.

Diese Wunder werden, wie Christus Marci am Letzten weissagt, denen folgen, welche an ihn glauben; er nennt darunter ausdrücklich das unschädliche Angreifen von Schlangen, welches sich namentlich am Apostel Paulus bewährte, als er auf der Insel Malta, um Feuer anzuzünden, in einen Haufen Reiser griff, eine Natter daraus hervorfuhr und sich an seine Hand hing. Von diesem Frieden des wilden Gethieres mit höhern, durch den Glauben gereinigten Menschen, kommen auch schon im alten Bunde Beispiele vor. Als König Darius, von den Fallstricken der arglistigen Rathschläge seiner Magnaten und Satrapen umgarnt, sich hatte berücken lassen, seinen Liebling Daniel in die den Verehrern fremder Götter angedrohete Löwengrube zu werfen und nach einem speise- und schlaf-los verbrachten Tage kummervoll in der Morgenfrühe dem Löwenverließ nahete und angstvoll die Frage hineinrief: „Daniel, du Diener des lebendigen Gottes, hat wohl dein Gott, dem du immer dienest, dich erretten können von den Löwen?" antwortete Daniel: „Mein Gott hat seinen Engel gesandt und den Rachen der Löwen verschlossen, daß sie mich nicht verletzten; denn Gerechtigkeit ward vor ihm an mir erfunden, und auch vor dir, o König, hab' ich kein Unrecht gethan." Als Daniel aus der Grube gezogen ward, fand man keine Verletzung an ihm. Diese wiederhergestellte Herrschaft reiner Seelen über die reißende Thierwelt hat sich, nachdem der Glaube Christi sich allgemeiner ausbreitete, in vielen

Beispielen wiederholt. Läuft bei den Erzählungen davon auch vieles Legendenartige unter und mag beim Forterzählen sich die Begierde, das einfache Thatsächliche auszuschmücken, häufig Zusätze erlaubt haben, so setzt das zahllos häufige Vorkommen doch einen Grund der Wahrheit voraus, an den der Faden sich ursprünglich angesponnen. Neben diesen Berichten der erweiternden und ausschmückenden Sage laufen aber so viele authentische Berichte glaubwürdigster Augenzeugen, daß wir jene Legenden leicht entrathen können, zumal wir mit eigenen Augen die Bestätigung der Macht und Herrschergewalt einer reinen Persönlichkeit über die reißende Natur wahrgenommen haben. Namentlich haben die Väter der Wüste diese Macht geübt. Der Presbyter Cassianus, ein Schüler des heiligen Chrysostomus, besuchte mit seinem Freunde Sulpitius zwölf Meilen vom Nile in tiefster Wildniß einen Einsiedler. Derselbe führte seine Gäste zu einigen entfernten Palmbäumen, und da sie darunter einen Löwen fanden und jene Zeichen des Schreckens sehen ließen, pflückte der Einsiedler eine Hand voll Früchte vom Baume. Das Thier kam, dieselben aus seiner Hand zu fressen und ging dann ruhig seiner Wege. — Der Abt Paulus Helladius gab einem Löwen sieben Monate lang täglich zwei Male Brod und Erbsen zu essen, auf die Bedingung, daß er keinen Raub ausübe. Da er aber einmal mit blutigem Maule kam, jagte er ihn mit einem Stricke hinweg, damit der Fleischfresser nicht auch noch das Brod der

Väter verzehre. So finden sich noch eine Menge von Berichten, wie die Löwen sich häufig mit den Einsiedlern der Wüste in ein vertrauliches Verhältniß gesetzt, welches augenscheinlich einen ganz andern Grund hatte, als die Furcht, durch die man diese Thiere oft wohl bis zu einem gewissen Grade zähmt. Wenn die Märtyrer zu Rom und in andern großen Städten nach der beliebten barbarischen Art der Römer den wilden Thieren vorgeworfen wurden, ist das versammelte Volk, wie verbürgte Mittheilungen melden, oft genug staunender Zeuge gewesen, daß die Löwen vor den todesmuthigen Bekennern ihre Wildheit abgelegt und denselben, wie zum Zeichen der Ehrerbietung, die Füße geleckt. Wir können aber füglich mit dem hohen Priester Kaiphas sprechen: „Was haben wir noch Zeugen nöthig?" Haben wir uns nicht mit eigenen Augen überzeugt, in welcher Freundschaft unser Freund Pedro mit dem Könige der Wüste und seiner Gemahlin lebt? Hier ist eine Löwengesellschaft von besserer Art und Abkunft, als die societas leonina, wovon die Rechtsgelehrten so arge Gedanken haben. Die Brüder unseres Ordens scheinen überhaupt des Vorzuges häufiger gewürdigt zu sein, daß Thiere aller Art jenes trauliche Anschmiegen an höhere Menschen sie haben erfahren lassen. Vom heiligen Franciscus an, dessen Cicade vor seiner Zelle bei Portiuncula auf dem Feigenbaume ihre Wohnung hatte und auf seinen Ruf ihm auf die Hand flog und seiner Aufforderung: „Singe, meine Schwester, singe zum Lobe

des Herrn!" sofort ihren Gesang anhob und nicht eher beendete, als bis er sie wieder an seinen Ort entlassen, und von seinem Freunde Antonius an, welchem die Fische andächtig zuhörten, haben eine Menge von Brüdern und Schwestern unseres heiligen Ordens eine ähnliche Erfahrung der ihnen über die Thierwelt verliehenen Herrschergewalt gemacht, welche bei reinen Seelen, wie die unsers ehrwürdigen Vaters, nur der Hervortritt und die Entwickelung der vom Schöpfer ursprünglich gepflanzten Anlage ist, die durch den Sündenfall verdunkelt und verschüttet worden war. Wenn so Wunderbares aber nur Menschen begegnet und gegeben wird, welche im innern und höhern Leben sich gefördert finden, die Demuth aber unsern hochwürdigen Pater schon jetzt bewegt, seinen Freunden seine Gegenwart zu entziehen, um nicht die Anerkennung seiner Heiligkeit aus deren Munde vernehmen zu dürfen, so werdet ihr leicht begreifen, weßhalb ich ihm die Befriedigung Eurer Neugierde im Betreff seiner Löwenfreundschaft nicht überlassen durfte."

Wirklich hatte sich der Pater Pedro während des letzten Theiles der Rede seines Freundes Jago entfernt und dazu den anscheinenden Vorwand, seinen Gästen einige Erfrischungen herbeizuschaffen, genommen. Jago brach deßhalb das Gespräch ab. Als Pater Pedro bemerkte, daß er nicht mehr der Gegenstand desselben war, endigte er seine wirthlichen Functionen schneller, als er dieselben begonnen, und seine Besucher mußten gestehen, daß er noch ein weit größerer Virtuose in

der Behandlung und Bewirthung seiner zahmen Gäste sei, als er sich gegen seine wilden erwiesen. Es ergab sich auch bei diesem Anlasse, wie der einfache, fromme Sinn den Menschen in äußerlichen Dingen viel praktischer macht, als das Grübeln der Weltklugheit. Das Mahl, welches Pedro seinen Gästen vorsetzte, und die Anordnung desselben in einer Localität, welche nicht viel anders war, als die Natur sie hergestellt, indem Pedro's Hand wenig daran geändert, waren so zweckmäßig, daß die Besuchenden sich nicht genug darüber zu wundern vermochten, wie ein armer Bettelmönch, welcher in dieser, wenn auch noch so reizenden Einöde, doch keine wirksamen Studien im guten Geschmacke hatte machen können, sie in jeder Beziehung so geschmackvoll zu regaliren verstand. Die schlichte Einfalt wußte hier sich besser zu helfen, als ein Weiser dieser Welt es vermocht haben würde, welcher sich etwa in die Einsamkeit zurückgezogen, um hohe und tiefe Speculationen über alles Mögliche anzustellen. Hier zeigte sich einmal wieder, wie Gott das Geringe vor der Welt, das Verachtete und das, was nichts ist, erwählt hatte, um das, was etwas sein will, zu Schande zu machen. Die bloße gute Meinung, seinen Freunden in seiner Klause eine körperliche und leibliche Erquickung zu bereiten, führte den guten Pater auf die richtigste Benutzung der ihm beschiedenen geringen Mittel zu jenem Zwecke. Was sich hier in einem ganz einfachen Verhältnisse so augenscheinlich darstellte, hat sich von jeher in den wichtig-

sten Lagen, unter den schwierigsten Umständen und anscheinend unentwirrbarsten Verwickelungen im größten Maaßstabe gezeigt und zahllose Male wiederholt. Ja, es bleibt eine unantastbare, eine ewige, nie wankende Wahrheit: in Christo ist Macht und Weisheit Gottes, so thöricht ein solcher Ausspruch auch immer dem unerleuchteten Weltverstande erscheinen mag. Diesem erscheint freilich ein gekreuzigter Christus Gottes unwürdig, Gottes Allmacht nicht entsprechend. Aber unwiderlegliche, durch die Erfahrung aller Zeiten bewährte Thatsache ist es, das dieses scheinbar Ungereimte alle menschliche Weisheit übertrifft. Denn es enthält alle Schätze der wahren Weisheit, welche der Welt unbekannt ist. Dieses Schwache ist stärker, als alle menschliche Macht, denn es unterwarf sich den ganzen Erdkreis. Die Geschichte lehrt, wie Gott nicht jene Weisheit, die in den Augen der Welt etwas gilt, dazu bestimmt hat, die Menschen gut und selig zu machen, sondern die vor der Welt verachtete Weisheit des Kreuzes. Darum hat er auch die Ungelehrten und Niedrigen den Gelehrten und Hohen vorgezogen. So geschah es zu allen Zeiten, daß durch die Niedrigen die Hohen beschämt, erniedrigt wurden, auf daß diese Erniedrigung auch ihnen zum Heile werden mußte. Die Apostel waren ungelehrte, arme Fischer und der größte Theil der ersten Christen gehörte zur Klasse der Ungebildeten und Armen. Was haben sie aber nicht Alles mit der anscheinenden Thorheit gewirkt? Was sich hier in den Anfängen der christ-

lichen Kirche begab, hat sich im Verlaufe ihrer Geschichte immerfort wiederholt. Die Stifter der geistlichen Orden, mittelst deren Gott in seiner Kirche die wichtigsten Dinge vollführen ließ, waren anscheinend für das praktische Leben ganz unbrauchbare Männer; es gebrach ihnen in den Augen des Weltverstandes gänzlich an praktischem Scharfblick; man erachtete sie untüchtig zu dem geringsten Weltgeschäfte. Welche immense Geschicklichkeit, eine wie tiefe Klugheit und riesenhafte Stärke aber entwickelten sie in der Einrichtung und Leitung ihrer Orden und in den Verfolgungen, welche diesen von allen Seiten her bereitet wurden! Mit welcher Weisheit lenkten sie das von allen Seiten her mit Stürmen heimgesuchte Schifflein durch alle Gefahren und Klippen, die sich demselben entgegenbäumten! Der heilige Franciscus, die heilige Theresia, der heilige Petrus von Alcantara sind unsterbliche Zeugen von der Hilfe der himmlischen Klugheit und Weisheit, welche dem einfachen Sinne sich aufthut, wenn es gilt, für das Reich Gottes zu handeln

Während der erste chilesische Einsiedler seine Gäste leiblich erquickte, spendete er ihnen eine noch weit anmuthigere geistliche Erquickung durch Mittheilungen über die Art, wie er seine Einsamkeit verbracht, in welcher wildes Gethier seine nächste Nachbarschaft und Freundschaft gebildet hatte. Er konnte gar nicht genug von den geistlichen Wohlthaten und innern Begnadigungen erzählen, welche auf einer wohlge=

ordneten Zurückgezogenheit ruhen. Es war ihm, nach-
dem er viele Jahre lang über den mannichfachen und
von seinem Berufe unzertrennlich gewesenen, ja sogar
geforderten Berührungen mit der Welt und den Men-
schen sich einmal wieder gründlich hatte scheiden kön-
nen, von Neuem mit unabweislicher Gewißheit klar
geworden, wie die höchsten Anlagen im Menschen zu
ihrer Ausbildung und Entwickelung einer strengen
Absonderung vom Treiben und Tumulte der Welt
bedürfen. Die Kräfte und Thätigkeiten, welche die
höchsten Vermögen der Seele tragen und in Wirk-
samkeit setzen, gedeihen nur, wenn sie sich nicht in das
Viele zerstreuen, wenn sie den mannichfaltigen Ein-
drücken, welche die Außenwelt auch den an höchste
Abstraction gewöhnten Seelen einzuprägen, nicht unter-
läßt, gewissermaßen aus dem Wege gehen und alle
Wege und Mittel abschneiden, auf denen irgend ein
Interesse für die Außenwelt an sie gelangt oder irgend
eine Versuchung, sich an dieselbe mit irgend einer
Empfindung hinzugeben, ihnen nahen kann. Nur
wenn die Kräfte der Seele, von allem Aeußern ab-
gezogen, in sich gesammelt sind, vermag die Seele die
leise Ansprache des Höhern zu vernehmen und die
tiefsten Geheimnisse eines gesteigerten Daseins zu feiern,
den Fluch zu lockern und auf Momente sich abzubürden,
welcher die Scheidung zwischen Gott und der Welt
unterhält. Deßhalb suchten sich auch die größten Hei-
ligen von jeher, so weit es ihnen irgend möglich war,
von der menschlichen Gesellschaft zurückzuziehen, weil

sie wußten, wie sie außer derselben Gott näher sein und ihm dienen konnten, als in ihr. Deßhalb sagte auch Einer unter ihnen: „So oft ich unter den Menschen geweilt, bin ich als ein geringerer Mensch von ihnen geschieden.“ Diese Erfahrung macht jeder, der mit Andern längere Unterhaltungen pflegt. Es ist ja viel leichter, zu schweigen und das Schweigen zu ertragen, als sich vor Ausschreitungen in Worten und Reden zu bewahren. Es ist auch leichter, sich daheim in der Stille zu halten, als auswärts die nöthige Obacht über sich zu führen. Wer zu dem Innerlichen und Geistigem gelangen will, muß mit Jesu der Menge den Rücken wenden. In trauter Heimlichkeit findet sich, was man draußen in der Oeffentlichkeit vergeblich sucht und verliert. In der Ruhe und im Schweigen wird eine fromme Seele gefördert. Daselbst lernt und erkennt sie auch besser den verborgenen Sinn der heiligen Schriften. Da wird ihr auch die Gabe und der Strom der Thränen zu Theil, in welchem sie sich nächtlich badet und reinigt. Sie wird ihrem Schöpfer desto befreundeter und vertrauter, je entfernter sie sich vom Geräusche der Welt zurückhält. Wer sich von Andern, ja selbst von Freunden und Verwandten fern hält, dem nahen sich Gott und seine heiligen Engel. „In Abgeschiedenheit leben und für sein eigenes Heil sorgen,“ sagt deßhalb der gottselige Thomas v. Kempen (I. 20), „ist besser, als Wunder wirken, sich selbst aber vernachlässigen. Für den Ordensmann ist es löblich, daß er selten ausgehe, sich nicht

gern sehen lasse, aber auch Andere zu sehen nicht verlange. Warum, sagt er, willst du sehen, was du nicht besitzen darfst? Die Welt vergeht mit ihren Gelüsten. Wohl reizt die Lust der Sinne zum Ausgehen. Aber was bringst du heim, wenn die Stunde vergangen ist? Ein beschwertes Gewissen und ein zerstreutes Herz! Ein fröhlicher Ausgang verursacht oft eine schmerzliche Rückkehr und ein in Freude durchwachter Abend schafft einen traurigen Morgen. So tritt jede sinnliche Freude schmeichelnd ein, aber am Ende verwundet und tödtet sie. Was möchtest du anderswo sehen, das du auf der Zelle nicht siehest? Siehe, dort und hier Himmel und Erde und alle Elemente; denn daraus ist Alles gemacht. Was könntest du irgendwo sehen, das lange Bestand hat unter der Sonne? Vielleicht glaubst du dich zu ersättigen; doch dahin wirst du es nicht bringen. Wenn du auch Alles deinen Augen gegenwärtig schautest, was wäre es Anderes, als eine nichtige Erscheinung? Hinauf zu Gott erhebe deine Augen und bitte ab deine Sünden und Vernachlässigungen. Laß das Eitle den Eiteln; du aber merke auf das, was dir Gott geboten hat. Verschließe deine Thüre hinter dir und rufe Jesum, deinen Geliebten, zu dir herein. Mit ihm bleibe in deiner Zelle, denn nirgends wirst du solchen Frieden finden. Wärest du nicht hinausgegangen und hättest nichts von den Schwätzereien gehört, du wärest besser in dem süßen Frieden geblieben. So lange es dich aber ergötzt, je zuweilen etwas Neues zu er-

fahren, mußt du auch Unruhe des Herzens ertragen.“ —

In dieser Weise ist von jeher die Weltverachtung und das Bemühen, sich von der Welt zu sondern, als eine hervorstechende Seite der Religiösität von denen aufgefaßt, welche sich zu einer innigern Vereinigung mit Gott getrieben fühlten. Schon im alten Testamente pflegte diesen Hang der Prophet Elias, welcher, um den Verfolgungen der argen Jezabel zu entgehen, mit seinen Jüngern in der Wüste und am Gestade des Jordans bei Jericho unter Gezelten wohnte. Im neuen Testamente eröffnet aber den Reigen dieser um Gottes Willen der Welt Entsagenden der heilige Täufer Johannes, welcher Vielen in seiner Zeit als der wiedererstandene Elias galt und mit seinen Jüngern in derselben Gegend weilte, und im härenen Gewande, von Heuschrecken lebend, strenge Bußübungen wirkte. Wie Johannes nach Isaias Weissagung den Weg des Herrn bereitet und seine Pfade gerade gemacht hatte, so schritt auch das Einsiedlerwesen dem sich ausbreitenden Christenthume voran und bereitete demselben den Weg in und durch das Heidenthum, ebnete demselben die Pfade in die Gemüther. „Wohl seien es tapfere ruhmbekränzte Häupter, heißt es, wie Görres (Mystik I. 184) treffend bemerkt, nach dem Principe des Einsiedlerwesens, die in der Welt sich üben; muthig, fromm und enthaltsam möchten sie unschwer das Höchste erringen; aber doch sei ihnen zugetheilt, mit weltlichen Dingen

sich vielfach zu schleppen und hart zu bekümmern; und so in Anspruch genommen und geplagt, möchten sie nur schwer beharrlich dem Höhern sich zuwenden. Dagegen biete die Einöde sich dar, um in ihr ungetheilt und ungestört dem beschaulichen Leben sich ganz hinzugeben; und wer diesen Theil erwählt, der wandle mit Gott, erhebe sich zu ihm und preise ihn durch all sein Trachten und Thun. In diesem Sinne waren die Einsiedler keineswegs die Ritter und Schirmvögte der neuen Lehre; sie hatten jeder epischen Wirksamkeit, jeder unmittelbaren Einmischung in die Angelegenheiten der äußern Welt entsagt; nur so viel von dieser unabtrennbar jeder Persönlichkeit anhängt, folgte ihnen in die Einsamkeit, und es mußte dort der Zucht der strengen Regel sich willig fügen. Und indem sie unter dieser Disciplin des nationell wilden, unbändigen Naturelles Meister wurden, standen sie da als Muster dessen, was die Begeisterung der neuen Lehre Wunderbares vermöge, den Heiden ein Gegenstand der Achtung und des Erstaunens, den Christen der Verehrung und Nacheiferung; der Welt ein Vorbild im Kleinen dessen, was ihr im Großen, innerhalb der Bedingungen ihres Daseins durch Selbstbeherrschung erreichbar sei. Als Religiosen und Lehrer aber haben sie gleichsam den alten Psalter unter christlichen Verhältnissen fortgesetzt; es ist die Lyra heiliger Dichtung, dem epischen Tumulte der Geschichte gegenüber, die, auf Bergeshöhe entrückt, den Rhythmus ihres Lebens und Handelns regelt; lyrisch haben sie das Christenthum er-

faßt und ausgesprochen, und wo der durchgehende Ernst, der nur in der Ausartung finster wird und menschenfeindlich, es irgend gestattet, nimmt ihr ganzes Wesen durchgängig religiös-idyllischen Charakter an.“ —

Malaja erhielt durch die Unterhaltungen und Erörterungen, welche sie über christliches Einsiedlerwesen vernahm, wieder einen neuen Blick in Regionen des Christenthumes, deren Dasein sie früher nur von oberflächlichem Hörensagen hatte kennen lernen, die sich ihr nun aber unter den Erläuterungen, welche sie darüber aus kundigem Munde erhielt, zu unabsehbaren Weiten aufschlossen. Natürlich endete auch diese Erweiterung ihrer religiösen Erkenntniß, wie jede frühere, mit einem neuen Wachsthume ihrer Ehrfurcht vor einem Glauben, der solche colossalen Wirkungen hervorzubringen im Stande war. Die Gäste des Paters Pedro drangen in denselben, seinem Einsiedlerleben, ihnen zu Liebe, ein Ziel zu setzen. Allein derselbe war nicht zu bewegen, von der lieblichen Einöde und den geistlichen Zauberreizen, welche ihm dieselbe stündlich in buntester Mannichfaltigkeit erschloß, schon jetzt Abschied zu nehmen. Er fühlte außerdem, daß seine leibliche Erstarkung von den Leiden, welche er zugleich in der frischen Bergluft gesucht, noch nicht weit genug vorgeschritten sei, um seinem Berufe unter den Wilden, wie er denselben aufgefaßt, mit Energie obzuliegen. Die beiden Frauen waren über diesen Entschluß gar betrübt, weil sie von der wohlthuenden

Nähe und Ansprache dieses heiligen Mannes sich so angezogen und angefesselt fanden, daß sie schier vermeinten, hinfort ohne denselben noch nicht wieder leben zu können und für nöthig erachteten, seiner Nähe noch länger zu genießen. Mit der liebevollsten Abwehr wandte Pedro solche Gedanken ab. Er wußte durch freundliche und hinreißende Vorstellungen, deren liebreichen Nachdrucke Malaja und Donna Mencia keinen Widerstand entgegenzusetzen vermochten, sie zur Heimkehr ohne ihn zu bestimmen und sie zu überzeugen, daß es, wie für ihn, so auch für sie zur heilsamen Uebung im Abbruche höchst ersprießlich sein werde, wenn sie ohne ihn ihres Weges zögen. Mit schwerem Herzen fügten sich die Gäste der von ihnen verlangten Entsagung und traten ihre Heimkehr nach Imperial an.

Um und in Cañete hatten sich inzwischen, wie bereits oben angedeutet worden, kriegerische Aussichten eröffnet. Don Garcias hatte den Ort in der Erwartung verlassen, daß die Araucaner, welche in drei Monaten vier Schlachten verloren hatten und nach seiner Berechnung ziemlich geschwächt sein mußten, während seiner auf mehre Monate berechneten Abwesenheit nichts Bedeutendes wider die Spanier unternehmen würden. Seine Vorsicht hatte aber die Zähigkeit des Muthes der Araucaner zu gering angeschlagen. Ihre Niederlagen und Verluste hatten weder ihre Zu=

versicht gebeugt, noch ihren Muth entkräftet, sondern ihre Beharrlichkeit gestählt. Ohne die Saamenkörner der Zwietracht und des Mißtrauens, welche Marollo in die argwöhnischen und neidischen Seelen einiger entarteten Araucaner in seinem teuflischen Gebaren auszusäen gewußt und deren Aufgehen, Reifen und Frucht er ungeduldig entgegensahe, würde die ganze Nation wie ein Mann in geschlossener Masse auf Caupolican's Wink schon am Tage nach der letzten Niederlage sich wider die Spanier haben führen lassen, nachdem sie sich von ihrer Betäubung wieder besonnen hatte. Selbst ihr Gegner Ercilla fühlt sich gedrungen, den neunundzwanzigsten Gesang seiner Araucana mit einer Bewunderung und einem Preisen der Standhaftigkeit und des unverwüstlichen Muthes der Araucaner zu beginnen. Caupolican, welchen Marollo, während er Andere für den Frieden und die Ruhe zu stimmen suchte, immerfort zum Kampfe anreizte, hielt für zweckmäßig, den Kriegsenthusiasmus seiner Landsleute durch irgend einen großen Entschluß zu befestigen und noch höher zu entflammen. Nicht ohne Einwirkung Marollo's stellte er daher den um ihn versammelten Ulmeni vor, daß man den Entschluß fassen müsse, zu siegen oder zu sterben. Das letzte und einzige Hilfsmittel der Araucaner bleibe das Vertrauen auf ihren tapfern Arm. Um dieß immer vor Augen zu haben, empfehle es sich, alle andern Interessen und Anhänglichkeiten zu vertilgen, namentlich aber die eigenen Wohnungen und beweglichen Habseligkeiten den

Flammen zu übergeben, um sich selbst keinen andern Ausweg, als Sieg oder Tod zu lassen. Denn der Todte bedürfe keiner Habe, und der Sieger werde sich dieselbe leicht zu verschaffen wissen. Die Liebe zu solchen Dingen schwäche nur den tapfern Kampfesmuth. Wen nach Erholung gelüste, der möge bedenken, daß er an Ehre, Vermögen und Leben nicht mehr haben werde, als er dem Feinde abzugewinnen wisse. Wie sehr auch einige Caziken ein so verzweifelter Vorschlag stutzig machte, stimmten schließlich doch alle, selbst der weise und bedächtige Colocolo, ihrem Toqui bei. Vor allem weitern Vorschreiten drang Tucapel in dieser Versammlung darauf, daß sein noch unentschieden gebliebener Zwist mit Rengo, sobald derselbe hergestellt sein werde, durch einen Zweikampf zur Erledigung kommen müsse. Rengo war damit einverstanden und hätte trotz seiner Wunden schon heute den Strauß bestanden und sich sogleich auf Tucapel losgestürzt, wäre das Ansehen der ehrwürdigen Versammlung für seine Kampflust nicht ein Zügel gewesen. Caupolican, welcher von der Fortdauer des ungestillten Ingrimmes seiner beiden tapfersten Helden für die Nation sich keinen Nutzen versprechen konnte, willigte in Tucapel's Begehren. Eine große Ebene ward zum Kampfplatze ausersehen und alle Araucaner versammelten sich am dazu bestimmten Tage, um dem Schauspiele beizuwohnen. Bis an die Zähne bewaffnet, traten die Kämpfer einander entgegen. Der nun beginnende Zweikampf war ein Wunder von Geschicklichkeit, Bravour,

Schmerzertragung, Standhaftigkeit, Geistesgegenwart und schnellem Wiedergewinnen augenblicklich eingebüßter Vortheile. Dabei fehlte es auf beiden Seiten an schweren und zahlreichen Wunden nicht. Eine mächtigere Entwickelung unermüdlicher Kräfte war kaum irgend anderswo jemals gesehen worden, einer heldenmüthigern Ausdauer hatte wohl auch selten die Sonne geleuchtet. Einen schrecklichen Anblick gewährten die wuthentflammten, mit Staub, Schweiß und Blut besudelten Kämpfer, welche einander zuletzt alle Waffen, Schutz- und Wehrmittel zertrümmert hatten und, nachdem keine Waffen mehr anzuwenden waren, zum Ringen sich entschließen mußten, weil ihre Kampfbegier immer noch nicht gestillt war. Ohne daß Einer den Andern geworfen zu haben nachweisbar ward, stürzten beide zugleich und setzten, am Boden liegend, mit Zähnen und Nägeln den grimmigen Kampf fort. Dabei ergab sich nun, wie die sonst so edle Araucanerart doch noch an wildester, heidnischer Barbarei litt und der von der feinern Cultur nicht ergriffene Mensch keinen Halt hat, der ihn vor dem Zurücksinken in die Thierheit sichert. Denn wenn die beiden erhabensten Helden einer tüchtigen Nation wie wilde Bestien einander mit den Zähnen zerfleischen, so kann der Glaube an eine vollkommnere Bestimmung des Menschengeschlechts in kleingläubigen Gemüthern wohl wankend werden. Drei Stunden hatte die gewaltige Kampfanstrengung nun gewährt. Ohne daß einer der Kämpfer einen Vortheil über den andern gewonnen, der

ihn zum Sieger gemacht, lagen sie erschöpft, nur im Grimme noch ungebrochen, einander mit den letzten Kräften festhaltend, röchelnd und keuchend am Boden. Caupolican, welcher für beide fürchten mußte, wenn er sie nicht schnell trennte und den noch möglichen Augenblick zur Erholung vorübergehen ließe, gab Befehl, daß man sie von einander losmachte und jeden in sein Zelt trug. Sie waren beide in einem an Bewußtlosigkeit gränzenden Zustande und wurden erst, nachdem man ihnen mit den dienlichen Mitteln und Erquickungen beigesprungen, in erkennender Weise inne, was sich mit ihnen begeben hatte. Nachdem sie sich wieder erholt, mußten Tucapel und Rengo sich mit einander versöhnen und das feierliche Versprechen ablegen, nie in ihrem fernern Leben des Vergangenen zu gedenken und nimmer wieder gegen einander die Waffen ergreifen zu wollen, vielmehr einander fortan jederzeit als hochherzige Freunde in allen Fährlichkeiten unterstützen zu wollen. Sobald die wilden Gegner wieder im Stande waren, einem Gelage beiwohnen zu können, ward dieses Versprechen bei einem Schmause, dem alle waffenfähigen Leute beiwohnten, erneuert und besiegelt. —

Inzwischen nahete sich der Zuzug aus Imperial, welchen ein ansehnlicher Transport von Lebensmitteln begleitete. Im Passe von Cagucupil überfiel diesen Transport ein Corps von Araucanern. Da dieselben sich zu lange bei der Plünderung der Bagage verweilten, gewann Ercilla Zeit, mit seinen Spaniern

ohne sonderlichen Verlust zu entkommen. Die Einwohner von Cañete hörten mit großem Vergnügen, daß sie von Imperial Zuzug und Vorräthe zu gewärtigen hatten. Diese waren ihnen eine willkommene Verstärkung für den in naher Aussicht stehenden Angriff Caupolican's. Dieser ließ auch wirklich nicht lange auf sich warten. Mit großem Muthe fiel er, noch ehe Ercilla dieselbe erreicht hatte, die neue Stadt an und erneuerte mit unerhörter Beharrlichkeit die mehrfach abgewiesenen Angriffe. Seine Krieger hielten fünf Stunden lang ununterbrochen das Feuer der spanischen Besatzung aus. Wegen ihrer beispiellosen Tapferkeit, in welcher ihnen der Toqui strahlend voranleuchtete, hätten sie verdient, bessere Waffen zu haben. Denn jetzt vermochten sie beim Angriffe selber nur durch Ersteigung des Walles und durch Verbrennung der Pallisaden ihren Muth zu beweisen. Caupolican überzeugte sich aber zuletzt, daß bloß persönliche Tapferkeit zu diesem gefährlichen Unternehmen nicht ausreichte und stand von den erfolglosen Bemühungen, den Platz in seine Gewalt zu bringen, ab. Dieser unnütze Angriff, welcher viele Menschen gekostet, war ein Werk Marollo's, welcher dazu gerathen, um den Feldherrn mit seinem Volke zu entzweien, das der vielen Opfer, denen keine Erfolge entsprachen, überdrüssig zu werden begann. Marollo's Absicht war nur zu gut gelungen. Denn ein Theil seiner Leute begann zu murren und die Meinung unter sich zu verbreiten, Caupolican ziehe den Krieg nur deßhalb in die Länge,

um sich in der Toquiwürde noch recht lange behaupten zu können. Auch Caupolican machte die betrübende Erfahrung, daß das Glück das Vertrauen und die Anhänglichkeit der meisten Menschen zu einem Andern bestimmt und ein heute erfahrenes Mißgeschick die gestern noch innigste und wärmste Ergebenheit löst und erkältet. Marollo zeigte sich nur allzusehr geschäftig, dem Feldherrn die unliebsamen Reden zu hinterbringen, welche über denselben umliefen, und ihm zu Gemüthe zu führen, daß er, da die offenen Angriffe auf den Feind des gewünschten Erfolges entbehrten, den Verrath und die List zu Hilfe zu nehmen haben werde, wenn er der neuen Stadt, welche sich einer immer wachsenden Wichtigkeit erfreue und täglich stärker befestigt werde, sich bemächtigen wolle. Marollo rieth, ein solches Unternehmen ja nicht zu lange anstehen zu lassen und dazu die Zeit von Mendoza's Abwesenheit im Süden des Landes zu benutzen, da der Commandant Reynoso ein jedenfalls minder bedeutender und gefährlicher Gegner sei, als Don Garcias. Jetzt habe die Stadt zwar seinen Namen, aber nicht seinen Arm, und das erleichtere einen Anschlag auf dieselbe. Caupolican wurde von dem Schlangengewebe der Gründe, womit ihn Marollo zu umspinnen und von dem gewohnten Wege der Geradheit und Offenheit abzulenken unternahm, so berückt, daß er dem Vorschlage nachgab, den Pran, einen schlauen Araucaner, welcher hinter einem einfältigen und rohen Aeußern einen verschmitzten und ränke=

süchtigen Sinn verbarg und ein würdiger Genosse des falschen Heuchlers Marollo war, heimlich als Ueberläufer in die spanische Feste gehen zu lassen, um durch Anknüpfen verrätherischer Einverständnisse mit Chilesen, welche, den Spaniern dort zu dienen, der Auflehnung gegen dieselben vorgezogen hatten, die Uebergabe des Platzes an die Araucaner zu erleichtern. Pran langte glücklich in Cañete an und wußte durch die Lügen, mit denen er seine Flucht und die Aufgabe der Verbindung mit seinen Landsleuten auf eine mit seiner anscheinenden Einfalt gut übereinstimmenden Weise zu beschönigen verstand, allem Argwohne der Spanier zu begegnen. Man gab sich in Cañete nicht die Mühe, den einfältigen Burschen zu beobachten. Dieser that solches um so besser. Er hatte Augen für Alles. Bald waren von ihm alle Besonderheiten erspähet, deren Kunde seinem Feldherrn erwünscht sein konnte. Es fehlte ihm nur noch ein Vertrauter, welcher sich zum Verrathe an den Spaniern herzugeben bereit war. Diesen glaubte er endlich in einem Yanacona-Indianer gefunden zu haben, der bei den Spaniern diente und Andresillo hieß. Er schloß mit demselben nähere Freundschaft. Eines Tages, als Andresillo entweder aus Falschheit, oder um seinem neuen Freunde zu schmeicheln, sich über das unglückliche Schicksal ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes beklagte und seinem Schmerze über die Unterjochung desselben durch die Spanier anscheinend sehr beredte und tief aus dem Herzen kommende Worte lieh, entdeckte Pran, der bis dahin hiermit an

sich gehalten, jenem die wahre Ursache seiner Desertion. Er ging den Andresillo dringend an, ihm zur Beförderung seiner Absicht behilflich zu sein, wobei er ihm mit der gleißnerischen Aussicht schmeichelte, der Befreier des schmählich unterdrückten Vaterlandes werden zu können. Zugleich verhieß er ihm des großen und freigebigen Caupolican reichliche Gunst. Derselbe werde von dem Erfolge, der ganz auf Andresillo's Rechnung gesetzt werden solle, keinen andern Antheil in Anspruch nehmen, als das Verdienst, den würdigen Andresillo zur Ausführung eines so hochwichtigen Unternehmens auserwählt und ihm dasselbe aufgetragen zu haben. Der verschmitzte Andresillo stellte sich, als leihe er Pran's Einflüsterungen ein geneigtes Ohr und vernahm nun, wie gewünscht werde, daß er zum Einlasse einer araucanischen Heeresabtheilung zu einer Zeit behilflich sein möge, wo die spanischen Soldaten der Ruhe pflegten. Pran fügte so vieles Schmeichelhafte über die Rolle des Vaterlandsretters, die dem Andresillo zugedacht war, hinzu, daß er alle etwaigen Bedenken desselben gründlichst beseitigt zu haben vermeinte. Andresillo versicherte auch, er vermöge seinem Freunde Pran die innerliche Freude und den Jubel des Bewußtseins, daß in seine Hand das Wohl und die Befreiung des geliebten Vaterlandes gelegt worden, gar nicht würdig genug auszudrücken. Weder durch Angebot von Reichthum, noch Ehren und andern in der Welt hochgeschätzten Dingen habe ihm ein solcher Gefallen erwiesen werden können, als mit seiner Wahl

zu einer für sein Vaterland so wichtigen und heilsamen Thätigkeit. Andresillo trug dem Pran auf, Caupolican zur nähern Besprechung des Planes zu einem Stelldichein auf einer einsamen Stelle am Meeresstrande einzuladen. Während Pran aber voll innern Glückes, daß ihm sein Streich so wohl gelungen, sich zu Caupolican auf den Weg machte, hatte Andresillo nichts Eiligeres zu thun, als dem Commandanten Reynoso alles Erfahrene genau zu hinterbringen. Dieser war über die Mittheilung sehr erfreut, fiel dem Indianer, wenn Ercilla recht berichtet worden, um den Hals und dankte ihm auf die zärtlichste Weise, indem er Andresillo's Schlauheit und Anhänglichkeit auf die schmeichelhafteste Art belobte. Reynoso wies den ergebenen Indianer an, sich mit Caupolican am verabredeten Orte zu treffen und Alles, was die Vertheidigung des Forts befördern könne, auf's Genaueste in Obacht zu nehmen. Als die Zusammenkunft Statt fand, hatte Andresillo sich bei Caupolican eines ähnlichen Empfanges zu erfreuen, als ihm Reynoso zu Theil werden lassen. Andresillo spielte seine Rolle so gut und Caupolican hatte unter Marollo's Eingebung sich in dem Gedanken, daß von der Ueberrumpelung Cañete's das Glück der Araucaner abhänge, so festgerannt, daß ihm auch nicht der mindeste Zweifel über die Zuverlässigkeit des Mannes, dem er so wichtige Mittheilungen machte, beikam und er sich demselben mit rückhaltloser Offenheit hingab. Er sicherte Andresillo alle möglichen Ehren und Auszeichnungen

und andere Begabungen zu. Einen Augenblick schwankte Andresillo in seiner Treue gegen Reynoso, wovon besonders das edle Benehmen Caupolican's und dessen hehre und gewaltige Persönlichkeit der Grund war. Allein das Band des dem spanischen Feldherrn geleisteten Versprechens zog ihn zu diesem zurück. Er versicherte dem Toqui, wie alle die glänzenden Anerbietungen und Verheißungen über ihn nichts vermöchten und nur die Theilnahme für das gemeinschaftliche Vaterland gegen die Spanier, welche ihn in jeder Beziehung freundlich behandelt, zu der Undankbarkeit bewegen könnten, die man von seinem Patriotismus, der mit den Pflichten gegen die Spanier in schwierigen Conflict komme, erwarte. Es ward nun verabredet, daß Caupolican um die Mittagszeit, wenn die Spanier vom Nachtwachen, von der beginnenden Tageshitze und der reichlichen Einnahme von Speise und Trank ermüdet in ihrer Siesta der Ruhe und des Schlummers pflegten, mit seinen Leuten sich in der Nähe des Forts einfinden solle. Nun geleitete ihn Caupolican zu seinem Lager, zeigte ihm seine Krieger und machte ihm kostbare Geschenke. Noch einmal hatte Andresillo einen Anfall von Treue gegen seine Landsleute zu bestehen. Seine Abtrünnigkeit von denselben fiel ihm schwer auf's Gewissen. Allein Reynoso gewann in seinem Herzen auch über diese Anwandlung eine unterdrückende Gewalt, und er schüttelte sie alsbald von sich ab, um im araucanischen Lager sich Alles, was Reynoso von Wichtigkeit sein konnte,

zu merken. Darüber war er so lange von Cañete abwesend, daß Reynoso ihn bereits in Verdacht hatte, er sei den Spaniern abwendig geworden. Während seiner Abwesenheit war Ercilla eingetroffen. Erst spät am Abend kam Andresillo zurück und erstattete dem Commandanten genauen Bericht. Die ganze Nacht ward nun verwendet, Fort und Mannschaft in den allerbesten Vertheidigungsstand zu setzen. Es war, als ob die Sonne ihren Aufgang verzögere, um den Spaniern für ihre Veranstaltungen die nothwendige Zeit zu lassen. Ein dichter Nebel, welcher den Tag zurückhielt, hatte sich vor sie gelagert und das Fort für aus der Ferne Blickende unsichtbar gemacht. Nachdem Alles vorbereitet worden, trat im Fort eine lautlose Stille ein. Jetzt erst erhob sich die Sonne über den verdunkelnden Dunst und verscheuchte die Nebel in die Bergschluchten, wo sie als dünne Wölkchen an Bergspitzen und Baumgruppen sich zusammenzogen und hängen blieben, bis die höher steigende Sonne sie verzehrte oder der Wind sie auflöste. Nachdem die umherspähenden Kundschafter der Araucaner diese Stille wahrgenommen, meldeten sie Caupolican, wie der rechte Zeitpunkt des Angriffes eingetreten. Man fand sich an der bestimmten Stelle ein, wo Andresillo alsbald erschien und nach den ihm von Reynoso ertheilten Befehlen für die Aufstellung der Araucaner Rath und Anweisung ertheilte. Nun erschienen auch Caupolican und die Ulmeni, welche er zur Theilnahme an seinem, wie er vermeinte, so glücklich ausgesonnenem Unter=

nehmen gewonnen hatte. Es war ihm dieses nicht bei Allen gelungen. Denn Tucapel, Rengo und einige Andere hatten es abgelehnt, sich bei einem Ueberfalle zu betheiligen, der seinen glücklichen Ausgang von einer Verrätherei nehmen sollte. Sie nannten es Niedrigkeit und Feigheit, einen unvorbereiteten Feind zu berücken. Sie sahen nur einen ruhm- und preis-losen Sieg, der auf ehrlose Weise erzielt werde. Was den Krieg und Kampf in ihren Augen adelte, war die bewußte, die offene Gefahr, und wer ohne eine solche siegte, siegte für sie ohne Ehren. Sie begriffen ihren Feldherrn selber nicht, daß er einen Weg eingeschlagen, welcher im schreienden Widerspruche mit den auf langer Ruhmesbahn von ihm bethätigten Grundsätzen stand. Sie wußten nicht, wie der unerforschliche Rathschluß Gottes zuläßt, daß die Menschen sich selber verblenden, um in ihr Verderben zu rennen, und daß auch die höchsten Geister, wenn sie aus dem rechten Geleise gerathen, sich eben so zu Grunde richten, wie böse, welche für sich und Andere keinen andern Beruf zu kennen scheinen. Caupolican gebot den Seinigen, so leise aufzutreten, daß selbst der Boden die Tritte nicht spüre und das Gras den Abdruck nicht zeige; nicht die Furcht vor Lebensgefahr, sprach er, gebe ihm diese Weisung ein, sondern das Verlangen, den Ruhm des schönen Unternehmens ungeschmälert zu ernten. Er versprach mit großer Zuversicht seinen Araucanern, wenn man ihre Anwesenheit bis zu dem bestimmten Augenblicke nicht merke, sie siegreich hineinzuführen. Des Nebels

Mantel habe bisher des Tages helle Leuchte umschlossen gehalten, um ihren Pfad zu verbergen. Sie sollten sich hieran ein Vorbild für ihr eigenes Verhalten abnehmen. Ermüdet von den Nachtwachen, seien die Spanier im Schlafe, kein Späher zeige sich. Sobald die Araucaner die rechte Stellung eingenommen, werde er sie zum Angriffe führen. Eine nicht mindere Lautlosigkeit, als Caupolican bei den Seinigen durchführen wollte, beobachtete man in der Stadt. Als die Araucaner den Eingang zu derselben offen und unbesetzt, auch keine andere Hindernisse fanden, rückten sie in der besten Ordnung ein. Nachdem eine große Anzahl hineingekommen war, zeigten sich mit einem Male von allen Seiten die Spanier, sperrten das Thor, begannen unter den eingedrungenen und außer Fassung gekommenen Araucanern eine fürchterliche Metzelei, richteten das sämmtliche, mit Kartätschen beladene Geschütz von den Wällen auf die dicht davor sich befindlichen Araucaner und feuerten mit schnell auf einander folgenden Ladungen auf dieselben. Ein entsetzliches Blutbad war hievon die Folge, das um so furchtbarer sich gestaltete, je unerwarteter dieser Angriff den Araucanern kam. Die spanische Reiterei, zum Empfange des Feindes nicht minder vorbereitet, als das Fußvolk, rückte aus einem andern Thore gegen den abgeschnittenen Theil des araucanischen Heeres an und hieb Alles nieder, was dem Feuer des Geschützes entgangen war. Der Verlust konnte nicht unerwarteter und schrecklicher sein, wenn eine gewaltige Mine plötzlich

in die Luft gesprengt worden wäre und die unvorsichtig ihr nahe Gekommenen mit jähem tödtlichen Verderben erfaßt und vernichtet gehabt hätte. Kein Schuß, kein Hieb, kein Stich fiel vergebens. Kein tödtlicher Anschlag verfehlte seines Zieles in der durch die Verwirrung und das Gedränge fast wehrlos gewordenen Masse. Nie fielen bisher in diesem Kriege so viele Männer auf einmal, verloschen so viele Lebenslichter zugleich. Eine schauderhafte Mannichfaltigkeit von Arten entfaltete der grausame Tod, um die ihm verfallenen Opfer in seine Gewalt zu bringen. Vergebens focht Caupolican wie ein verzweifelter Löwe, überall gegenwärtig, wo die Gefahr am größten war, den Seinen voran und suchte ihren Muth zu beleben. So wunderbar er auch allen auf ihn selber geführten Streichen und den Schüssen, zu deren tausendfachem Ziele er sich machte, entging, so wenig vermochte er dem einmal unaufhaltsam über die Seinigen hereinbrechenden Verderben zu steuern. Reynoso und seine Leute, welche in der Art des Angriffes der Araucaner eine ehrlose, verruchte, heidnische, satanische Brutalität bestrafen zu müssen glaubten, gaben sich den grausamsten Rachegefühlen hin und schlachteten die Araucaner mit raffinirter Wuth. Mitleid und Verzeihen waren zwei Dinge, die an jenem Tage jedem Spanier abhanden gekommen zu sein schienen. Diese allerchristlichsten Helden erschienen in blutdürstige Kannibalen umgewandelt, und bei ihrem unmenschlichen Grimme hätte es auffallend scheinen können, daß sie

nicht auch das Fleisch der zahllos getödteten Araucaner genossen, wenn die stürmische Eile, womit sie dem Mordhandwerke oblagen, nicht der Erwägung Raum gegeben, sie hätten zu dieser unmenschlichen Krönung ihres Gebahrens eben nicht die erforderliche Zeit. Während die spanische Reiterei außerhalb der Stadt die Araucaner auf das Grausamste niedermachte, war es um die in der Stadt eingeschlossenen gar geschehen. Denn diese tapfern Männer hatten sich Einer für Alle und Alle für Einen vorgenommen, lieber auf der Stelle zu bleiben, als sich den Spaniern zu ergeben. Der leichtgläubige Pran, welcher unter den Ersten sich befand, welche in die Stadt eingedrungen waren, und sich auf eine so furchtbare Weise enttäuscht sahe, war auch einer der Ersten, welcher sich in der Absicht, durch einen theuer erkauften Tod seinen entsetzlichen Mißgriff zu sühnen, dem Angriffe der Feinde aussetzte. Mit verzweifelnder Todesverachtung und unerhörter Wuth stürzte er sich auf die Spanier, in deren Haufen er nur auf einen Gegenstand seine funkelnden Blicke gerichtet und mit diesen stierem Verlangen ausfindig zu machen gesucht hatte. Es war der unglückliche Andresillo. Pran hatte ein wahrhaft böses Auge auf ihn. Nachdem er sich mit Keule und Schwert, deren Wucht Alles niederschmetterte, was zwischen ihm und Andresillo Lebendes sich befunden, einen durch Blutsümpfe watend zurückgelegten Weg gebahnt, sank unter den brüllend als letzte Laute, die er vernahm, ihm in die Ohren gedrungenen Worten: „Hier

Dein Verrätherlohn, Du abtrünniger chilesischer Hund!" Andresillo mit schrecklich zerschmettertem Schädel dem vor Wuth ganz wahnsinnigen Prau leblos zu Füßen. Nachdem er diesen Sühneact seiner Uebereilung vollzogen, schien der Wuth-Paroxismus von ihm zu weichen und er fand seinen Tod von einer spanischen Kugel, die ihm in's Herz drang. Ungeachtet des schonungslosen Eifers, womit Caupolican seine Person überall an den gefährlichsten Punkten dem Tode und der Verwundung aussetzte, zeigte er sich doch an diesem Tage wie gefeict, da ihn weder eine Kugel noch sonst irgend eine Waffe auch nur berühren, geschweige verletzen zu können schien. Er erlebte daher das Glück oder Unglück, der allgemeinen Niederlage seines Heeres zu entgehen. Nur mit zehn seiner Getreuen entrann er dem Blutbade und der Gefangenschaft. Alle übrigen vor Cañete erschienenen Araucaner waren dem einen oder andern Schicksale erlegen. In den kläglichsten Umständen zog er sich mit diesen in unwirthbare Gebirgsthäler zurück, die er in beständiger Besorgniß, von den Spaniern gefunden und aufgehoben zu werden, durchirrte. Er hielt sich deßhalb nie länger, als einige Stunden am nämlichen Orte auf. Die Spanier, welche sich auf jegliche Weise in den Besitz des „gefährlichen Rebellen" setzen zu müssen glaubten, ließen Caupolican weder bei Tage, noch bei Nacht Ruhe, und so mußte er in unzugänglichen Gegenden umherstreifen, wenn er die Rettung Arauco's möglich erhalten und sich zu einem neuen Feldzuge gegen die

Spanier, wider welche er noch einmal ein Aufgebot zu Stande zu bringen hoffte, aufsparen wollte. Nachdem Reynoso dreizehn Ulmeni, welche sich unter den wenigen gefangenen Araucanern befanden, auf unmenschliche Weise vor die Mündungen von Kanonen hatte festbinden und in die Luft schießen lassen, errichtete er ein förmliches Verfolgungs-System gegen Caupolican. Er wollte durchaus, bevor Don Garcias von seinem Zuge nach dem Süden zurückgekehrt sein würde, die völlige Unterwerfung Arauca's bewirkt haben. Er hielt hiezu aber Caupolican's Vertilgung für eine unerläßliche Bedingung. Mit grimmigster Spionage ließ er das Land durch zahllose Späher durchsuchen, um das edle Wild zu fangen. Es blieb wohl kaum ein Winkel in Arauco undurchforscht. Obgleich die Araucaner, nachdem ihr Oberhaupt und sichtbarer Zusammenhalt sich zu verbergen genöthigt sahe, in ihrer Vereinzelung leicht unter die Spanische Botmäßigkeit zu bringen waren und obwohl sie den bisher vergötterten Caupolican als die Ursache ihres Unglückes betrachten mußten und ihm dafür in der Mehrzahl herzlich gram waren, so ward unter dem hochherzigen Volke doch kein Individuum gefunden, das sich der Drohungen und Lohnsverheißungen, mit denen die Spanier sehr freigebig waren, ungeachtet, dazu hergab, den Aufenthalt des großen Unglücklichen zu verrathen. Die einzige Person, die einer solchen Verrätherei fähig gewesen wäre, der unheimliche Marollo, wollte denn doch durch eine solche offenbare Schandthat den Credit,

dessen er sich unter den Araucanern noch erfreute, nicht auf ein unter den obwaltenden Umständen höchst wahrscheinlich verloren gehendes Spiel setzen und so blieb denn doch dem ruhelos umhergehetzten Caupolican der traurige Trost, daß er jedem aus seiner Nation sein Leben anvertrauen durfte. Die zehen Getreuen, welche er aus dem Blutbade von Cañete mit sich genommen, verließen ihn niemals und theilten sich in die Wache, wenn er von dem flüchtigen Umherstreifen ermüdet, je zuweilen dem Bedürfnisse der Ruhe nachgab. Donna Mencia und Pater Jago, welche von der dem Spanischen Edelmuthe wenig zusagenden Weise, womit Reynoso den Araucanischen Heerführer aufspüren ließ, in Imperial Kenntniß erhalten, boten Alles auf, um die mit Riesenschritten nahende letzte Katastrophe des gefallenen Helden aufzuhalten. Mit Recht sagten sie sich, daß ein so hoher Sinn, als Mendoza bisher gezeigt, wenn er auch nicht frei von Grausamkeit befunden worden, eine so ordinäre Hetzerei, wie Reynoso dieselbe angeordnet, nicht gutheißen und daher bei ihm die Befolgung eines andern Verfahrens zu erlangen sein würde. Selbst Pater Pedro war auf die zu ihm gedrungene Kunde von der Gefahr, in welcher Caupolican schwebte, aus seiner Klausnerei herbeigeeilt, um zur Rettung eines edeln Mannes, an dem er so vieles Große schätzen und bewundern gelernt hatte und dem er als großmüthigem Beschützer zu so hohem und vielfachen Danke verpflichtet war, das Seinige beitragen zu können. Nachdem er sich

mit Pater Jago verständigt, welcher die Mission übernommen, den Spanischen Oberfeldherrn, welcher im Süden von Chili neue Länder zu entdecken ausgezogen war, aufzusuchen und zu einer mildern Behandlung Caupolican's, als solche von Reynoso zu erwarten war, zu bestimmen, ging er seinerseits den verborgenen Toqui auszukundschaften, um ihm mit Rath und That nahe sein zu können. So groß waren das Ansehen und die Ehrfurcht, welche Pedro sich unter den Araucanern zu erwerben gewußt und so sehr waren seine heiligen Eigenschaften bereits in das Bewußtsein dieses für das Große und Erhabene so empfänglichen Volkes eingedrungen, daß er nicht nur unangefochten das Land zu durchziehen, vermochte, sondern auch überall selbst in der entlegensten Hütte ein lieber Gast war und mit Ehrfurcht aufgenommen ward. Die wahre und um Gotteswillen geübte Uneigennützigkeit und Liebe gegen die Mitmenschen ist einmal unwiderstehlich und gewinnt sich zumal, wenn sie in den lieblichen Formen und der freundlichen Weise wirkt, wie sie dem Pater Pedro eigen war, aller Herzen. Wie wäre ohne einen solchen begleitenden persönlichen Zauber, womit Gott von jeher seine Lieblinge begnadigte, auch die Anziehung erklärlich, mit der sie die Unerleuchteten um sich zu versammeln, festzuhalten und in so unglaublichen Massen zu bekehren wußten? Zwar wählt die unerforschliche Vorsehung auch andere Mittel, um die Völker, welche für ihre wahre Erkenntniß gewonnen werden sollen, zur Erleuchtung zu führen, indem sie namentlich die

gewaltsame Erschütterung der Herzen durch ihre plötzlich hervortretende Wundermacht zum Einbruche des neuen Lichtes in die Finsterniß ganzer Nationen benutzt. Allein ein gar häufig von ihr eingeschlagener Weg ist das Auftretenlassen von Persönlichkeiten, welche in einem lebendigen Vorbilde durch die Liebenswürdigkeit der von ihnen in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem Wandel und ihrer Wirksamkeit sich ausprägenden göttlichen Wahrheit, diejenigen, vor denen sie auftraten, für letztere einzunehmen und zu gewinnen wissen. Eine solche Persönlichkeit war unser Pater. In seinem äußerlichen Walten gleichsam die personificirte Liebe, übte er schon durch sein bloßes Erscheinen in den Umgebungen, in denen er auftrat, eine Herrschaft durch die ehrerbietige Scheu und die rücksichtsvolle Achtung, die er gegen sich nur durch seine Anwesenheit zu verschaffen wußte. Das war die Wirksamkeit des in ihm lebendigen göttlichen Geistes, welcher sich auf solche Weise an den Umgebungen bezeugt, in welche er eintritt, ohne daß diese ein bestimmtes Bewußtsein davon haben. Als am Tage der Auferstehung die beiden Jünger nach Emmaus gingen und Jesus zu ihnen trat, waren zwar ihre Augen gehalten, daß er ihnen als ein Fremdling erschien und unkenntlich war; allein „ihr Herz hatte doch in ihnen gebrannt, während er auf dem Wege mit ihnen redete." Eine ähnliche Empfindung verräth unverbildeten Gemüthern die Anwesenheit göttlicher Elemente in ihrer Umgebung, und sie erschließen unwillkührlich die zugehaltenen Blumen-

kelche ihrer Gefühle dem unbewußt von diesen Elementen ihnen zuströmenden Reize. Es brennt in ihnen. Sie wissen sich das aber nicht klar zu deuten. Mit einem solchen, Herzen eröffnenden Schlüssel begnadigt, durchwallte Pater Pedro, den selbst die wilden Bestien nicht anzufallen gewagt hatten, das Land Arauco, um seinen alten Gönner Caupolican ausfindig zu machen. Er durfte auch in der That nicht lange forschen. Keiner der Treuen, die um des Feldherrn Aufenthalt wußten, traute dem ehrwürdigen Manne eine ehrlose Spionage zu, wie der Ehrgeiz Reynoso's solche für erlaubt hielt. Er kam daher dem Aufenthalte Caupolican's bald auf die Spur. Im Dickicht eines schwer zugänglichen Bergwaldes, neun Meilen von Ougolmo entfernt, dessen Lage von Natur befestigt erschien, indem Sumpf und Gräben, welche den Weg dahin abschnitten, die Stätte umgaben, befand sich der Schlupfwinkel, in welchem, von seinen zehen getreuen Schutzmännern behütet, der schwer gebeugte Held von Arauco sein armes Leben verbergen mußte, um dem unterjochten Vaterlande die Aussicht auf Befreiung zu erhalten. Ein ganz schmaler und nur Wenigen bekannter Pfad leitete einen Waldbach entlang zu dem waldbekrönten Felsen-Labyrinthe, in dessen Naturhöhlen jetzt die Residenz des Toqui von Arauco befindlich war, der sein Lager in einer in diese Höhlen hineingezwängten, ärmliches Obdach gewährenden Hütte aufgeschlagen hatte. Eine Fallbrücke, welche über den hier jähen Abgrund des Waldbaches führte, machte die Hütte

zugänglich. War sie aufgezogen, so konnte Niemand hinüber gelangen, und die Bemühungen alsdann, auf andere Weise einen Uebergang zu erzwingen, waren so zeitraubend, daß der Belagerte auf andern geheimen, durch die Felsenwindungen sich schlängelnden Pfaden längst entkommen sein mußte, wenn der Angreifer über den Bach gelangte. Mit dem Brevier und dem Crucifixe bewaffnet, stieg Pater Pedro den ihm bezeichneten Pfad neben dem Waldbache hinan, eine wahre Kunststraße, insofern es gleichsam eine Kunst erforderte, auf derselben fortzukommen und die Richtung zum Ziele festzuhalten. Dem letztern endlich nahe gelangt, ward er von Caupolican bemerkt, welcher eben einiger Ruhe genossen hatte und vor den schützenden Felsen hinausgetreten war, um in der Wärme des Sonnenscheines die empfindliche Kühle, welche in der Hüttenhöhle seine Glieder durchdrungen hatte, wieder los zu werden. Sobald Pedro des Gesuchten ansichtig ward, hob er grüßend das Crucifix empor. Mit Befremden bemerkte er, wie Caupolican, welcher von erhöhetem Standorte auf dem jenseitigen jähen Rande des Waldbaches stand, auf die Kniee sank und wie flehend die Hände dem Kommenden entgegenstreckte. Dieser konnte aber nicht eher zu ihm gelangen, als bis die Brücke niedergelassen war, was einer von den zehn getreuen Araucanern Caupolican's besorgte. Erst als Pedro drüben angekommen war, erhob sich der Toqui und schritt mit verklärten, begeisterten Blicken auf jenen zu, nahm ihm das Crucifix

aus den Händen und bedeckte dasselbe mit ehrerbietigen Küssen. War der Pater schon über die demüthige Stellung, welche der araucanische Feldherr vorher eingenommen gehabt, höchlich verwundert gewesen, so ergriff ihn jetzt ein mächtiges Erstaunen, unter den Schauern einer mächtig sich regenden Empfindung, daß eben von der göttlichen Allmacht ein Wunder gewirkt sein müsse und er unbewußter Weise der Träger oder Vermittler desselben gewesen. Mit großer innerer Bewegung begrüßte Caupolican seinen geistlichen Vater, denn als einen solchen hatte er Pedro schon lange verehrt. Er schloß ihn feierlich in seine Arme und zog ihn bei Seite, um ihm zu eröffnen, wie ihm der Leib Christi an dem ihm entgegen erhobenen Kreuze mit einem Male an Ausdehnung gewachsen zu sein geschienen, wie er Farbe und Leben angenommen und die Augen geöffnet, aus deren mit Blut unterlaufenen Kreisen der Mann der Schmerzen ihm einen wehmüthigen, aber erbauungsvollen Blick zugeworfen, welcher wie ein leuchtender Strahl schwertartig in sein Herz gedrungen sei und ihn, ohne daß er widerstreben konnte, zu einer Anbetung des Gekreuzigten niedergezogen habe. Caupolican, welcher bei der mächtigen Bewegung, worin er sich befand, diese Mittheilungen nur in gebrochener Weise hervorzubringen vermochte, ließ während dieser Zeit das Crucifix nicht aus seinen Händen. Dasselbe erschien ihm jedoch nun wieder in seiner gewöhnlichen Größe, als ein Bild ohne besondere Auffälligkeiten. Er bezweifelte aber dessen unge=

achtet das von ihm wachend und mit Deutlichkeit geschaute Wunder nicht, welches mit dem ganz frischen übermächtigen Eindrucke seiner Wirklichkeit in seinem Innern sich abgedrückt hatte und durch keinerlei Reflexionen und Annahme optischer Täuschungen und anderer Mittel zu Sinnenirrungen sich dort hinwegwischen ließ. Bei aller Nüchternheit seines Verstandes während dieses Vorganges war er doch in seinen Empfindungen wie berauscht durch ein erhebendes, erleuchtendes, durchgeistendes, alle irdische Regung niederhaltendes Etwas, das er noch nie in seinem Herzen wahrgenommen, das aber eine Aehnlichkeit mit jenem Gefühle zu haben schien, das ihn ergriffen, wenn er sich Malaja's Vorzüge und edle Eigenschaften im Geiste vergegenwärtigt hatte und die Vorstellung der Vortrefflichkeit ihrer Seele der seinigen das Sehnen eingegeben hatte, sich in der Nähe und Atmosphäre dieses reinen Wesens befinden zu dürfen. Ein gotterleuchteter Psychologe, welcher einen hellen Einblick in Caupolican's Seelenzustand genommen, würde einen sehr brauchbaren Schlüssel zur Lösung des den Weltmenschen so unzugänglichen Räthsels gefunden haben, wie und warum die contemplative Jesusliebe und die mit dem unvergleichlichen Ausdrucke: Gottesminne bezeichnete Empfindung der alle übrigen Empfindungen im Geschöpfe verzehrenden Neigung zum Schöpfer von den ältesten Zeiten an in allen wahren Liebhabern des Herrn die Darstellung ihres Wesens, ihrer Innigkeit, Ueberschwenglichkeit und Unbeschreiblichkeit in Worten und

Ausdrücken zu ermöglichen, bemühet gewesen ist, welche dem Verhältnisse einer veredelten irdischen Geschlechtsliebe entnommen waren, und wie gerade dieses irdische Werthzeichen vom hohen Liede Salomonis an bis zu den Verzückungen des jüngsten in Gottesliebe entbrannten Verehrers Christi vorzugsweise gebraucht werden konnte, um eine annähernde Schätzung des höchsten himmlischen Gutes, dessen Aufnahme in sein Herz dem Menschen möglich ist, auszudrücken. Ein solcher Psychologe würde, wenn er zugleich ein Kenner der Cultur und Literatur des Mittelalters wäre, die befremdliche Erscheinung zu würdigen wissen, wie die Gottesminne nie allgemeiner und vollkommener geübt worden, als in jener Zeit, wo auch die Frauenminne auf dem höchsten Gipfel reinster und allgemeinster Cultur angelangt war, und wie und warum seit jenen mittlern Zeiten in beiden Gefühlen in der Masse der Menschen eine gleichmäßige Degeneration und Abnahme eingetreten ist, eine Erscheinung, welche würdig wäre, von einem in göttlichen Dingen recht erfahrenen Kenner des menschlichen Herzens und seiner irdischen Bezüge dargestellt zu werden. Einem solchen würden die Caricaturen, welche diese bildliche Aushilfe zur Bezeichnung überirdischer und unaussprechlicher Empfindungen in der verschrumpfenden Atmosphäre des bornirten Horizontes beschränkter Köpfe und ganzer Religionsgesellschaften (zu denen auch die sonst so vielfach achtbaren Herrnhuther gehören) hat erfahren müssen, einen sehr lehrreichen Aufschluß für sein Thema geben.

Er würde auf einem bisher fast noch nie betretenen psychologischen Pfade zu einem neuen Beweise für die Naturgemäßheit der Anschauungsweise der katholischen Kirche in den höchsten und tiefsten Regionen, die sie beherrscht: der mystischen Contemplation gelangen, an an denen der Weltweise mit seinem gläsernen Verstandsauge freilich in mitleidigem, aber hochmüthigem Achselzucken vorübergehet. Pater Pedro war ein solcher Herzenskundiger, wie denn überhaupt unter den Beichtvätern aus dem Franciscanerorden von jeher eine tiefere Erkenntniß des menschlichen Herzens nach der eben berührten Richtung hin sich offenbart hat. Er war nicht im Zweifel darüber, daß der Blick, welcher aus den Augen des Gekreuzigten auf Caupolican gefallen war, nur die an diesen ausdrücklich gerichtete Wiederholung der in den Sprüchen Salomons (XXIII. 26) an Alle ergangene Einladung: „Mein Sohn, gieb mir dein Herz," sein sollte, und er hielt es deßhalb für seine höchste Pflicht, bei solcher Bewandtniß seinem Freunde nunmehr mit allem Nachdrucke deutlich zu machen und auf ihn anzuwenden, was Deutoronomium X. 12. zu lesen: „Und nun Israel (Caupolican), was verlangt der Herr, dein Gott, von dir, als daß du den Herrn, deinen Gott, fürchtest und auf seinen Wegen wandelst und ihn liebest, und dem Herrn, deinem Gotte, dienest aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele." Er führte daher Caupolican zunächst zu Gemüthe, wie eine ähnliche Erfahrung, als er eben gemacht, so etwas

Ungewöhnliches nicht sei, und erzählte ihm mehre Fälle, in denen aus höhern Absichten Gottes Crucifixe momentane Lebensäußerungen von sich gegeben, namentlich wie der Heiland einen Arm vom Kreuze abgelöst, um die blinde heilige Luitgardis zu umarmen; wie ferner aus dem Crucifix, welches der heilige König von Schweden, Erich, der Apostel Finnlands, vor den Heiden aufstellte, hundert Strahlen hervorgebrochen und auf die erschreckten Heiden gefallen, welche augenblicklich niederknieeten und sich bekehrten, auch wie Jacobus de Blanconibus von dem Crucifixe, vor dem er betete, über und über mit Blut begossen worden. Hieran knüpfte er die Erzählung von der Erscheinung des Crucifixes, welche seinem heiligen Ordensstifter auf dem Berge Alverna zu Theil geworden war, und wie von den fünf Wunden des in der Luft schwebenden Crucifixes Strahlen ausgegangen und in die Hände, Füße und in die Seite des Heiligen eindringend, ihm gleiche Wunden beigebracht. Dann erläuterte Pedro seinem gespannt aufmerkenden Zuhörer, wie in dem Crucifixe sich der ganze Grundgedanke des Christenthumes concentrire und wie all das Erhebende, Tröstliche, Rührende, welches in dem Gedanken an den sterbenden Erlöser liegt, bei dem Anblicke desselben mit einer eigenthümlichen Gewalt in das Gemüth des gläubigen Christen fallen müsse, und wie durch ein ganz augenscheinliches Wunder diese Gewalt selbst an einem noch nicht bekehrten Heiden sich habe bezeugen wollen. Er zeigte ihm, wie der Kern dieser Gewalt

eben die Liebe sei, welche sich in der Leidensgestalt des Erlösers auf das Beweglichste personificirte. Mit begeisterter und begeisternder Rede schilderte Pedro dem gerührten Caupolican, wie die Liebe aller Menschen, aller Engel und Heiligen zusammen nicht den geringsten Grad der Liebe erreiche, die Gott zu einer einzigen Seele hat, und die, wie der heilige Chrysostomus sagt, stärker ist, als die höchste Liebe, mit der wir uns selbst zu lieben vermögen. Caupolican begriff, wie Gott zu jedem Menschen sagen könne und sage, daß er ihn von Ewigkeit geliebt und nur aus Liebe aus dem Nichts hervorgezogen und erschaffen habe, wie er denn auch beim Jeremias (XXXI. 3) sagt: „In ewiger Liebe habe ich dich geliebt.“ Unsere Eltern,“ sprach der Pater, „liebten uns auf dieser Welt zuerst. Allein sie liebten uns doch nicht eher, bevor sie uns kannten. Gott aber liebte uns schon, ehe wir waren. Er liebte uns, als unser Vater und unsere Mutter noch nicht waren, ja als die Welt noch nicht war, denn die Welt ist nicht ewig, sondern hat einen Anfang; Gott hat uns aber, wie er selbst sagt, in ewiger Liebe geliebt, d. h. so lange er Gott ist. In dieser Liebe hat er uns aus dem Nichts hervorgezogen, erschaffen und das Dasein gegeben. Uns und auch Dir, Caupolican, zu Liebe, hat er die herrlichsten Geschöpfe zum Dasein berufen: den Himmel, die Sterne, die Berge, das Meer und Alles, was da ist auf Erden. Allein Vieles fehlte noch, daß mit dem Allem seine Liebe erschöpft gewesen wäre. Er wollte sich auch noch sich selber uns, d. h.

einem jeden Einzelnen von uns, und insbesondere auch Dir geben. Er hat uns, wie der heilige Apostel sagt, geliebt und sich selbst für uns dahin gegeben. Das Elend, in welches uns die Sünde gestürzt, bewog ihn zu diesem Acte unglaublicher Selbstentäußerung. Die verruchte Sünde hatte den Menschen die Gnade Gottes geraubt, ihnen das Paradies verschlossen und sie zu Sklaven des höllischen Verderbens gemacht. Unter allen Arten, mittelst deren Gottes Allmacht uns von diesem ewigen Tode hätte erretten können, wählte er die, welche die Liebe, die ihn dazu bewog, auf die unzweifelhafteste Weise an den Tag legte. Er wollte selbst auf die Erde herabsteigen und Mensch werden, um uns vom ewigen Tode zu erretten, der Freundschaft Gottes wieder theilhaftig zu machen und uns den verlorenen Himmel wieder zu gewinnen. Ist das nicht ein Wunder der Liebe, worüber der Himmel und die ganze Natur erstaunen mußten? Würden es Deine Araucaner nicht für das wunderbarste Opfer der hingebenden Liebe halten, wenn Du, weil einer Deiner Unterthanen, der Dir theuer ist, Sklave geworden, selbst Sklave würdest und Dich ihm zu Liebe der fürchterlichsten Behandlung unterzögest, welche einem Sklaven zu Theil werden kann? Dieser Vergleich giebt aber nur eine schwache Vorstellung von dem Abstande, welcher zwischen dem stattfindet, welcher liebt und geliebt wird. Ich hätte freilich, immer noch nicht genugsam die Weite der Kluft bezeichnend, fragen sollen, welch' ein Wunder es sein würde, wenn

Du aus Liebe zu einem Wurme ein Wurm würdest? Weit, weit erhaben über solche stümperhaften Vergleiche und unermeßlich größer ist die Liebe, in welcher der Sohn Gottes sich erniedrigte, indem er aus Liebe zu uns Mensch ward. Er hat sich, wie der heilige Apostel Paulus sagt, selbst entäußert, Knechtsgestalt angenommen und ward im Aeußern wie ein Mensch erfunden. Ein Gott, mit menschlichem Fleische bekleidet! Und das Wort ist Fleisch geworden! Allein das ist nur der Anfang. Unser Staunen muß wachsen, wenn wir sehen, was dieser Fleisch gewordene Sohn Gottes aus Liebe zu uns elenden Erdwürmern gethan und gelitten hat. Würden bei der Allmacht, die mit diesem Sohne Gottes verbunden blieb, nicht ein Blutstropfen, den er vergossen, eine Thräne, ein Gebet hingereicht haben zu unserer Erlösung? Diese Thräne, dieses einzige Gebet, für unser Heil dem ewigen Vater von einem Gottmenschen dargebracht, würden einen unendlichen Werth gehabt und deßhalb zur Erlösung der ganzen Welt, ja unzähliger Welten genügt haben. Nur ihm genügte es nicht. Jesus Christus, dessen Bild auch Dich jetzt so liebevoll angeschaut, wollte uns nicht bloß erlösen, sondern durch die Beweise seiner unermeßlichen Liebe auch unsere ganze Liebe gewinnen. Darum erwählte er sich ein Leben der Leiden und der Verachtung und den bittersten und schmählichsten Tod, den man zu seiner Zeit kannte und von dem Dir dieses Bild eine schwache Vorstellung geben soll. Allem unterzog er sich, damit wir die

Größe seiner Liebe erkennen sollten. Er hat sich, wie sein hoher Apostel sagt, selbst erniedrigt, und ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Hätte unser Erlöser, wenn er auch nicht unser Gott, sondern nur ein einfacher Mensch und unser Freund gewesen wäre, mehr für uns thun können, als sein Leben hingeben? Sein nächster Freund auf Erden, sein Lieblingsjünger, bemerkt denn auch mit Rücksicht hierauf: „Eine größere Liebe, als diese, hat Niemand, daß er nämlich sein Leben hingiebt für seine Freunde." Was sagst Du dazu, mein lieber Caupolican? Würdest Du, wenn Dir der Glaube aufgegangen wäre, daß Jesus Christus, von dessen Leben, Wirken und Tode ich Dir vormals bereits so viel erzählt habe, dessen Du nicht vergessen sein wirst, aus Liebe zu Dir gestorben ist, daran denken können, etwas Anderes zu lieben, als allein Jesum Christum? Wenn vor der Menschwerdung des ewigen Wortes vielleicht ein Zweifel bei den Menschen möglich war, ob Gott sie zärtlich liebe, so ist ein solcher doch ein Unding, ja eine Unthat nach der Menschwerdung und nach dem Tode Christi. O mein Freund, Du hast, als ich bei Dir weilte, von mir so Vieles von der Menschwerdung und Erlösung, von der Geburt unseres Gottes in einem Stalle, von seinem Leben, Lehren und Wirken, von seiner Gefangenmachung, Verspottung, Geißelung, Dornenkrönung und seinem Tode am Kreuze gehört, daß ich Dir jetzt dasjenige, was er mit seiner Menschwerdung Alles übernommen, nicht zu wiederholen

brauche. Gott hat es genügend erachtet, um Dich zum Glauben daran reif zu finden und das Verlangen an Dich zu stellen, daß Du Dich von diesem Glauben erleuchten lassen und bekennen sollst, welche große Liebe auch Dir unser Gott in seiner Menschwerdung und in seinem Kreuzestode erwiesen hat! Daß dieß Gottes Forderung an Dich ist, ersehe ich aus dem verlangenden Blicke, welchen er von dem Kreuze auf Dich geworfen und wodurch er Dir hat zu erkennen geben wollen, wie er auch ganz insbesondere für Dich gelitten hat, für Dich mit gestorben ist. Auch Dich hatte er mit im Sinne, als er sprach (Luc. XII. 50): „Ich muß mich mit einer Taufe taufen lassen, und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist." „Mit meinem Blute," wollte er sagen, „muß ich mich taufen lassen, nicht um mich, sondern um die Menschen, um auch Dich, Caupolican, von den Sünden zu reinigen. Wie Vieles leide ich, bis mein Verlangen gestillt wird!" Dieses wollte Dir Christus zu Gemüthe führen, als er Dir seinen erbarmenden Blick zusendete. Caupolican, ist es Dir möglich, daran denken und leben zu können, ohne diesen Christus zu lieben? Wenn Du hörtest, in einem fernen Lande lebe ein schöner, frommer, edler, freundlicher, liebevoller Fürst, so würdest Du ihm Deine Liebe nicht versagen können, wenn er Dir auch gar nichts Gutes gethan hätte. Aber wie weit stehen diese liebenswürdigen Eigenschaften hinter den Bezeigungen zurück, womit Christus gerade um Deine Liebe dringendst

wirbt! Er hat alle Vollkommenheiten, und zwar in unendlichem Maaße. Er vereinigt in sich Alles, um liebenswürdig zu sein. Er ist die unendliche Güte, Schönheit, Weisheit, Freundlichkeit und Barmherzigkeit. Schon wegen dieser Eigenschaften müßtest Du ihn lieben, weil er mittelst derselben auf Deine Liebe Anspruch hat. Allein wenn Du Alles erwägst, was er für Dich gethan und gelitten, mußt Du ihn auch noch aus Dankbarkeit lieben. „Die Liebe Christi drängt uns," schreibt der Apostel, das heißt, eine Seele wird bei der Betrachtung der Liebe Jesu Christi zur Gegenliebe gleichsam gezwungen. So drängt sie auch Dich. Du wirst sie aber nicht in ihrem Umfange, ihrer Tiefe und Innigkeit eher richtig begreifen können, bevor Du Dich nicht des Glaubens an die Wahrheit des großen Geheimnisses unserer Erlösung versichert hast. Zu dieser Versicherung bedarf es nur Deines entschiedenen Willens, denn alle Gnaden, welche vorauf gegangen sein müssen, um den Menschen zu diesem entscheidensten aller Willensacte zu befähigen, hat Dir Gott mit zuvorkommender Liebe in reichlichster Fülle gespendet. Als Heiden war Dir Christus der Gekreuzigte, wie der heilige Paulus schon bemerkte, eine Thorheit, weil ein Heide es thöricht finden muß, daß der Urheber des Lebens für die Menschen sterben wollte. „Wie könnte ich," so durftest Du als Heide sprechen, „je glauben, daß ein Gott, der keines Menschen bedarf und in sich selbst glückselig ist, auf die Erde herabsteigen wollte, um menschliches Fleisch anzunehmen

und für die Menschen, seine elenden Geschöpfe, zu sterben. Das hieße eben so viel, als glauben, daß Gott aus Liebe zu den Menschen thöricht geworden sei. Nach den Dir zu Theil gewordenen Belehrungen und Erleuchtungen, darfst Du aber diese heidnische Rede hinfort nicht mehr führen, sondern muß das, was Dir eine Thorheit erschien, geradezu als die oberste Glaubenswahrheit anerkennen, daß Jesus der wahre Sohn Gottes, aus Liebe zu uns Elenden und Undankbaren Qual und Schmach und selbst den Tod erduldet hat. Du mußt ohne Umschweife mit dem Apostel (Ephes. V. 2) darin übereinstimmen, daß Jesus uns geliebt und sich deßhalb selbst für uns hingegeben hat. Diese Liebe mußt Du erkennen, mußt Du bekennen. Du mußt, wie der heilige Bernhard bei Betrachtung der Gefangennahme Christi bei Gethsemani gethan, sprechen: „Was hast du, mein Jesus, mit Stricken und Ketten zu thun, die nur uns Knechten und Sündern gebühren, während du der König des Himmels und ganz heilig bist? Wie bist du dazu gekommen, gleich dem gemeinsten Missethäter und Verbrecher behandelt zu werden? Wer hat dir dieses gethan? Die Liebe, ja die Liebe hat es gethan, die nicht Rücksicht nimmt auf die Würde, wenn es sich darum handelt, das Herz der geliebten Person zu gewinnen. Gott, der Unüberwindliche, ward überwunden durch die Liebe; die Liebe zu uns Menschen hat ihn bewogen, Mensch zu werden und sein göttliches Leben in einem Meere von Schmerzen und Verachtungen hinzuopfern."

Den Grad dieser Liebe können wir aber erst recht ermessen, wenn wir erwägen, was der Mensch, den Gott so hoch ehrt, eigentlich ist. Was hat denn Gott jemals für Gutes von uns empfangen, daß er sein ganzes Herz an uns hängt, um uns wohl zu thun und die große Liebe zu beweisen, die er zu uns trägt? „Gott hat den Menschen so sehr geliebt," sagt der heilige Thomas, „als wäre der Mensch der Gott seines Gottes und als ob Gott ohne des Menschen Glückseligkeit nicht selbst glückselig sein könnte." Ja wahrlich, mein theurer Caupolican, was hätte Jesus Christus mehr für Dich thun können, wenn Du sein Gott gewesen wärst, als daß er ein so schmerzvolles Leben so lange Jahre hindurch führen und endlich eines so grausamen Todes sterben wollte. Wenn der Heiland seinem eigenen Vater das Leben hätte retten müssen, hätte er mehr thun können, als er für Dich gethan hat? Wenn Dein Knecht so viel für Dich gelitten hätte, wie Dein Erlöser, könntest Du seiner vergessen und leben, ohne ihn zu lieben? Wahrlich, beim Hinblicke auf den Tod Christi sollte Jeder gleichsam außer sich kommen und, wie der heilige Paschalis gethan, beständig ausrufen: „Meine Liebe ist für mich gekreuzigt! Meine Liebe ist für mich gestorben!" Was hat denn nun Jesus mit dieser unermeßlichen Liebe, welche er uns erwiesen, bezweckt? Er wollte dadurch die volle Herrschaft über die Herzen der Menschen, auch über Deines, erlangen. Er ist, wie sein heiliger Apostel spricht, dazu gestorben, daß er über die Todten

und Lebendigen herrsche (Römer XIV. 9). Derselbe Heilige sagt: „Für Alle ist Christus gestorben, damit die da leben, nicht mehr sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben ist“ (II. Corinth. XXV. 5). So machten es auch die Heiligen. Im Vergleiche mit der Liebe, mit welcher Christus für uns Menschen gestorben, glaubten sie wenig zu thun, wenn sie aus Liebe zu ihm Alles verließen und hingaben, Hab und Gut, Ehre und selbst das Leben. Eine zahllose Menge von Großen der Welt, von Königen und Königinnen haben alle ihre Reichthümer, ihre Ehren, Verwandten, das Vaterland und selbst den Thron verlassen, um sich aus der Welt zurückzuziehen, in ein Kloster zu verschließen und einzig und allein der Liebe Jesu Christi zu leben. Millionen von Märtyrern haben es für das höchste Glück erachtet, unter den schrecklichsten Martern ihm ihr Leben hinzuopfern. Vornehme Jünglinge ohne Zahl, Legionen edler Jungfrauen haben der Verbindung mit den Großen dieser Welt entsagt und sind jubelnd dem Tode entgegen gegangen, um so in etwas die Liebe eines Gottes zu erwiedern, der aus Liebe zu ihnen gestorben ist. Daß er auch für Dich gestorben, wirst Du, mein lieber Caupolican, nun um so weniger läugnen können, als er Dir, nachdem Dich Alles verlassen hat, nachdem Dir Macht, Herrschaft, Anhang genommen worden, nachdem Du nur mit größter Anstrengung den feindlichen Nachstellungen Dich zu entziehen gewußt, nachdem alle menschliche Hilfe Dir abgeschnitten worden, Dir in

diese Wildniß gefolgt ist und sich Dir durch eins jener Mirakel bezeugt und offenbart hat, welche, wenn sie anderwärts geschehen, ihm zahllose Schaaren bekehrter Sünder zuwendeten. Du wirst hinter solchen Vorgängern nicht zurückbleiben und demjenigen Dich ergeben, der in so auffälliger Weise Dich eigens zu sich eingeladen, um mit ihm einen engern, vertrautern und ununterbrochenen Umgang zu pflegen, wozu Dir in dieser Abgezogenheit alle Gelegenheit geboten ist. Er hat noch mehr gethan. Seine Veranstaltung ist es, daß ich, einer seiner unwürdigsten Priester, mit ihm den Weg in diese Einöde gefunden habe und mich vom brennendsten Eifer entzündet fühle, Dich zu überzeugen, daß Du nichts Nöthigeres thun kannst, als jener Einladung unseres Herrn zu folgen. Du bist, nachdem Du in Deinem eigenen Lande ein Fremdling geworden, für die Auffassung, daß der Mensch auf Erden gleichfalls nur ein Fremdling ist, empfänglicher. Deine Lage ist ein Bild der Menschheit im Großen. Denk an die wahre, an die wirkliche Heimath, in welcher der Herrscher ist, der hienieden Dich mit dem Wunderblicke so barmherzig und einladend angeschauet. Rüste Dich zum Gange in diese Heimath. Du weißt nicht, wie lange diese Felsen Dir noch Sicherheit gegen die Verfolgung der Menschen gewähren. Den sonst braven Reynoso hat ein blutdürstiger Teufel erfaßt. Er ist lüstern nach Deinem Blute. Die Angst, vor Mendoza's Rückkehr mit dem Ruhme der völligen Unterwerfung Arauco's nicht zu Stande zu kommen, hat

ihn um alle menschliche Empfindung gebracht. Er fahndet nur auf Deine Person. Ehe er dieser nicht den Garaus gemacht, verzweifelt er am Gelingen seines Heldenwerkes. Verlaß Dich nicht auf die Treue der Araucaner. Du hast unter ihnen grimmige Feinde. Marollo's Intriguen sind nicht unwahrscheinliche Verbündete von Reynoso's blutdürstiger Verblendung. Deine Stunden sind vielleicht gezählt und füllen nur noch wenige Tage. Wende sie an, Dich zum Erscheinen vor dem vorzubereiten, an dessen Richterstuhle keine hier abscheidende Seele vorüber kommen kann, ohne ihr Urtheil zu empfangen. Siehe! Ich bin da, die Vorbereitung zu beginnen. Ein geweiheter Priester des Herrn, biete ich Dir meinen Beistand. Ein liebender Bruder meines Mitmenschen, bitte ich Dich flehentlich, das Wohl Deiner unsterblichen Seele im Auge zu haben. Außer der Kirche kein Heil. Im Namen Gottes des Allmächtigen fordere ich Dich auf, diesem ehrwürdigen Bunde, welcher die wahren Anhänger Christi vereinigt, beizutreten und von ihm die sacramentalischen Gnaden und Segnungen zu empfangen, welche Dich befähigen, getrost vor das Antlitz des Weltenrichters hinzutreten."

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte Caupolican Pedro's ganze Rede angehört. Sie verdollmetschte ihm nur, was der mitleidsvolle Blick des Erlösers vom Crucifix ihm mit stummer Beredsamkeit in's Herz gerufen. Seine innere Bewegung steigerte sich von einer Minute zur andern. Derselben ferner

nicht Meister, sank er auf seine Kniee und sprach voll innerster Hingebung, von häufigem Schluchzen unterbrochen: „Ja, mein geliebter Erlöser, ich erkenne wohl, wie sehr Du mich verpflichtet hast, Dich zu lieben, da Du meine Seele so theuer erkauft hast. Zu schrecklich wäre mein Undank, wenn ich noch etwas Anderes lieben wollte, als Dich, oder wenn ich einen Gott nur wenig liebte, der sein Blut und Leben für mich geopfert hat, der, nachdem mich Alle, welche in der Welt meine Freunde waren, aufgegeben haben, mir in die Abgeschiedenheit von der Welt nachgegangen ist, um sich mir besonders zu bezeugen. Wenn Du mir gefolgt bist, so ist es billig, daß ich Dir wieder folge. Wenn Du, wie ich nicht mehr zweifle, auch für mich armen, irrenden, unwissenden Sünder gestorben bist, so ist es billig, daß auch ich für Dich sterbe, mein Herr und mein Gott. Ich entsage der Liebe zu allen Geschöpfen und weihe mein ganzes Herz ungetheilt und allein Deiner Liebe. Ich erwähle Dich als mein einziges Gut, als meine einzige Liebe. Ich liebe Dich, meine Liebe! Ich liebe Dich. Ich wiederhole es vor diesem Deinem geweiheten Zeugen und will es immer wiederholen, so lange meinem Munde zu reden noch vergönnt sein wird; ich liebe Dich, meine Liebe, ich liebe Dich. Ja, mein Erlöser, ich will Dein Verlangen erfüllen, ich will Dich innig lieben, Dich allein lieben, mein Gott, mein Schatz, mein Alles. Und damit ich dieses vollkommener vermöge, will ich die dargebotene Hilfe des guten Vaters,

den Du mir gesendet, annehmen und mich in Deinem Herz erquickenden und beseligenden Glauben von ihm unterweisen lassen. Stehe mir nur mit Deiner Güte bei und gieb, daß ich Deinem Verlangen so vollkommen entsprechen möge, als es in meinen Kräften stehe. Gieb mir das Wollen, gieb mir das Vollbringen. Deiner Barmherzigkeit überlasse ich mich gänzlich." — Innigst gerührt von dieser wunderbaren Bekehrung eines stolzen, wenn auch edeln Heiden, weinte der Pater Pedro Thränen der reinsten Freude und dankte Gott, welcher so Großes an den Menschen thut. Er zog, nachdem er ihm den heiligen Segen ertheilt, seinen neuen Sohn und Jünger an sein Herz empor und schloß ihn zärtlich voll frommer Inbrunst in seine Arme. Weil bei Caupolican's Sinnesänderung das Kreuz ein so mächtig wirkender Hebel gewesen war, so hielt es Pedro für angemessen und kam damit auch den Wünschen seines neuen Schülers genau entgegen, denselben zunächst in der Lehre vom Kreuze zu unterweisen und ihm die Bedeutung zu erklären, welche dieses Symbol unseres Heiles für jeden wahren Liebhaber des Heilandes hat und haben muß; denn es ist das heiligste Zeichen in der ganzen Christenheit, das specifisch christliche Zeichen. Das Kreuz, als das Werkzeug, an und mit welchem Jesus den höchsten und letzten Act der Erlösung vollbrachte, galt den Christen seit Stiftung der Kirche als das erhabenste und bedeutsamste der Symbole ihrer Religion, als das eigenthümlichste Wahr- und Ab-zeichen ihres Glaubens

und war von jeher ein Gegenstand hoher Verehrung. An das Wort vom Kreuze knüpfte man seit Entstehung der Kirche, wie auf dem Gebiete des christlichen Cultus, so auf dem Gebiete des christlichen Lebens die höchsten religiösen, wie sittlichen Gedanken des Christenthumes. Die figürliche Anwendung vom Worte des Kreuzes war bereits von Christus selbst und den Aposteln, namentlich dem heiligen Paulus, auf die vielseitigste Weise eingeleitet und geheiligt worden. Christus hatte schon während seines Lehrwandels wiederholt das Kreuz, welches der Missethäter selbst auf den Richtplatz tragen mußte, als das Bild vom Inbegriffe alles Schmerzlichen gebraucht. Wiederholt hatte er gesagt: „Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth.“ Die Apostel aber kannten keinen höheren Ruhm, als im Kreuze des Herrn, und der Grundgedanke alles dessen, was sie predigten und schrieben, war „Christus der Gekreuzigte.“ Sie wollten, indem sie mit Christo gekreuzigt zu sein wünschten, nach seinem Beispiele leiden, indem sie das Fleisch oder den alten Menschen kreuzigten, der Sinnenlust abstarben, sie wollten, daß durch Christus ihnen die Welt gekreuzigt sein möchte und sie der Welt. Die gleich hohe Bedeutung und vielseitige Anwendung fand der Gedanke vom Kreuze auch bei den apostolischen Vätern. Neben dieser mannichfachen Anwendung im Worte kam das Kreuz als Geberdezeichen bald in vielfachsten Gebrauch. Bereits im zweiten Jahrhundert finden wir bei den Gläubigen üblich, sich beim Beten

und andern Handlungen, denen man einen religiösen Ausdruck oder Anflug geben wollte, mit dem Zeichen des Kreuzes zu segnen. Die ältesten Schriftsteller reden davon, als von einer allgemein beobachteten Sitte und einige von ihnen schreiben dieselbe ausdrücklich schon den Aposteln zu. Tertullian bezeugt ausdrücklich: „Bei jedem Schritte, bei jeder Bewegung, beim Eingange und Ausgange, beim Ankleiden und Anlegen der Schuhe, beim Waschen, bei Tische, wenn wir uns niederlegen, wenn wir uns niedersetzen, bei jedem Geschäfte bezeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes," und der heilige Chrysostomus ermahnt die Eltern, ihre Kinder frühzeitig zu lehren, daß sie ihre Stirn bezeichnen, und so lange sie es selbst noch nicht können, über ihnen das Kreuzzeichen zu machen. In ununterbrochener Folge hat sich dieser Brauch unter allen Bekennern Christi fortgepflanzt und die Griechen befolgen denselben noch heute, wie die Lateiner. Bei den akatholischen Glaubensgenossenschaften, welche sich zu den Christen rechnen, wird außer dem etwa verbliebenen kirchlichen Gebrauche das Kreuzzeichen fast nur noch in abergläubischer Meinung gebraucht. Der Katholik, welcher die Wirksamkeit dieses Zeichens namentlich in der Stunde der Gefahr und Anfechtung kennen gelernt, erinnert sich beim Gebrauche desselben zunächst desjenigen, durch welchen das Kreuz seine Würde und seine Bedeutung erhalten hat und zum Zeichen unserer Erlösung erhoben ist. Wir vergegenwärtigen uns sein Leiden und mit demselben seine

Liebe. Wir eignen uns damit die Früchte seines Kreuzes auf's Neue zu. Wir bekennen dadurch öffentlich unsern Glauben an ihn und seine heilige Lehre. Wir verehren, indem wir dabei zugleich der Herrlichkeit des Vaters und des heiligen Geistes gedenken, das unergründliche Mysterium der allerheiligsten Dreieinigkeit. Wir drücken dadurch den Entschluß aus, dem dreieinigen Gotte, der durch den Gekreuzigten uns errettet hat, mit Gedanken, Worten und Werken treu zu dienen. Wir erbieten uns zur willigen Uebernahme des Kreuzes, das auch wir Christo nachzutragen von Gott gewürdigt werden sollen. Wir erflehen den Beistand seiner Gnade um des Gekreuzigten willen in allem unserm Thun und Wollen. Wir übergeben uns vertrauensvoll seinem mächtigen Schutze gegen alle Widersacher, vornämlich gegen die Feinde unserer Seele, mit Gut und Leben, mit Allem, was wir sind und haben, für Zeit und Ewigkeit. Darum wird das Zeichen der Hand auch jederzeit mit bezüglichen Worten begleitet und man spricht, wenn man sich bekreuzt, entweder: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste," oder „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," oder: „Unsere Hilfe stehet im Namen des Herrn," oder irgend einen andern eben geeigneten Spruch. Diese Häufigkeit der Anwendung des Kreuzzeichens darf nicht auffallen. Das ganze Leben Christi war ein Kreuzgang, ein Weg der Selbstverläugnung; darum soll auch unser ganzes Leben, wie der heilige Paulus (Hebräerbrief

XII. 1 flg.) will, ein Weg des Kreuzes sein; wir sollen auch in dieser Hinsicht nichts Anderes zu wissen verlangen, als Christum und zwar Christum den Gekreuzigten. Christi eigene Einladung zum täglichen Kreuztragen (Lucas IX. 23), zur täglichen Selbstverläugnung ist höchst dringlich. Darum ist auch der häufige Gebrauch dieses gesegneten Zeichens ganz in der Ordnung. Daß erst nachdem die Anwendung des Kreuzes im sprachlichen figürlichen Gebrauche und als Zeichen lange Zeit im Gange gewesen, das Kreuz selbst und namentlich das Bild des Gekreuzigten an demselben den Augen der Gläubigen vorgestellt ward und in allgemeine Verehrung kam, hatte seinen ganz natürlichen Grund darin, daß eine solche äußere Sichtbarkeit in den ersten Zeiten der vielfachen Verfolgungen ihre große Gefahren hatte und deßhalb der religiöse Gebrauch dieses Symboles im Verborgenen gehalten werden mußte. Diese Zurückhaltung fiel hinweg, nachdem Kaiser Constantin dieses Symbol öffentlich verherrlicht hatte, indem er die Reichsfahne nach seinem Siege über Maxentius, den man der bekannten Kreuzerscheinung zuschreibt, mit diesem heiligen Zeichen schmücken und dasselbe bei seinem öffentlichen Einzuge in Rom an einem öffentlichen Platze mit der Inschrift: „Daß durch dieses heilbringende Zeichen der Sieg und die Befreiung der Stadt vom Tyrannen errungen worden sei," aufrichten ließ. Dieser öffentlichen Huldigung folgte die Aufstellung des Kreuzes in Kirchen und Palästen, das Erscheinen desselben auf

Gemälden und Münzen und die Erhebung zum allgemeinen Feldzeichen und Reichspanier. Ein neuer Anstoß für die Verehrung des Kreuzes Christi war die Auffindung des wahren Kreuzes durch die Kaiserin Helena, welche die heidnischen Tempel und Symbole, die über dem Grabe des Erlösers zu zweihundertjähriger Entweihung und Vernichtung der Erinnerung an dasselbe aufgerichtet waren, niederreißen ließ und nach Ausrottung der an dieser heiligen Stätte geübten Gräuel das Grab Christi und die Kreuze, an denen er und die mit ihm gekreuzigten Schächer gestorben, entdeckte und zu neuen Ehren brachte. Nun kam auch in Umlauf, was die Legende aus der Tradition von diesem Urkreuze aufbewahrte und welche hundert und zwanzig Jahre, nachdem Pedro dieselbe seinem Freunde Caupolican mitgetheilt, Calderon in der unvergänglichen Dichtung: Die Seherin des Morgens, verherrlicht hat. In diesem herrlichen Gedichte enträthselt die Königin von Saba dem Jünglingskönige Salomon, indem dieser sie auf einem hölzernen Stege über den Bach Kidron führen will, die Wunder des heiligen Holzes also: Adam sandte auf dem Todtenbette seinen frommen Sohn Seth zum Paradiese zurück, Gott um „das Oel des Erbarmens" anzuflehen. Aber der Engel, welcher das Paradies hütete, wies dem Seth einen mitten unter den grünen Bäumen des Paradieses einsam stehenden, ganz dürren Baum, den Baum des Todes. Als Adam die trostlose Botschaft bekam, starb er gleichwohl in der Hoffnung, aus seinem Grabe

werde der Baum des Lebens hervorwachsen. Das Grab befand sich unter dem nachmaligen Calvarifelsen, welcher, weil Adams Schädel dort sich befand, den Namen Schädelstätte führte. Ueber dem Grabe Adams erwuchs nun ein Oelbaum. Von diesem pflückte nach der Sündfluth die Taube Noä den berühmten Oelzweig. Noa pflanzte diesen Zweig auf den Berg Libanon. Daraus erwuchs ein Stamm, welcher nicht mehr Oelbaum, sondern dreifach zugleich Cypresse, Palme und Ceder war. Als Salomo nun seinen Tempel bauete und unter vielen andern Bäumen auf dem Libanon auch diesen fällen ließ, war er unbrauchbar gefunden und als Brücke über den Bach Cedron gelegt. Hier nun erkannte die Königin Saba denselben und sahe in einer Vision den am Kreuze, das aus diesem Holze gezimmert worden, hängenden Heiland und sein Blut in Gestalt von Rosen und Nelken vom Baume niederfallen. Da wollte sie die Erste sein, die dem Heiland sein Kreuz tragen helfe und legte zu seiner Erhebung die erste Hand an, wobei Salomo sie unterstützte. —

Nachdem das Kreuz sich als Symbol öffentliche Geltung und Verehrung errungen, nachdem die anfängliche Scheu, die Aufstellung der Bilder möge in den Götzendienst zurückführen, sich verloren und nachdem die Auffindung des wahren und geschichtlichen Urkreuzes dieser Verehrung einen sichtlichen Rückhalt gegeben und in den Kirchen sogar der Kreuzeserfindung ein besonderer Cultus gewidmet worden war, wurden überall in denselben mehre Cruzifixe aufgestellt. Der Zweck

dieser Aufstellung war kein anderer als die Belehrung und Erbauung der Gläubigen und die zweckmäßige Ausschmückung der Kirchen, welche überhaupt die Einführung von Bildern in den letztern hervorgerufen hatten. Sehr treffend sagt in dieser Beziehung Leontius: „Die Bilder sind nicht unsere Götter, sondern vielmehr aufgeschlagene Bücher, welche in der Kirche erklärt und verehrt werden, damit wir durch den Anblick derselben Gottes eingedenk werden und ihn anbeten." Papst Gregor I. schrieb an den Bischof Serenus von Massilien, welcher aus unklugem Eifer die Bilder zerstört oder hinausgeschafft hatte, um dem schon damals vernommenen und immer und immer wiederholten Vorwurf, dieselben würden angebetet, zu begegnen: „Du hättest nicht zerbrechen sollen, was nicht zur Anbetung, sondern zur Belehrung der Unwissenden in den Kirchen aufgestellt worden war. Ein Anderes ist es, ein Bild anbeten und ein Anderes, aus der durch ein Bild dargestellten Geschichte erlernen, was man anzubeten habe. Denn, was für die, welche lesen, die Schrift ist, das ist für die des Lesens Unkundigen ein Bild, indem an diesem auch die Ungebildeten schauen, welche Wege sie zu wandeln haben; denn in ihm lesen die, welche der Schrift nicht kundig sind." In gleichem Sinne schreibt derselbe Gregor in einem andern Briefe: „Die Malerei wird zu dem Ende in den Kirchen angewendet, damit die, welche der Buchstabenschrift unkundig sind, wenigstens an den Wänden lesen, was sie in den Büchern nicht lesen

können.“ Noch deutlicher aber drückt er sich in einem Briefe an Secundinus aus: „Ich weiß wohl, daß du das Bild unseres Heilandes nicht deßwegen verlangst, um dasselbe als Gott zu verehren, sondern um dich an Ihn zu erinnern und um in dir die Liebe zu dem zu entzünden, dessen Bild du zu sehen wünschest. Auch wir werfen uns vor dem Bilde nicht wie vor einer Gottheit nieder, sondern wir beten den an, dessen Geburt und Leiden oder Sitzen auf dem Throne das Bild unserm Andenken vorstellt, und demnach werden die entsprechenden Gefühle der freudigen Erhebung oder mitleidvollen Theilnahme in dem Herzen erregt.“ Diese im christlichen Alterthume geschriebenen Worte geben die Theorie und Praxis der ältesten Kirche durch den Mund ihres Oberhauptes ganz unzweifelhaft zu erkennen. In gleichem Sinne sprach sie die gegen die Bilderstürmer gerichtete zweite nicänische Synode (787) aus, indem sie sagt: „Die Lesung des Evangelii, die wir mit dem Gehöre vernehmen, fassen wir im Geiste auf; und schauen wir durch das Gesicht die Bilder an, so werden wir in ähnlicher Weise geistig unterrichtet, erhalten sonach durch zwei Dinge, die sich gegenseitig unterstützen, durch die Lesung nämlich und die Gemälde Kenntniß von einer und derselben Sache, indem wir an die geschichtlichen Thatsachen erinnert werden.“ So hat die Kirche, in deren Entscheidungen sich immer die höchste Weisheit ausspricht, dem Kunsttriebe, der von dem Schöpfer in die Seele bedeutender Menschen gelegt ist und welcher

eine Auszeichnung des damit begnadigten Individuums, ist, in der einfachsten und treffendsten Weise seine Berechtigung ganz deutlich zugesprochen. Die einseitige und bornirte Auffassungsweise, welche man den Worten Christi gab: Gott solle im Geist und in der Wahrheit angebetet werden, um die Berechtigung aus der heiligen Schrift herauszulesen, alle Ceremonieen mit Füßen zu treten und die heil. Bilder zu zertrümmern, ist ein unseliger Irrthum, dem die Kirche, die Grundsäule und Wahrheit, niemals hat huldigen können. In ihrer großartigen Anschauungsweise erhob sie sich stets über alle verkrüppelnden Tendenzen, womit ein gutgemeinter aber gimpelhafter Pietismus, die edelsten Anlagen und Fähigkeiten des nach dem göttlichen Ebenbilde geschaffenen Menschengeistes beschränken und in seinem angeborenen Fluge nach oben beschränken wollte. Schwingen, auf denen jener Geist diesen Flug zum Unendlichen oder deutlicher zur Gottheit empor zu vollbringen, befähigt wird, sind die ihm eingepflanzten Kunstvermögen. Göttlicher Abkunft, wie sie sind, hat die Kirche ihnen erst die richtige Bahn angewiesen und das hohe Ziel der christlichen Kunst in die Aufgabe gestellt, das, was über unsere sinnliche Anschauung erhaben, faßlich zu machen, das geoffenbarte Unendliche im Raume und in der Zeit darzustellen. Daher soll sie uns die Allgewalt des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe vergegenwärtigen und darstellen, das Christenthum in aller seiner Herrlichkeit erscheinen lassen. Sie soll uns das Evangelium in seiner Verwirklichung die Worte und Verheißungen

Christi in ihrer Erfüllung zeigen. Sie eröffnet uns eine Gallerie von Helden, die, so lange sie im Fleische wandelten, ein Abdruck des göttlichen Erlösers und seiner Lehre waren und nun im Glanze des Vaters in alle Ewigkeit thronen. Indem die Kirche die Bilder erlaubte und empfahl, erkannte sie der christlichen Kunst den ihr gebührenden Ehrenplatz zu und räumte ihr denselben ein, unbekümmert darum, ob böswillige oder pygmäenhafte Geister verächtlich oder gleichgiltig über die Kunst und ihre Erzeugnisse denken würden. Damit der schöne Zweck, welchen die Kirche durch die Bilder in den Kirchen und im Gebrauche der Andächtigen verfolgt, erreicht werde, soll das Volk darüber fortwährend belehrt werden. Die heilige Synode von Trient verordnet deßhalb: „Daß die Bilder Christi, der jungfräulichen Mutter Gottes und der übrigen Heiligen vorzugsweise in den Kirchen befindlich seien und bleiben, auch der schuldigen Ehrerbietung theilhaftig werden sollen, jedoch nicht, als ob man glaube, denselben wohne eine eigenthümliche göttliche Beschaffenheit oder eine Kraft ein, wegen welcher sie verehrt werden müßten, oder sie selbst wären im Stande, eine Bitte zu gewähren oder man dürfe auf Bilder ein Vertrauen setzen, wie ehemals die Heiden thaten, welche ihr Vertrauen auf Götzenbilder setzten; sondern weil sich die Ehre, die ihnen erwiesen wird, auf das Abgebildete, welches sie vorstellen, bezieht, dergestalt, daß wir in den Bildern, welche wir küssen, vor denen wir das Haupt entblößen und das Knie beugen, Christus

anbeten und die Heiligen, deren Abbild sie darstellen, verehren; wie solches in den Beschlüssen der Concilien, namentlich des zweiten in Nicäa, wider die Bilderstürmer ausgesprochen ist. Besonders sorgfältig sollen aber die Bischöfe Belehrung darüber geben, daß durch die Geschichten der Geheimnisse unserer Erlösung, wie sie in Gemälden und andern Sinnbildern dargestellt sind, das Volk im Andenken und in beständiger Erinnerung an die Artikel des Glaubens unterwiesen und befestigt werde, ferner aber, daß aus allen heiligen Bildern großer Nutzen geschöpft werde, nicht allein, weil durch sie das Volk an die Wohlthaten und Gaben erinnert wird, die ihm durch Christus zugetheilt worden, sondern auch, weil die durch die Heiligen von Gott gewirkten Wunder und die heilsamen Tugendbeispiele den Gläubigen vor Augen gehalten werden, auf daß sie Gott dafür Dank sagen mögen, ihren Wandel und ihre Sitten zur Nachahmung der Heiligen einrichten, angefeuert werden zur Anbetung und Liebe Gottes und zur Uebung der Frömmigkeit." Da die Bilder eine Sprache für das Gesicht sind, da die Sinne der geistigen Auffassung der Geschichte oder des sonst Dargestellten mächtig zu Hilfe kommen, so sind dieselben recht geeignet, die religiöse Erkenntniß von Personen, welche auf einem niedern Standpunkte der Bildung und geistigen Entwickelung sich befinden, zu fördern und zu unterstützen. Aus der Geschichte der Erlösung oder der Heiligen Gottes genommen, spricht das Dargestellte vor den Anschauenden in faßlicher, ergreifender

Weise zu deren religiöser Belehrung und Erbauung, weckt Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und Verehrung der Heiligen in Nachahmung ihrer Tugendvorbilder. So werden die Bilder und heiligen Symbole Lehr- und Erbauungsmittel, welche namentlich bei noch nicht zum Christenthume bekehrten Völkern von jeher mit dem ersprießlichsten Erfolge von den Missionarien angewendet worden, weil wie bei Kindern, so auch bei Völkern, welche noch im Kindheitsalter der Bildung stehen, die Einbildungskraft und die bildliche Anschauung lebhafter und reifer ist, als des Wortgedächtniß und die Denkkraft. Wirkt man daher zunächst auf jene, so bringt man solchen Nationen eben wie den Kindern auf die leichteste Weise durch Anschauung bei, was sie in Worten schwer begriffen haben würden, für deren Inhalt die etwa schon vorhandene Capacität noch große Schwierigkeit und nicht leicht zu bewältigende Unzugänglichkeit zeigt. Weil diese Erziehungs-Maxime von Missionären, welche sofort das zu bekehrende Volk zu einem lesenden und namentlich in der heil. Schrift lesenden machen wollen und ihre Katechumenen mit Lesestunden und Denkübungen quälen, außer Acht gelassen und die Bildsamkeit auf einem die Sinne zu Hilfe nehmenden Wege zu wenig beachtet wird, arbeiten solche Missionäre häufig mit einer Fruchtlosigkeit, welche zwar ihre Ausdauer und Geduld in einem glänzenden Lichte erscheinen, aber bedauern läßt, daß eine so wackere Unermüdlichkeit von so geringem Erfolge begleitet ist.

Pater Pedro bedurfte bei einem Manne von einem unter seiner Nation so hervorragenden Geiste wie Caupolican, der durch den frühern Verkehr schon mit so vielen christlichen Ideen vertraut geworden war, dieser Methode, um ihm die Lehre vom Kreuze und dessen Bedeutsamkeit als Bild und Symbol vorzutragen, weniger. Er fand ihn durch das erlebte Wunder reif zur Aufnahme der Gnade, seinen Verstand erleuchtet für die Erkenntniß jener Lehre, welche nach dem Abrisse, den Pater Pedro in seiner gedrungenen Darstellung gab, hier etwas weiter ausgeführt ist. Caupolican fühlte sich selig in der Unterweisung, welche er aus dem Munde eines so innigen Gottesfreundes über diese und andere Wahrheiten des Heiles empfing. Er vergaß in dem Entzücken, das die ihm gewordene Erleuchtung in seine Seele strahlte, alle Rücksichten, welche seine persönliche Sicherheit erforderte. Es war ihm ganz entfallen, daß er, um nicht Gefangener der Spanier zu werden, im eigenem Lande mehr, als Gefangener war. Erst der durchdringende Ruf der ausgestellten Schildwache, daß sich Spanier nahten, brachte ihm das Bewußtsein seiner Lage wieder zurück. Einen kürzlich gefangenen Indianer, den die Fessel der Gefangenschaft schwer drückte, hatte man durch schöne Verheißungen als Verräther gewonnen. Dieser entartete Sohn Chili's übernahm das beklagenswerthe Amt des Führers zu Caupolican's Sicherheitsversteck. Nachdem er die ihm zugesellte Spanische Mannschaft die Abhänge auf- und abgeführt und sich mit derselben durch

das Dickicht bis in die Nähe von Caupolican's Schlupfwinkel hindurchgeschlagen, ward er von jäher Schaam ergriffen, vor seinem Toqui sich sehen zu lassen. Er lehnte die weitere Begleitung ab. Er vermöchte, sprach er, den Anblick des wider ihn ergrimmten Feldherrn nicht auszuhalten, welcher, wenn er erfahre, daß er verrathen worden, seinem Verräther mit der erbittertsten Wuth entgegentreten werde. Er versicherte den Spaniern, daß sie des Weges nun weiter nicht fehlen könnten, wenn sie dem Ufer des Waldbaches, neben dem sie sich befanden, nachgehen würden. Er habe sein Versprechen, das ihn schon, bevor die Spanier die Frucht desselben erndteten, gereue, bis zu dem Punkte erfüllt, wo sie seiner nicht mehr bedürften, sondern selbst weiter zu handeln hätten, um den Zweck zu erreichen. „Unter eigener offenbarer Gefahr," fuhr er fort, „habe ich euch hieher geleitet, meine Aufgabe ist gelöst, nachdem ihr nur noch wenige Schritte zu machen braucht, um euch die Gewalt über den zu verschaffen, dessen ihr habhaft werden wollt." Kein Versprechen, keine Drohung waren im Stande, den Indianer zu bewegen, einen Schritt weiter zu thun. Da die Spanier sich zu versäumen fürchteten und jedes ungewöhnliche Geräusch vermeiden mußten, um nicht verrathen zu werden, so ließen sie von dem Verräther ab, banden ihn aber, damit er nicht entkommen möchte, falls er sie hintergangen haben sollte, an einen Baum und schlugen die von ihm bezeichnete Richtung ein. Als der Ruf von Caupolican's Schildwache erschollen war, kehrte

auf einen Augenblick der wilde Muth in Caupolican's Herz zurück und er beschloß, den Angreifern entgegen zu treten und sein Leben theuer zu verkaufen. Mit einem schweren Hammer bewaffnet, sprang er auf die Fallbrücke und schwang die gewaltige Waffe. Er holte aus, um damit auf den ersten Herantretenden einen mächtigen Hieb zu führen. Allein seine innere Bewegung oder eine plötzliche Erleuchtung, daß es ihm nicht zieme, zu tödten, nachdem er den mitleidsvollen Blick dessen empfangen, der für uns Alle getödtet worden, geben dem schrecklichen Werkzeuge eine ganz andere Richtung, als nach dem Haupte des nächsten Angreifers und der furchtbare Hieb traf nur einen Baum. Der Spanier dagegen gewann dadurch Zeit, den gewaltigen Gegner am Arme zu verwunden. Einer seiner zehn Getreuen hatte inzwischen den Pater Pedro nach der entgegengesetzten Seite in Sicherheit gebracht. Von der Bekehrung Caupolican's erfüllt und der jähen und gefährlichen Unterbrechung seiner Unterhaltung mit demselben erschreckt, folgte der Pater, welcher eher einen innern Drang fühlte, bei seinem Neophyten zu bleiben, widerstrebend aber doch willensohnmächtig der fest ihn nach sich ziehenden Hand des Araucaner's in den schützenden Wald. Nachdem Caupolican durch die Armwunde wehrlos geworden, ermahnte er die neun Gefährten, sich weitern Widerstandes zu enthalten. Er hoffte, den Spaniern unerkannt zu bleiben und so die Lage seiner Getreuen zu erleichtern, welche als Hehler und nächste Helfer des aufrührerischen

Toqui erkannt, ein hartes Loos zu gewärtigen gehabt haben würden. Da von den elf Leuten, welche ihnen der Verräther als in der Höhle anwesend bezeichnet, nur zehn von den Spaniern angetroffen waren, letztere aber den Araucanerfeldherrn nicht persönlich kannten, so glaubten die Spanier bei der Leichtigkeit, womit die Ueberfallenen sich ergaben, deren sie von Caupolican sich nicht gewärtig waren, Caupolican sei entkommen und der große und starke Mann, den sie gefunden, irgend ein anderer Anführer der Araucaner. Sie führten die Gefangenen gebunden auf dem Wege, den man gekommen war, zurück. Als sie an den Baum gelangten, an welchem sie den Verräther angebunden zurückgelassen, befreiten sie diesen. So groß aber war die Ehrfurcht dieses entarteten Araucaner's vor der edeln Erscheinung seines vormaligen Herrschers, daß er den Spaniern auf die Frage: „ob unter den zehn Gefangenen Caupolican sich befinde," verneinende Antwort gab. Doch machte er sich beim Weitermarsch unter irgend einem Vorwande von dem Zuge los und entwich weit hinweg, da ihn die Foltern seines Gewissens, das ihm beständig seinen schändlichen Verrath vorwarf, keine Ruhe und die Nähe seines Opfers ihm unerträglich scheinen ließen. Caupolican's Incognito ließ sich aber nur so lange bewahren, bis er vor Reynoso gebracht ward, von dessen Leuten mehre ihn kannten und bekannt machten. Caupolican sprach deßhalb zu Reynoso: „Noch vor wenigen Tagen würde die Verletzung meines Armes, wie unfähig dieselbe

mich auch zur Waffenführung gemacht, mich nicht verhindert haben, bei der schmählichen Wendung, welche mein Geschick genommen, und die mich dir in die Hände geliefert, mit meinem Schwerte mir die Brust zu durchbohren, um der Seele einen Ausgang aus einem so ehrlosen Dasein zu eröffnen. Eine heilsame Fügung des Allerhöchsten hat aber meinen Sinn gewandelt, daß ich aus deiner Hand ohne Schmach mein Leben annehmen kann. Ich gewähre dir, was du fodern magst, wenn du mir dasselbe zusicherst. Glaube nicht, daß Furcht vor dem Tode mir das Wort führt. Nur Glückliche fürchten diesen. Ich bin aber durch Erfahrung belehrt, eine wie klägliche Last einem Unglücklichen das Leben ist. Ich bin Caupolican, dessen Name für die Spanier lange mit Krieg und Unglück gleichbedeutend war. Obwohl in meiner Freiheit augenblicklich gehemmt, habe ich doch noch die unumschränkte Herrschaft Arauco's in meiner Hand und habe zu bestimmen, ob und unter welchen Bedingungen Frieden sein soll zwischen Araucanern und Spaniern. Mein Zügel erstreckt sich noch über das ganze Land und dasselbe ist, wie gewaltig ihr auch in einzelnen Theilen desselben herrscht, vom Gehorsam gegen mich noch nicht entbunden. Ich bin es, durch den Valdivia fiel, ich bin es, der Puren schleifen ließ, ich bin es, der Penco dem Boden gleich gemacht, ich bin's, der euch so viele Niederlagen beibrachte; allein durch den Umschwung der Verhältnisse, den der Himmel hat eintreten lassen, siehest du mich zu deinen Füßen und

als um mein Leben Bittenden. Reynoso entgegnete finster: „Diejenigen verdienen kein Glück zu haben, welche sich wider den Himmel auflehnen. Warest du nicht des Königs von Spanien Unterthan? Wie durftest du zur Empörung wider denselben dich hinreißen lassen? Caupolican: Frei ward ich geboren. Ich war bereits ein selbstständiger Jüngling, als ich euern Namen zum ersten Male nennen hörte. Arauco war viele Jahrhunderte lang unabhängig, ehe ihr euern Fuß hineinsetztet. Nur die Freiheit meines Vaterlandes und Gesetzes habe ich vertheidigt, die eurige aber niemals angetastet. Reynoso: Ohne dich würde Chili genommen sein. Caupolican: Nun ich gebunden bin, ist es genommen. Reynoso: Aber du hast, und stellst es selbst nicht in Abrede, Valdivia getödtet, oder mindestens geduldet zu haben, daß er getödtet ward; hast viele Städte zerstört, das Volk zum Aufruhr verleitet, Villagran besiegt und mußt dafür sterben. Caupolican: Du meinst, es sei wenigstens gut, daß mein Hals sich in deinen Händen befinde, denn dadurch werde der Besitz Chili's für Philipp gesichert. Täusche dich hierin nicht. Wohl kann der gefangene aber nicht der getödtete Caupolican den Spaniern nützen. Mag ich nach deinen Begriffen mein Leben durch Auflehnen gegen die Unterdrücker meines Vaterlandes verwirkt haben; mag der Haß deines Heeres zur Sühne der Schuld, die ihr an mir findet, mein Haupt verlangen, so bedenke doch, daß wer am willigsten verzeihet, selber Verzeihung gewärtigen darf. Reißt Leidenschaft dich

zur Rache hin, so genüge dir die, daß ich dich um mein Leben bitte. Bezwinge den Zorn in deinem Herzen, denn der Zorn ist in des Mächtigen Brust nicht an seinem Orte. Hast du aber meinen Tod schon fest beschlossen, so bethätige dein Mitleid durch baldige Vollstreckung. Wähne jedoch nicht, daß, wenn ich auch jetzt durch deine Hand sterbe, es dem Reiche an einem Haupte fehlen wird; alsbald werden tausend andere Caupolican's aufstehen. Nicht jeder wird ein Mißgeschick haben wie das meinige. Du hast die Araucaner kennen gelernt. Ich bin unter ihnen der geringsten Krieger einer. Beachte, wie du Viele besiegst, wenn du dich selber besiegst. Zügele deine Leidenschaft und deinen schädlichen Grimm. Der Zorn ist eine Versuchung tapferer Männer. Hochherzig ist es der Rache Vergebung entgegen zu setzen. Durch meinen Tod wirst du den allgemeinen Frieden zerstören. Halte das Schwert der Strenge zurück, unter welchem mit meinem entblößten Nacken zugleich dein Glück sich befindet. Strebe höher, sei lüstern nach einem erhabenern Ruhme. Suche nicht in einem so unbedeutenden Gewässer den Tod des Ertrinkens. Die dir glücklich gewesene Fügung macht an dich den Anspruch richtiger Benutzung. Erkenne die Zeit, verstehe dein Glück. Ich bin in deiner Gewalt und stehe jetzt auf deiner Seite. Bin ich todt, so hast du von Allem, was du gethan, nichts übrig als den nutzlosen Leichnam eines Mannes. Könnte dieses elende Haupt dir ein Genüge gewähren, ich würde meinen Nacken

dir darreichen, damit du mit deinem Schwerte diesem jetzt nutzlosen Dasein ein Ende machtest. Derjenige verwendet sein Leben auf eine nachtheilige Weise, der beflissen ist, seinen Tod zu beschleunigen, zumal in gegenwärtiger Zeit, wo der meinige den Gesammtfrieden stören würde. Durch Erfahrung bist du unterrichtet, wie ich, frei oder gefangen, öffentlich wie insgeheim, von meinen Kriegern gefürchtet und geliebt werde und Alles meinem Willen unterworfen ist. Ich werde das Gesetz Christi aufrichten. Und lässest du die Waffen frei, so wird, ich gebe dir mein Wort, die ganze Landgemeinde sich vor mir einfinden, um dem Könige Philipp zu huldigen und zu gehorsamen. Halte mich an entferntem Orte in sicherm Gewahrsam, bis ich erfüllt haben werde, was ich verhieß. Ich weiß es, Heer und Reichsversammlung werden Alles gut heißen, was ich vorgeschlagen. Gehet aber die gesetzte Frist vorüber, ohne daß erfüllt wird, was von mir verheißen worden, so werde ich auch zu sterben wissen. Wähle von meinen Vorschlägen, was Dir beliebt. Ich bin zu Allem bereit." Die ruhige Haltung und die unveränderte Miene, womit Caupolican diese Worte sprach, bewiesen, daß dieselben volle Wahrheit enthielten. Das widrige Geschick konnte schon auf seine hohe Seele keine niederschlagende Wirkung mehr üben. Ein unerschütterter Fels, stand er inmitten der Wogen, welche dasselbe um ihn aufthürmte. Obwohl besiegt, gefangen und in Fesseln, erschien er in der ganzen Umgebung der einzige Freie

durch seine von den Verhältnissen unabhängige Haltung. Selbst der grausame Reynoso empfand eine ehrerbietige Scheu vor der Seelengröße, der er mit der Kleinlichkeit seiner Leidenschaft gegenüber stand. Er gewann es bei dieser Empfindung über sich, dem Gefangenen sein Bedauern auszudrücken, daß er ihm nicht verzeihen dürfe, ja sogar nicht werde hindern können, daß die Strafe, deren sich Caupolican durch den Aufruhr wider den König von Spanien und die blutige Befehdung der Autoritäten desselben schuldig gemacht, öffentlich vollzogen werde. Er suchte jedoch durch den Hinweis auf die noch einzuholende Entscheidung des Kriegsrathes eine Art Hoffnung auf eine andere Wendung von seines Gefangenen Schicksal offen zu halten. Allein der Kriegsrath war nur das feile Echo Reynoso's, dessen Andenken nicht nur unter den Araucanern, sondern auch unter den Spaniern verhaßt geblieben ist, weil sein Verhalten, seine persönliche Tapferkeit und sein Feldherrntalent abgerechnet, mit dem angeborenen großmüthigen Charakter der spanischen Nation im Widerspruche gefunden werden mußte. Der große Feldherr der Araucaner ward, es ist unglaublich! verurtheilt, auf einen Pfahl gespießt und mit Pfeilen erschossen zu werden. Keine Stimme erhob sich, um dieser schmachvollen Sentenz zu widersprechen. Reynoso's unerbittlicher Sinn schien sich über alle Mitglieder seines Kriegsgerichtes ergossen zu haben. Auch dem Befehle der schleunigen Ausführung wagte Niemand entgegenzutreten. Ercilla,

welcher den Don Garcias auf seinem Zuge begleitete und wie dieser von der ganzen Katastrophe nichts erfuhr, bemerkt klagend, wie es zu derselben nicht gekommen sein würde, wenn er gegenwärtig gewesen wäre. Mit standhaftem Sinne, ja selbst mit freundlicher, auf Reynoso gerichteter Miene vernahm Caupolican die Verkündigung des Urtheiles. Er machte Reynoso nur mit kurzen Worten nochmals darauf aufmerksam, wie diese Hinrichtung den Spaniern den erwarteten Vortheil nicht bringen würde und die Araucaner, weit entfernt, dadurch abgeschreckt zu werden, nur mit größerm Grimme gegen die Spanier und mit Lust zur Empörung wider dieselben erfüllt werden dürften. Sodann erbat er für die Zeit, welche ihm noch zu leben vergönnt, sich die Gesellschaft des hochwürdigen Paters Pedro, um sich von demselben nicht allein zum Tode, sondern auch zum Leben vorbereiten zu lassen, das er sich mittelst der Wiedergeburt durch die heilige Taufe zu erwerben den Entschluß gefaßt, nachdem ihn der Heiland so vernehmlich zu sich und seinen gebenedeiten Sacramenten eingeladen. So sehr hatte denn doch die Grausamkeit Reynoso's Herz noch nicht verfinstert und verhärtet, daß er nicht in Ehrerbietung der Kirche den Triumph gegönnt hätte, den ihr die Annahme des großen Caupolican zum Sohne bereiten mußte. Staunende Bewunderung über die herrlichen Rathschlüsse Gottes, welcher so Großes im Herzen ihres Todfeindes gewirkt, füllte die Seelen der Spanier und stummer Schrecken sank in die Brust der heid=

nischen Barbaren, welche Caupolican's Entschluß vernahmen. Mit Freuden widmete der Pater Pedro, nachdem Reynoso Caupolican's Bitte gewillfahrt, seine Stunden der Unterweisung Caupolican's, dessen schöne Seele er von Gott selbst so gut zur Aufnahme der Schätze seiner Lehren vorbereitet fand, daß er nur wenige Nachhilfe anzuwenden hatte, um ihn in ausgezeichnetem Maaße befähigt und würdig zu finden, das hochwürdige Sacrament der heiligen Taufe zu empfangen. Unter allgemeiner Erbauung der anwesenden Menge ward der Taufact an Caupolican feierlichst vollzogen. Mit dem Wasser des Lebens erfrischt, hatte derselbe seine Gedanken, ja sein gesammtes Sinnen und Empfinden von der irdischen Welt, die er zu verlassen im nächsten Begriffe stand, abgekehrt und dem großen Jenseits, das ihm bereits mittelst der in sein Herz gefallenen Strahlen der Sonne der Geister, hienieden hell zu tagen begann, zugewendet. Pater Pedro bezeugte, selten sei ein Sterblicher so rein gewaschen von der Schuld durch würdige Säuberung im heiligen Bade der Buße und rechte Aneignung der reinigenden Verdienste des Sohnes Gottes vor den ewigen Richter getreten, als dieser Sohn der Wildniß, den der Strahl der allmächtigen Gnade so erneuernd, so umschaffend und vergöttlichend getroffen. „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!" war die große Vorstellung, welche seine Seele allein bewegte und ganz in Anspruch nahm. Gleich dem großen Weltapostel, der diese unvergleichlichen Worte zuerst

sprach, hielt er Alles für Schaden der Alles übertreffenden Erkenntniß Christi, seines neuen Herrn, gegenüber. Mit siegender Glaubensfreudigkeit verzichtete er auf Alles, selbst auf die süßesten menschlichen Erinnerungen und Empfindungen, welche ihm einst in edelster Weise das irdische Dasein verschönt, ja er achtete dieselben für Schmutz, wenn sie ihn hinderten, Christum zu gewinnen. Er hatte die Schauer überwunden, welche die Heiden zu dem trostlosen Ausspruche veranlaßten: „Der Tod ist unter allem Schrecklichen das Schrecklichste." Er erkannte deutlichst in Christo den Ueberwinder des Todes, welcher, wie dem Tode überhaupt, so auch dem seinigen insbesondere den Stachel genommen, auch ihm durch Erdulden der bittersten Todesqual das Sterben erleichtert. Jetzt verstand er den Blick, welchen ihm das Bild am Crucifixe zugeworfen und der brennend in seinem Herzen fortlebte. Hellen Klang nahm derselbe hier an und tönte vernehmlich: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, wird leben, obgleich er stirbt (Joh. XI. 25)." Getrost vermochte er daher mit dem Weltapostel zu sprechen: „Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" Des Todes Stachel ist die Sünde. Aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben durch unsern Herrn Jesum Christum.

Pater Pedro erquickte den neuen, feurigen, todesbegierigen Christen mit den Erzählungen der letzten Stunden heiliger, frommer Seelen. Mit andächtigster Aufmerksamkeit vernahm er, wie der heilige Stephanus ge-

storben, wie Ignatius, Polykarpus, Felicitas, Perpetua, der heilige Sebastian, die Einsiedler Paulus und Antonius, Ludwig der Heilige gestorben und erbauete sich an diesen hehren Vorbildern in der Nachfolge Christi, namentlich aber prägte er seinem Gedächtnisse die großen und muthigen Worte ein, die Polykarp, fast schon umlodert von den Flammen, welche sein irdisches Leben verzehren sollten, zum Himmel emporschauend, gesprochen. Mit vollkommener Ergebung ließ er, als die Stunde der grausamen Hinrichtung erschienen war, die schimpflichen Vorbereitungen und Umstände, welche dieselbe bedingte, an sich vollziehen. Schuhlos, baarhaupt, zu Fuß, nur halb und ärmlichst gekleidet, die Last zweier schwerer Ketten nachschleppend, um den Hals einen Strick, den eines Henkerknechts Faust hielt, von Reisigen umringt, ward er hinausgeführt auf die Richtstätte. Als die Fesseln seinen freien Gliedern angelegt wurden, faßte ihn der menschliche Widerwillen vor der Knechtschaft und er begann zu schaudern. Sogleich aber faßte er sich und sprach nach dem Vorgange des heiligen Ignatius mit freudenvoller Miene: „Ich danke Dir, o Herr, daß Du mich der vollkommenen Liebe zu Dir gewürdigt und mich beehrt hast, mit Deinem Apostel Paulus eiserne Bande zu tragen.“ Zuvor durch den hohen Genuß der heiligen Sterbesacramente gestärkt, schritt er festen Ganges, den Pater Pedro zur Seite, zum Blutgerüste, das eine halbe Lanze hoch über den Boden erhöhet, von allen Seiten frei überschauet werden konnte. Mit kräftiger Gewandt-

heit, als gälte es, aus einem Kerker in die Freiheit überzugehen, stieg er die Leiter hinauf. Auf dem Gerüste angelangt, betrachtete er ruhevoll einige Augenblicke die wogende Menge, welche beim Anblicke eines so schmählichen Geschickes und der Würde, womit dasselbe getragen ward, wechselsweise von Entsetzen und Bewunderung durchdrungen war. Nachdem er freundlichen Abschiedsgruß nach allen Seiten gespendet, ließ er sich mit dem Pater Pedro auf die Kniee nieder und betete mit ihm die Sterbegebete. Als er sich wieder erhoben, nahete sich ihm der Henker, ein nichtswürdiger Jaloff-Neger, dessen Verworfenheit Mienen, Geberden und Anzug genugsam verriethen. Noch einmal trat dem Verurtheilten der Versucher mit dem natürlichen Stolze und dem angeborenen Sträuben wider den Tod nahe. Auch ihm ward die volle Qual nicht erlassen, welche selbst dem sterbenden Heilande in der Todesangst genahet war und den Schmerzensruf entpreßt hatte: „Mein Gott! Mein Gott! Warum hast du mich verlassen?“ Von einem sonst edeln Unwillen erfüllt, wollte Caupolican sich beschweren, daß ein Mann, dessen Leben eine Kette selbst von seinen Feinden anerkannter Großthaten gewesen, von so schnöder Hand dem Tode übergeben werden sollte, und die Bitte aussprechen, von ehrenvoller Hand durch ein Schwert gefällt zu werden. Da ertönte ihm, wie dem seligen Polykarpus, eine Stimme von Oben, welche sprach: „Sei stark und ermanne dich, Caupolican!“ Den Redenden sahe Niemand.

Die Stimme aber vernahmen Alle, die das Schaffott umstanden. Voll Schaam über die eitele Regung, die ihn angewandelt, wandte Caupolican seinen Blick auf sein Vorbild, den verspotteten Erlöser, welcher geduldig Hohn und Schmach ertragen, neben welchen die Berührung und Hinrichtung durch einen verachteten Neger gar nicht in Betracht kommen konnte. Dem sanftmüthigen Lamme, das sich gelassen zur Schlachtbank führen ließ, nachfolgend, ließ er sich ohne Widerstreben auf den scharfgespitzten Pfahl niederstoßen, dessen Spitze, aufwärts dringend, ihm mit fürchterlichen Schmerzen die Eingeweide zerriß. Der starke Held hätte kaum beim Niederlassen auf ein Luftpolster ein heiteres Antlitz zeigen können. Zum Himmel empor schauend, gedachte er der Worte des heiligen Polykarp, dessen Ende ihm die göttliche, eben vernommene Stimme wieder lebendig vor das Gedächtniß gerufen. Dieselben hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie waren ihm fest in's Gedächtniß eingedrungen. Er sprach sie gleichsam mit innerer Nöthigung nach: „Herr Gott, Allmächtiger, Vater deines geliebten und gesegneten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß deiner empfangen! Gott der Engel und der Kräfte der ganzen Schöpfung, des ganzen Geschlechtes der Gerechten, welche wandeln vor deinem Antlitze; ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast, an diesem Tage und zu dieser Stunde, in Genossenschaft mit deinen Martyrern, Theil zu nehmen am Kelche deines Sohnes Christi zur Auf-

erstehung des ewigen Lebens der Seele und des Leibes, in unwandelbarer Erneuerung des heiligen Geistes, unter die ich heute möge aufgenommen werden von dir, zu einem vollkommenen und wohlgefälligen Opfer, so wie du es vorbereitet, zuvor offenbart und erfüllt hast, du untrüglicher und wahrhaftiger Gott! Deßhalb lobe ich dich für Alles, preise und verherrliche dich sammt dem ewigen himmlischen Jesus Christus, deinem geliebten Sohne, mit welchem dir und dem heiligen Geiste sei Ehre jetzt und in Ewigkeit. Amen!" Nachdem Caupolican das Amen emporgeathmet, traten sechs zielkundige auserlesene Bogenschützen bis auf dreißig Schritte nahe, legten auf ihn an und schnellten jeder in bewunderungswürdiger Geschwindigkeit zwanzig Pfeile auf den Verurtheilten ab. Nachdem die Heldenbrust wohl hundert Pfeile empfangen, hauchte sie unter dem lauttönenden Rufe: „O Herr, nimm meinen Geist auf," die große Seele aus, welche zu ihrem Auszuge so vieler Wunden bedurfte.

Pater Pedro sorgte mit treuem und frommem Eifer, daß dem Vollendeten bei der Beerdigung und in den Obsequien die vollen kirchlichen Ehren zu Theil wurden.

Caupolican's Grab ward ein Wallfahrtsziel, nicht weniger für andächtige christliche Pilger, welche sich an demselben seinen muthigen und erhebenden Tod vergegenwärtigten, als für die von edelm Freiheitsdurste erfüllten Araucaner, welche in begeisternder

Erinnerung hier das Andenken ihres größten und besten Nationalhelden feierten.

Malaja trat als Schwester Clara mit Donna Mencia in das von der letztern gestiftete Kloster und brachte es durch Abtödtung jeglichen Restes eigenwilliger Selbstsucht, der ihr etwa noch in die stillen Mauern gefolgt war, in der Vollendung ihres innern Menschen so weit, daß sie ihren Mitschwestern als ein Vorbild der Heiligkeit empfohlen werden konnte.

Der unselige Marollo, welcher ganz fruchtlos zu Caupolican's Untergange geholfen und Malaja sich für immer entzogen sah, erntete schnell den schließlichen Lohn, welchen der Fürst der Finsterniß keinem seiner Getreuen vorenthält, in der maaßlosen Verzweiflung über die Vergeblichkeit aller seiner kläglichen Missethaten, der er kein anderes Ziel zu setzen wußte, als durch einen feigen Selbstmord.

Noch ehe sie in ihrem vierzigsten Jahre starb, hatte Malaja die Freude, ihren Vater, den weisen Colocolo, zum Gipfel der wirklichen Weisheit, zur Erleuchtung durch Jesum Christum, gelangen zu sehen. Sein Todtenlager, auf dem er den Tod des Gerechten gestorben, umstanden in der Scheidestunde des Tages mit Clara drei dunkele Gestalten, die letzten Seelenfreunde des Verblichenen. Es waren die Patres: Pedro, Jago und Basilio. Mit tiefen ergreifenden Stimmen sangen sie den Psalm: De profundis. —

Für die Araucaner ist die Vorsehung selbst augenfällig als Rächerin an den Spaniern aufgetreten, indem sie nie zugelassen hat, daß dieselben von den weißen Eindringlingen unterjocht wurden. Erst 1665, also über ein Jahrhundert nach dem Tode Caupolican's, dem ein Caupolican II. rühmlich nachfolgte, konnten es die Spanier zu einem dauernden Frieden mit diesem Volke bringen. Von 1770—1775 wüthete ein neuer Krieg, aus dem es abermals unbesiegt hervorging. Während die Spanier durch rebellischen Abfall eine ihrer amerikanischen Eroberungen nach der andern verloren, während alle Urvölker Amerika's ihren Untergang durch Ausbreitung einer eigennützigen Civilisation bereits gefunden haben oder demselben sichtlich entgegen gehen, bestehet das Volk der Araucaner noch heute als eine kriegerische unabhängige Nation, welche einen Landstrich, der dem Königreiche Portugal an Größe nahe kömmt, inne hat und in ehrenvoller Bundesgenossenschaft mit der Republik Chili stehet. Kaum hat irgend in der Weltgeschichte das Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit sich so vernehmlich ausgesprochen, als in Sachen der Spanier gegen die heldenmüthigen Araucaner.





J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Die

Reise mit einer Seele.

Gedichte

von

Gedeon von der Heide.

Eleg. geh. fl. 1. 36. 27 Ngr. In eleg. Einb. fl. 1. 57. Rthlr. 1. 3.

Eine Reihe von Recensionen fügt diesen Romanzen-Cyklus den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der deutschen Poesie an.

Wir erlauben uns, einige Auszüge anzuführen:

„Ged. von der Heide tritt als Vorkämpfer einer ganz neuen, durchaus eigenthümlichen Poesie und einer entschieden christlichen, ja sogar streng katholischen Richtung in derselben auf, und trägt sein kühnes Banner wohin er will, gänzlich unbekümmert um das Geschrei im feindlichen Lager darüber. Er wird mit der Zeit einer der gefeiertsten deutschen Sänger werden."

(Brunner, Wiener Kirchenzeitung.)

„Diese große, schöne Aufgabe, die der Dichter sich gestellt zu haben scheint, führt er mit sicherer Meisterschaft durch und mit so überraschender Gewandtheit und in so origineller Weise behandelt er in dieser Tendenz jeden ihm vorkommenden Stoff, daß der Leser unwillkürlich selbst athmen muß in der Sphäre, in welcher der Dichter schöpft. Die Reise mit einer Seele ist ein Meisterwerk besonders auch in dieser Beziehung, und die Kritik der antichristlichen Richtung wird es nicht wagen dürfen, gegen unsern Ausspruch ihre Stimme zu erheben — Wem es darum zu thun ist, sich durch poetische Lectüre zu erbauen, reinen und edlen Genuß sich zu verschaffen, das menschliche Leben in lehrreichen Bildern sich vor die Seele zu führen, die Verherrlichung der göttlichen Fürsehung in ihrer Anordnung von Kreuz und Leiden zu bewundern und an dem Troste sich zu laben, der wie ein heilender Quell durch den Garten der Kirche hinfließt für Alle, die das Weh der Erde drückt: — dem empfehlen wir die Reise mit einer Seele; — er wird in ihr finden, was er sucht, und uns dankbar dafür sein, daß wir ihn zu dem Buche hingewiesen." (Kathol. Blätter für Literatur.)

Gedichte

von

Vincenz Zusner.

Zweite Auflage.

Eleg. geh. fl. 1. 12. 21 Ngr.

Gedichte

von

Gedeon von der Heide.

Eleg. geh. fl. 4. 12. Rthlr. 2. 12.

Die günstige Aufnahme, welche die „Gnaden" und die „Reise mit einer Seele" überall gefunden haben, läßt uns für die erste Sammlung der lyrischen Gedichte des gefeierten Sängers eine ebenso warme Anerkennung hoffen.

Herzog Konrad.

Ein deutsches Trauerspiel

von

Joseph Pape.

Eleg. geb. 48 kr. 15 Ngr.

Sonette der Victoria Colonna

mit deutscher Uebersetzung

von

Bertha Arndts.

Zwei Theile.

I. Weltliche Sonette. II. Geistliche Sonette.

fl. 4. 48. Rthlr. 2. 24.

Eine von Ariosto, von Michelangelo hochgefeierte Dichterin ist es, deren Werke hier zum erstenmal in deutscher Uebersetzung nebst dem italienischen Text geboten werden. Das genügt, um die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums, vor allen die gebildeter deutscher Frauen, für diese literarische Erscheinung in Anspruch zu nehmen. Das erste Bändchen enthält außerdem, was der Titel angibt, auch eine ausführliche Lebensgeschichte der Dichterin und am Schlusse deren Gesang vom Triumph Christi, welcher den Uebergang bildet zu den im zweiten Bändchen enthaltenen geistlichen Sonetten, die, durch Gedankentiefe und Glaubenswärme ausgezeichnet, unzweifelhaft zu dem Bedeutendsten gehören, was die christlich-religiöse Poesie aufzuweisen hat. Der Ertrag der Ausgabe ist zu einem milden Zweck bestimmt.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.